

7

1930

Sächsische

Z	4°
---	----

2296

Landesbibl.

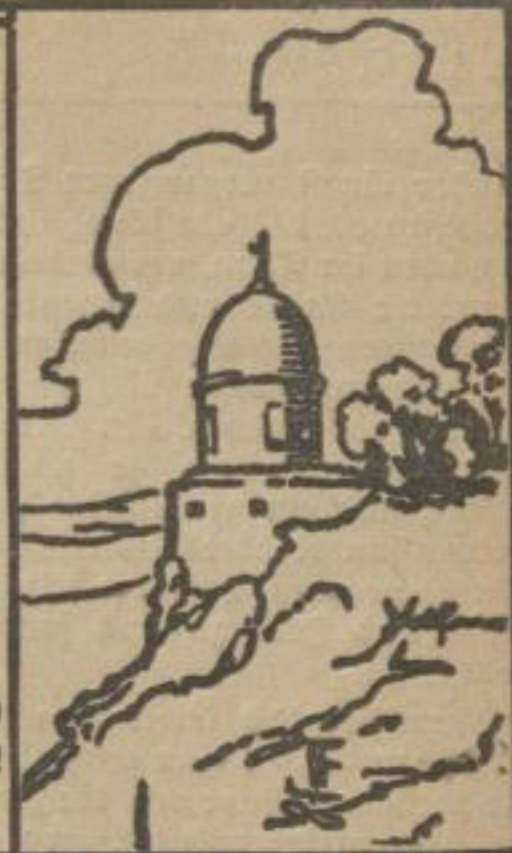
xxx



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Leserschaft des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptverleger: Köhlerbroda, Güterhofstraße 5, Fernsprecher Nr. 6. / Schriftleiter:
L. Schmitz, Köhlerbroda-Raumburg.



Nr. 1. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Januar 1930

Neujahrssagen im Erzgebirge.

In der Spinnstube wurden sie früher erzählt, dann in den Klöppelstuben, wenn draußen der Winterwind durch die Läden brauste, daß sie ächzend sich bogen, oder wenn lautlos weiße Flocken ihre silbernen Polster höher und höher hausheten. Da prasselten die Scheite lustig im großen Kachelofen und die Mäuschen gingen mit den Klappern der Klöppel oder dem Surren des Spinnrades um die Wette. Wenn aber die Mhn oder die Großmutter mit den alten Sagen und Geschichten auspackte, rückten sie gruselig zusammen und horchten wie die Mäuschen.

Seltene Dinge gab es da zu hören, und in der Silvesternacht, da ging es am meisten um, da hieß es doppelt vorsichtig sein, denn es war eine Zaubernacht, die den Geistern freies Spiel ließ und die Schleier der Zukunft lüften konnte.

Von dem Müller drunten in der Mühle ging die Sage, der hatte mit dem Teufel einen Bund geschlossen, daß er reich würde und alles ihm zum Guten ausginge. Und der Teufel hatte dafür verlangt, daß er in jeder Neujahrnacht auf einem der Mahlgänge Pferdredel mahlen dürfte. So kam er denn auch am Silvesterabend und fing zu mahlen an, aber verkehrt, und alsbald erhob sich ein solcher Gestank, daß es weit und breit zu spüren war. So ging es die ganze Nacht, allemal zum Neujahr. Der Sohn des Müllers aber war brav und fromm und spürte der Sache nach. Und als es wieder Silvester war, verstopfte er den Mahlgang mit Eisendreck, sodas der Teufel nicht mahlen konnte. Der wurde gar wütend, schwur dem Müller Rache, daß sein Gewerbe eingehen, die Mühle verfallen sollte, und der Müller mit Stecken und Stiefelknecht auswandern müsse. Dann fuhr der Teu-

fel mit Blitzen und Donnern zum Schornstein hinaus. Die gar böse Voraussage war natürlich auch eingetroffen. Als der Schnee schmolz, gab es ein plötzliches Hochwasser. Die schöne Mühle wurde weggerissen, und arm, nur den Stecken in der Hand, den Stiefelknecht unter dem Arm, wanderte der Müller aus. Aber er war den Teufel los, baute sich und seinem Sohn in einem anderen Ort eine neue Mühle und lebte fortan ein stilles, gottesfürchtiges Leben.

Dann, wenn gerade Vollmondschein in der Neujahrnacht ist, wollen viele einen Reiter gesehen haben, hoch oben über den Berg ist er gesprengt und hat seinen Kopf in der Hand getragen. Und wer dem gespenstigen Reiter begegnete, starb noch in demselben Jahr. Da war aber ein Schneider, der mußte für den Schulzen einen neuen Rock nähen, der bis zum Neujahrsmorgen fertig sein sollte. Doch hatte der Schneider vergessen, Armeelutter aus der nächsten Stadt mitzubringen. Er fürchtete sich, den Weg über den nächsten Berg zu nehmen, denn schon dunkelte es, und es war Silvester. Was tun? Er nahm seinen Hund, band ihm ein Körbchen um den Hals fest, darein er Geld und einen Zettel legte und sagte: „Marsch hinaus! Laufe nach der Stadt zum Gevatter, wirst es schon wissen. Und komm recht schnell wieder heim!“ Der Hund trollte sich gehorjam. Nach Mitternacht kratzte er an der Haustür und kam, schen um sich blinkend, mit Wedeln und frohen Wellen wieder in die warme Stube. Da fanden sie im Körbchen nicht nur das Armeelutter, sondern noch einige feine Goldstücke. Die hatte der Reiter ohne Kopf hineingelegt.

In der Neujahrnacht kann man auch „horchen“ gehen. Da stellen sich einige beherrzte Mädchen und Burschen im Kreise

auf, ganz still — und horchen, was ihnen nach dem Mitternachtsläuten zuerst in die Ohren klingen oder vor die Augen treten werde. Es soll einmal vom Dorf her, nachdem es erst ganz still gewesen, plötzlich ein fürchterer Sturm gekommen sein, und zwei Tage später ist das ganze Dorf abgebrannt. — Ein Mädchen hat um Neujahr am Fenster gestanden und gehorcht. Da sah sie vor dem und jenem Hause einen Sarg stehen, über einem anderen Hause hat ein Kreuz gehängt, und wirklich, noch in demselben Jahre hat der Tod in den ersten Häusern Einkehr gehalten, während in den letzten fröhliche Hochzeit gefeiert wurde.

Dann war da die reiche, schöne Schützengtochter, die feterte am Silvesterabend Verlobung mit einem Bauernsohn. Beide waren gar glücklich, denn sie liebten sich. Als aber um Mitternacht, da die Glocken zu läuten begannen, der Schein des Lichts auf das Paar fiel, wie sie sich herzten und küßten, siehe, da verschwand der Schatten des Jünglings an der Wand und nur des Mädchens Kopf war zu sehen. Alle erblickten, sie wußten, was dieses zu bedeuten habe. Und wirklich noch in demselben Jahr raffte eine schwere Krankheit den Jüngling hinweg.

So hat sich in den Tälern und Walddörfern unsres Erzgebirges manche schauerliche oder poetische Sage erhalten, die sich mit der Neujahrnacht befaßt. Eingesponnen in den Zauber und das Grauen einer gewaltigen Natur, haben sich im Laufe der Jahrhunderte auch seltsame Dinge ereignet, die den Anlaß zu solchen Sagen gegeben haben. Immer und überall aber werden sich um bedeutungsvolle Tage Sagen und Märchen bilden, die von Mund zu Mund gehen.

Erzgebirgische Sagen.

Wenn wir an schönen Sommertagen aufwärts ins Erzgebirge fahren, wenn die Eisenbahn leuchtend die Steigungen über-

windet und den dunklen Dom der Wälder mit ihrem Dampf füllt, wenn über saftgrüne Matten dann wandernd unser Weg

uns immer weiter emporträgt und all die Schönheiten unsres Erzgebirges sich vor uns aufstun, dann weht es uns an wie der

Zauber längst vergangener Tage und wir verstehen es, daß um die einsamen Gehöfte hoch oben im Tann, um verlassene Gruben, grundlose Teiche und ragende Felsen die Sage ihren Schleier gewoben hat. Dazu die geheimnisvollen Vorgänge im Berginnern, bei welchen den Menschen Glück oder bitteres Leid, je nachdem, zuteil wurde, und ein grüblerisches, mit starkem Heimatfönn begabtes Völkchen, — so ist der Grund gegeben, auf dem seit alten Zeiten Wald und Feld zu uns sprechen gelernt haben.

Der Bergbau spielt in unseren erzgebirgischen Sagen eine große Rolle. Da ist die poesievolle Sage von der „langen Schicht zu Ehrenfriedersdorf“, wo der junge Bräutigam vom Verlobungstisch weg ins Erdinnere ansahen mußte, da unten tief im Erdinnern verschüttet wurde. Erst nach sechzig Jahren, als seine Braut, die ihm ihr Leben hindurch die Treue bewahrt, schon ein altes, gebrechliches Weiblein war, kam seine Leiche jugendfrisch und wohlbehalten zutage. Wie dann der freudige Schreck der Greisin beim Wiederfinden des jungen Geliebten das Herz stillstehen ließ, und beide nun, doch noch vereint, zur ewigen Ruhe gebettet wurden.

Oder die Sage vom „Kätelstein“, einem Felsen mitten im Hochwald, der sich einst geöffnet haben soll, als Kätchen, die schöne Steigerstochter, die der Teufel selbst zu seiner Braut erkoren hatte, in ihrer Angst

und Verzweiflung Gott um Hilfe anslehte. Wie dann ein Zwerg sie zur Königin der Berge geführt, welche dem keuschen Mädchen ein güldenes Kreuz gab, mit dem diese den argen Freier verjagte.

Geiz und Unredlichkeit finden vielmal in diesen Sagen ihre Sühne. So ist die Sage von der „wüsten Mühle im Trebnitzgrund“ schön und poetisch. Sie erzählt von einem habgierigen Hammerherrn aus einem Seitental bei Tauenstein, der seine Knechte ausnützte und gar einst beim Abendmahl ein Goldstück vom Tisch des Herrn stahl. Dafür aber verschwand, als der Geizhals gestorben war, der Sarg, den die Hammerknechte zu Grabe tragen sollten, mitsamt der Leiche beim Ausziehen eines furchtbaren Gewitters.

Wie der reiche Segen an verborgenen Metallen da oben im Erzgebirge zuerst gefunden ward, erzählen viele Sagen. Da ist es einmal ein armer Musikant, der den Zwergen zum Tanz fiedeln muß und dem sie die Schätze des Berges öffnen; ein andermal ein schöner Fremdling, welcher in die Hütten der Armen eintritt und der ganzen Gegend Segen bringt. Auch die Sage vom jungen Oswald Teller ist schön und voll tiefem Sinn. Sie erzählt von einem armen Bergmann, der von dem hartherzigen Grubenbesitzer außer Brot gesetzt wird, weil er nicht genug Erz zu Tag gefördert hat. Sein ältester Sohn

aber erbittet sich die Gunst, in einem verfallenen Bergwerk nach neuem Ertrag suchen zu gehen. Er hat sich selbst im Traum gesehen, am Altar der Kirche, im Feiertagskleid, eine Stufe reinen Silbers in der Hand. Drei Tage sind ihm gegeben. Er gräbt und gräbt tief unten im einsamen Schacht. Da tritt ein Männlein an ihn und bittet um einen Bissen Brot, und der junge Mann gibt ihm das letzte, das er besitzt. Als der Gnom ihn aber zum Dank noch verhöhnt, wirft er den Hammer nach ihm, trifft aber statt des Spötters einen losen Stein, unter dem eine starke Silberader zum Vorschein kommt. Nun ist Oswald der Retter seiner Familie, erwirbt großen Reichtum und läßt zur Erinnerung an sein Elend und an Gottes Hilfe ein Standbild in der Kirche errichten, so wie er sich selbst im verheißungsvollen Traum gesehen hatte.

So künden unzählige Sagen von Freud und Leid, Tugend und Laster, von dem Walten einer hehren Natur und von seltsamen göttlichen Fügungen. Aus allem aber spricht der schlichte, treu fromme Sinn der Menschen, die im Schweize ihres Angesichts dem Boden die Gaben entlocken und aus dem Rauschen ihrer Wälder, dem Springen ihrer silberhellen Wässer den Pfad finden, der zu Poesie und einem regen Gottvertrauen führt.

Regina Berthold.

Die Pflanzen als Chemiker.

Als es den Chemikern nach Wöhlers künstlicher Herstellung des Harnstoffes gelungen war, auch andere organische Substanzen: Fette, Fettsäuren, Zucker, Harnsäurederivate, wie Koffein und Theobromin, komplizierte Stoffe, wie die Alkaloide, Nikotin und Atropin und viele andere, durch Synthese zu gewinnen, da glaubte man schon, in die tiefsten Geheimnisse der pflanzlichen Herrenmeister eingedrungen zu sein. Als gar der geniale Chemiker Emil Fischer, den wir neben vielem anderen die Kenntnisse von den verschiedenen Zuckerarten und den Purinstoffen (Harnsäurederivaten) verdanken, seine Amidosäuren aneinanderkuppelte und damit seine Polypeptidketten schuf, um künstlich Eiweiß zu erzeugen, da überstiegen sich die Optimisten gar schon zu der Auffassung, die soziale Frage auf chemischem Wege lösen zu können. Bei allen Erfolgen Fischers — von der Eiweißsynthese ist man noch sehr, sehr weit entfernt. Ueber den ersten Schritt ist man auch heute noch nicht hinaus.

Ende 1927 ging die Nachricht durch die Welt, zwei englische Chemiker (Baly und Davies) seien dahinter gekommen, Kohlenstoffverbindungen aus Kohlenäure und Wasser im Reagensglas zu bilden, und schon fantasierte man davon, es sei die Zeit nicht mehr fern, wo man die Kohlenäure der Luft in alle Arten von Kohlenstoffverbindungen — vom Zucker bis zum Benzin — verwandeln könne.

Das wäre nun freilich ein Fortschritt,

dessen Auswirkungen gar nicht abgesehen werden könnten. Alles Leben ist an Kohlenstoffverbindungen gebunden und alle Kohlenstoffverbindungen stammen aus der Luft, die uns ja reichlich zur Verfügung steht. Bisher waren die Pflanzen die größten Chemiker der Welt. Mühelos leisten sie in ihren Zell-Laboratorien seit dem Urbeginn der irdischen Welt die Arbeit, um die sich der menschliche Forschergeist in unendlicher Mühsal und vielfach vergeblich abquält.

Gehen wir darauf ein wenig näher ein! Feuer, Wasser, Luft und Erde waren die Elemente der Alten, aus denen sie sich alle Körper zusammengemischt dachten. Moderne Wissenschaft hat uns gelehrt, daß das Feuer ein chemischer Prozeß, das Wasser eine chemische Verbindung, Luft das Gemenge zweier Gasarten und Erde die Anhäufung verschiedenartiger Gesteine in feinsten Verteilung ist; für das Leben der Pflanzen aber haben die alten Elemente noch nichts an Bedeutung eingebüßt. Erde, Wasser und Luft bilden die Nahrung der Pflanzen; Feuer in Form von Licht und Wärme der Sonne kurbelt die Lebenstätigkeit der Zellen an. Die Pflanzen atmen die Kohlenäure der Luft ein und spalten sie in den grünen Zellen mit Hilfe der Energie der Sonnenstrahlen in Kohlenstoff und Sauerstoff, wobei das strahlende Energie wirksam gemacht wird. Den Sauerstoff atmet die Pflanze durch Millionen von Spaltöffnungen wieder

aus; aus dem zurückbleibenden Kohlenstoff und dem Bodenwasser mit seinen verschiedenen Bestandteilen, die sie mitführt, baut sie die Stoffe ihres Körperz, Zucker, Stärke Eiweiß usw.

Aus dem Boden gewinnt die Pflanze mit der Wasseraufnahme Kali, Kalk, Magnesia, Ammoniak in Verbindung mit der Schwefel-, Salpeter- und Phosphorsäure. Die in den grünen und nur in den grünen Zellen freigewordene Kohle wird unter dem Einfluß des Sonnenlichtes sofort wieder in neue Verbindung gewandelt; vier Teile Kohle vereinigen sich mit fünf Teilen Wasser zu einem Kohlenhydrat, das meist zuerst in Form von Stärkemehl erscheint, das sich aber wieder leicht in Zucker, Gummi oder Zellstoff umwandeln läßt. Tritt noch Ammoniak oder Salpetersäure, Schwefel- und Phosphorsäure, Kali und Magnesia in die Verarbeitung, so entstehen Eiweiß und Protoplasma. Kohlenhydrate und Protoplasma sind nicht nur die Baustoffe der Zellen, sondern die Träger des Lebens (Die Erzeugung der Lebensstoffe in den grünen Zellen im Sonnenlicht nennt man Assimilation.)

Ist der Bedarf an irgend einem Stoff gedeckt, so erfolgt nach- und nebeneinander die Bereitung aller anderen Stoffe, deren die Pflanze bedarf, denn im Sonnenlichte stehen die Zellfabriken nicht eine Sekunde lang still; sie haben erst Feierabend, wenn die Sonne hinter dem Horizont verschwindet, um am frühen Morgen mit dem ersten

Strahl wieder zu beginnen. So bereitet die Pflanze aus den eingesaugten Rohstoffen Wasser, Erdsalzen und Lustarten, Stärkemehl und Zucker, Gummi und Holzfaser, Eiweiß und Kleber, Öle und Harze, bunte Farbstoffe, geschätzte Heilkräfte und tödliche Gifte, alle infolge der „Assimilation“.

Die letzte ihrer Segenkunst hat sich die Pflanzenzelle noch nicht abgucken lassen. Zwar kann auch der Chemiker in seinem Laboratorium viel Stoffe künstlich darstellen, welche die Pflanzenzelle ebenfalls hervorbringt; er kann das Stärkemehl der Kartoffel in den Zucker verwandeln, der der Weintraube ihre Süßigkeit gibt; diesen wieder kann er in Frucht säuren umbilden, die erst in Verbindung mit dem Zucker der Beere ihren erfrischenden Wohlgeschmack verleihen; selbst den Duft der Früchte, der Äpfel und Birnen, der Erd- und Himbeeren, ja sogar der feinsten unter ihnen, das Aroma der Ananas, bereitet er aus dem Fuselöl, das er aus der Gärung des Zuckers gewonnen hat. Aus Benzoe- und Ameisensäure macht er Bittermandelöl, den scharfen Geschmack des Pfeffers, den ätzenden des Senfsamens vermag er ebensogut künstlich nachzubilden, wie das lähmende Gift des Schierlings oder den narkotischen Saft, den zur Heilung kranker Augen früher nur die Tollkirsche in ihren Beeren präparierte. Aus dem jungen

Fichtenholz erzeugt er die aromatischen Kristallnadeln des Vanillin, zu dessen Bildung bisher eine mexikanische Orchidee ihre Schoten hergeben mußte; aus Kalk und Kohle stellte er den Alkohol dar, den früher nur die Hefepilze aus dem in Pflanzenzellen bereiteten Zucker zu erzeugen verstanden; aus der Destillation des Holzes gewinnt er eine brenzliche Flüssigkeit, aus der er die heilsame Salicylsäure macht, deren Erzeugung früher den Blüten der Spierstaude oder den Rindengewebe der Weide überlassen werden mußte; aus der Salicylsäure macht er nicht nur die tintenbildende Gallussäure, die ehemals nur eine kleine Wespe durch ihren Stich aus den Zellen der Eiche hervorzulocken wußte, sondern auch das würzige Arom des Waldmeisters. Er hat die Arbeit in den Zellen der Krappwurzel überflüssig gemacht, da er ihre kostbaren Farbstoffe neben hundert anderen prachtvollen Pigmenten aus dem Teeröl und der Steinkohle fabriziert. Und so weiter.

Aber allen diesen Leistungen des Chemikers, so bewundernswürdig sie auch sind, liegt doch immer ein Stoff zugrunde, der einmal aus dem lebendigen Laboratorium einer Pflanzenzelle hervorgegangen ist, und trotz allen Fortschritten von gestern und heute ist es noch immer nicht gelungen, den wichtigsten aller Stoffe, der

den lebenden Körper aller Pflanzen und Tiere aufbaut, das Protoplasma, synthetisch oder künstlich herzustellen. Diese Kunst hat sich die Pflanze noch nicht abgucken lassen. Der Mensch ist darauf angewiesen, seine Baustoffe fix und fertig von Tieren und Pflanzen zu beziehen; die Tiere können ebensowenig ihre Baustoffe selbst erzeugen, sondern müssen sie dem Pflanzenreich entnehmen (die Raubtiere in indirekter Weise); die Pflanzenzelle allein besitzt die Fähigkeit, einfachste Verbindungen der unlebendigen Natur in lebensfähige Baustoffe zu veredeln. Und jede Zelle versteht eine andere Kunst, liefert aus den nämlichen Rohstoffen andere Fabrikate. Dicht nebeneinander im Walde wachsen Hahnenfuß und Waldmeister, Tausendguldenkraut und Tollkirsche; der nämliche Boden gibt ihren Wurzeln Nahrung, die nämliche Luft umspült ihr Laub; und doch bereiten die Zellen des einen ein äzendes, die des andern ein narkotisches Gift, die des dritten bitteren Heilhaft, die des vierten aromatische Würze. So vielgestaltig üben sie die geheimnisvolle Kunst aus.

Die Pflanzen waren, sind und bleiben die größten Chemiker aller Zeiten. Sie arbeiten ohne kostspielige Retorten und Apparate und bereiten doch buchstäblich aus Steinen Brot!

Hausinschriften.

Plauderei von M. Wittels.

Hausinschriften oder auch Hausprüche sind bekanntlich Aufschriften an Gebäuden, die in knapper Form den Zweck des Baues dem Betrachter und ebenso die Wünsche des Bauherrn diesem erzählen sollen. Wir finden solche Hausprüche auch in Döfen, Schüsseln, Gläsern, Glocken und dergl., aber dort tritt uns das Eigenartige und Kernige dieser Sprüche nicht so bildhaft vor's Auge wie an der Außenseite und besonders wieder über dem Eingang eines Hauses. Wirtschaftshäuser und Rathhäuser sind mit solchen Hausprüchen geziert, Städter und Landbewohner haben sich gleichfalls an ihre Privathäuser Hausprüche malen lassen und weit zurück reicht diese Sitte, wenn man sie an der Hand von Chroniken im Ursprung ihrer Entstehungszeit verfolgt.

Die meisten dieser aus dem Mittelalter herrührenden Sprüche an öffentlichen Gebäuden waren entweder in lateinischer Sprache abgefaßt oder enthielten nur den ziffermäßigen Hinweis auf Bibelstellen. Ihre Maler waren meistens Mönche, jedenfalls Leute, die bibelfest waren und eine gleiche Kenntnis der heiligen Schrift auch bei anderen voraussetzten, wenn sie sich einfach nur mit dem Hinweis auf das so- undsovielte Kapitel nebst Vers begnügten. Freilich täuschten sich jene mönchischen Maler in ihrer Annahme und es geschah, daß die Leute auf das Rathaus gelaufen kamen, um dort zu fragen, was denn diese Zahlen in dieser oder jener Inschrift zu bedeuten hätten. Ein Ulmer Bürger-

meister hatte dann auch ein Einsehen und ließ eines Tages auf seine Kosten mit Erlaubnis der Kirche alle auf öffentlichen Gebäuden gebrauchten Inschriften mit solchen Hinweisen auf bestimmte Bibelstellen in geschmackvoller Weise ausführlich ummalen. Und das gefiel den Leuten so gut, daß viele vermögende Bürger auch auf ihren Wohnhäusern sich ähnliche Bibelsprüche aufmalen ließen, und zwar alle in deutscher Sprache, damit es möglichst jeder lesen konnte soweit er diese Kunst zu üben imstande war.

Das 15. und 17. Jahrhundert ist wohl am reichsten in charakteristischen Hausprüchen. Besonders die Gegenden von Niedersachsen und Westfalen und namentlich wieder die beiden Städte Hildesheim und Hameln besitzen die charakteristischsten Hausprüche an ihren alten Gebäuden. Wir finden dort solche in gotischen Buchstaben, wie es auch bei den meisten Hausinschriften auf alten Häusern in der Goslarer Gegend, die nicht minder reich an schönen Hausprüchen ist, der Fall ist. Wohl verschwand durch den 30jährigen Krieg und seine traurigen wirtschaftlichen Folgen für Deutschland manches Kleinod aus diesem alten deutschen Kulturschatz, und es ist ein großes Verdienst unserer heutigen Architekten, die im Sinne einer verständigen Heimatkunst entwerfen und bauen, daß sie verständnisvoll und glücklich auf so manchen alten, durch die Zeitläufe verschollen gewordenen Hauspruch zurückgreifen, um ihm eine für die moderne

Kultur erfreuliche Wiederauferstehung ausgedeihen zu lassen.

Aus der hannoverschen Gegend stammt ein uralter, deutscher Hauspruch: „Wer Gott vertrauet, der haßt wull gebuwet“, oder ein anderer, nicht minder häufig anzutreffender Vers: „Wo der Herr die Stadt nit vorwähret, so waken die Wächter umjus“. (Wo der Herr die Stadt nicht bewacht, so wachen die Wächter umsonst), ferner: „Ohne Gottes Gunst — all Bauen umsunst.“

Von eigenem persönlichen Witz des Bauherrn und Besitzers legt eine aus Minden i. B. stammende Hausinschrift Zeugnis ab, nämlich folgende: „Dies Haus gehört mir und nicht mein, wer mir nachfolget, bleibt auch nicht daren.“ Viel findet man Reime auf Stadt und Land, darunter manches Sinnlose und Banale, das sich später auch in die Innenräume unserer Villen älterer Bauart eingeschmuggelt hat, darunter gleichgültige Reimereien, wie wir sie heute noch dutzendweise in und an den Häusern moderner Villenkolonien finden können.

Bezeichnend sind die Inschriften, die sich mit dem Feuer befassen und in denen der Erbauer mit Gunst des heiligen Florians ansieht. Besonders in katholischen Gegenden, in Tirol und Oberbayern kann man heute noch in dieser Beziehung manches launige und euphemistisch gemeinte Sprüchlein daruffin studieren, so z. B. „Dies Haus steht in Florians Hand, verbrennt, ist's ihm eine Schand“. Dann



Die kleinste deutsche Gemeinde.

Ist die Burgruine Regenstein bei Blankenburg im Harz, die sage und schreibe sieben Einwohner zählt. Der Regenstein ist eine ehemalige Raubritterburg, die noch heute viele in Sandstein gehauene Gemölbe enthält. Auch eine Folterkammer ist noch vorhanden. Vom Regenstein aus hat man eine wundervolle Aussicht auf den Harz und die nördlichen Vorberge. Nach allen Seiten fallen die Felsen steil ab.

—:—

der oft zitierte Vers: „Dieber heiliger Florian, verschon mein Haus, zünd's andere an“.

In diesen Gegenden kehrt ab und zu auch noch der an das Mittelalter erinnernde lateinische Hauspruch wieder, wie etwa: „Pax intrandibus, salus exeuntibus“. (Friede denen, die eintreten, Heil und Segen denen, die herauskommen.) Die neue Zeit hat das Altertümliche in seiner Schreib- und Ausdrucksweise fallen lassen und sich mehr auf moderne Kürze im Spruch beschränkt, wie z. B. „Mein Haus, meine Welt“, oder „Dies ist mein Haus, drin leb ich allein“, oder „Laß draußen die Welt mit ihrem Treiben, mein

Haus soll meine Ruhstatt bleiben“. Dann wieder beschäftigt sich der Inhalt der Hausprüche mit dem Bau selbst, wie etwa „Wer will bauen an Gassen und Straßen, der muß die Leute reden lassen“. Solche Sprüche findet man besonders in den Schweizer Städten Bern und Basel, dann auch in der Bregenzer Gegend. Andere Sprüche befassen sich mit dem Frieden der Hausbewohner und suchen diesen durch wohlmeinende Worte im Haus zu beschwören. Man findet sie besonders im Innern des Hauses, auf Dielen und über Treppen. Viel verbreitet in Mitteldeutschland ist der alte Thüringer Spruch: „Mein Nest ist das best“, dann auch „Das Bauen wär eine feine Kunst, wenn man hätt das Geld

umzunüt“, ein ursprünglich in der Schweiz heimisch gewesener Hauspruch, der wegen seines witzigen Sinnes von einem deutschen Baumeister nach seiner thüringischen Heimat übertragen worden ist. Gleichen Sinn offenbart der ähnliche Spruch: „Das Bauen ist eine schöne Lust, daß es so viel kost, hab i nit gewußt“, eine Hausinschrift, die von einem Häuschen in Bieberach her stammt und sich in der rheinischen Gegend findet. Ein schöner Sinnspruch für ein deutsches Familienheim ist der neuerdings an Goethe erinnernde Spruch: „Des Hauses Schmuck ist Reinlichkeit, des Hauses Glück Zufriedenheit, des Hauses Segen Freundschaft.“

Dresdner Straßenhändler.

In einem sehr alten Buche über Dresden wird behauptet, daß der Nordländer in Dresden den ersten Vorgeschmack des Südens empfangen, was zum Teil den köstlichen Erzeugnissen aus Dresdens nächster Umgebung, Obst und Wein, zuzuschreiben sei, die in den Straßen der Stadt feilgebieten würden. Ich habe — 's ist freilich schlimm — nie in Ragusa Weintrauben gegessen, habe noch nie auf dem Canal grande statt eines venetianischen Gondeliedes einen Berliner Schläger zu hören bekommen und bin am Ublick des Golfs von Neapel noch nie gestorben, als armes Kind des rauhen Nordens mußte ich mich von jeher mit einem südlichen Bilde begnügen, mit den Straßenhändlern.

Mehr denn je sind ihre kleinen Wagen, Auslage, Verkaufsstand und Magazin zugleich, beladen mit den Produkten des Südens. Während wir hierzulande unter den Nachwehen des harten Winters, der mordend durch die Obst- und Beingärten zog, zu leiden hatten, ist jenseits der deutschen Grenzen die Fülle groß gewesen.

So kommt es, daß in den Dresdner Straßen Früchte und Gemüse sich kippig und lockend breiten — beim Straßenhändler. Nicht selten trägt sein Wagen ein leichtes Dach, unter dem sich die Ware, oft mit Grün durchwunden, zu Ketten und Bogen reiht. Oder sie liegt „bergehoch“. Jedenfalls zieht sie einen Teil der Käufer mächtig an: die Kinder. Man muß sie um 11, 12, 13 Uhr auf dem Wege von der Schule an den Wagen hinschlendern sehen, wie sie so gar keine Eile haben, heimzukommen; hat auch sonst das bunte Straßenleben durch die tägliche Wiederholung seinen Reiz verloren, der Straßenhändler behält seine Anziehungskraft. Man bleibt stehen. O diese Weintrauben! Zehn, nein zwanzig Körbe voll! Blau und goldbraun, süßgeleckt! Die nächsten gelbgrün, silbern überhaucht. Und hier leuchtet es wie lauter Gold und Purpur: Bananen, Apfelf! Dort türmen sich schneeweiße Blumenkohlhügel, von Hausfrauenblicken geliebt. Im September trat auf kurze Zeit der Süden zurück vor der Bojunga: Bleibe im

Land und nähre dich redlich von Meißner Honigpflaumen. Doch dies war eine Episode. Inzwischen ist man bescheidener geworden. „Pfi Teifel, der hat ja Zwiebeln“ ruft ein Naseweis mit dem Schulanzen, tritt aber gleichzeitig beschleunigten Rückzug an; guckt um die Ecke, ob der Born verraucht ist. Ja. Der Mann legt neue Lüten zurecht. Die Zeiten, da er aus einem Zeitungsbogen eine Lüte drehte, sind vorüber. „Güt mehr Früchte“ mahnt eine jugendliche Pomona auf der braunen Hülle. Noch mehr? Freilich, es ist uns ja so bequem gemacht! Sieh an, heute hat „er“ prächtige Apfelf! „Keem hiesgen seins nich“, 's sein Amerikaner, ich hab aber noch e Restel aus'n Niederlande“; das ist die Sommatscher Gegend. Der orientalische Charakter, den der alte Chronist dem Dresdner Straßenbilde durchaus andichten wollte, ist also kaum vorhanden; oder hat man in Dresden schon einen gesehen, der etwa Wasser verkaufte aus ziegenledernen Schläuchen?

Dann wäre er echt gewesen.

G. P.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich für die Bezugsnehmer des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
 Hauptverlagsschreibstelle: Kötzschenbroda, Güterhofstraße 4, Fernsprecher Nr. 6 / Schriftleiter:
 E. Schmitz, Kötzschenbroda-Kaunberg.



Nr. 2. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Januar 1930

Streichhölzer.

Der kleine schlanke, weiße Gefell mit dem braunen Köpfchen war eigentlich bisher eine ziemlich unbeachtete Erscheinung in unserm Alltagsleben. Der gewöhnlich nur dann auffiel, wenn er einmal ausnahmsweise nicht zur Hand war. Man war an den allezeit bereiten Feuerspender so gewöhnt, machte sich so wenig Gedanken über ihn, daß man es sogar vergessen hatte, daß das bescheidene Streichholz ein nicht ganz unwichtiger Faktor in unserer Reichsfinanzwirtschaft war, daß er dem Reichssäckel beispielsweise im Rechnungsjahre 1928 zu rund 11 Millionen 400 000 Mark Einnahmen aus der Reichszündwarensteuer verhalf. Aber als das unbeachtete Streichholz sogar in die Region der hohen Finanzpolitik hinaufstieg, als es da als Objekt einer neuen Auslandsanleihe in den Vordergrund des Interesses rückte, als der schwedische Streichholzkönig Ivar Kreuger das Streichholzmonopol als Sicherheit für eine Anleihe vom Deutschen Reich verlangte, da mag wohl mancher das unscheinbare Ding, das man sich aber auch kaum aus dem Alltag wegdenken kann, mit etwas mehr Respekt betrachtet haben.

Man kann sich wohl kaum eine Vorstellung davon machen, wie die moderne Menschheit ohne das Streichholz auskommen könnte, das allezeit dienstwillig und bereit ist, die elegante Zigarette, die würzige Zigarre, die behäbige Pfeife in Brand zu setzen, daß der Hausfrau ein ganz unentbehrlicher Gehilfe im Haushalte geworden ist. Und doch ist das Streichholz überhaupt noch keine hundert Jahre alt, während seine moderne Form, die „Schweden“, kaum auf 6 Jahrzehnte zurückblicken können und erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts „Mode“ wurde.

Man braucht gar nicht bis in die Urzeit der Menschheit zurückzugehen, um sich der Wichtigkeit des kleinen unbeachteten Feuerpenders bewußt zu werden, in jene Zeit, in der der Mensch mit Feuerbohrer oder durch Reibung einiger Holzstücke sich abmühte, den göttlichen Funken zu erzen-

gen, in jene Zeit, in der das Feuer des Himmels, das im zündenden Blitze einen dürren Baum zum Entflammen brachte, als ein unerhörter Glücksfall, als ein Geschenk der Götter betrachtet wurde. Auch an jene mittelalterlichen Zeiten braucht man nicht zu denken in denen es einem Hofe in jeder Dorfgemeinschaft als Grundpflicht auferlegt war, das Feuer für das ganze Dorf auf seinem Herde zu hüten und für die Bauern der Allgemeinde bereitzuhalten hatte. Daß diese Zustände bis in das 16. Jahrhundert hinein in der Dresdener Gegend bestanden haben, läßt sich in Leubnitz um 1520 nachweisen, wo bestimmt wird, daß, wenn Feuer „von Einem nachbar zu dem andern geholt, es in einem Topf (Topf) wohlverwahrt getragen“ werde. Man braucht sich, um der Wichtigkeit des Streichholzes für das tägliche Leben bewußt zu werden, nur an die Zeit unserer Voreltern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ja bis weit über die Mitte desselben hinaus zu erinnern, in der Stahl, Stein und Schwamm die Werkzeuge waren, aus denen man mühsam den „göttlichen Funken“ lockte. Der altberliner Bers. Auf dem Mühlendam, da sitzt ein Mann mit Schwamm und der singt auch nicht ein einziges Mal“, kennzeichnet die Muden, die das Feuer schlagen oft hatte. Diese primitive Art des Feuererzeugens war noch in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts in Thüringen auf dem Lande gang und gäbe und Feuer schwamm gehörte zu den wenigen Artikeln, mit denen zu handeln den Dorfkramern erlaubt war.

In den Städten freilich bürgerten sich andere Feuerzeuge ein, die jedoch nur für den Hausgebrauch benutzbar waren und deren Umständlichkeit uns ein Lächeln entlockt. So erfand 1780 ein gewisser Fürstenberger in Basel ein „elektrisches“ Feuerzeug. Man darf dabei aber belleibe nicht an eine nur annähernd der heutigen gleiche Art der Verwendung elektrischer Energie denken. Vielmehr bestand das „elektrische“ Feuerzeug aus einem Gefäß,

in dem aus Zink und verdünnter Schwefelsäure Wasserstoffgas entwickelt wurde. Dieses strömte durch Öffnung eines kleinen Ventils aus und der Gasstrom wurde durch den Funken eines Elektrophors entzündet und setzte seinerseits einen Wachsstock in Brand. Einfach war diese Art durchaus nicht, wenn man bedenkt, daß der Elektrophor erst durch Reiben elektrisch geladen werden mußte. Etwas einfacher war das Dohereinerische Feuerzeug, das 1823 konstruiert wurde. Auch dieses Feuerzeug, das man in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch da und dort als Kuriosum sehen konnte, basierte auf dem leichtentzündlichen Wasserstoffgas, das auf Platinschwamm geleitet und so zum Aufflammen gebracht wurde.

1806 machte Berthollet die Entdeckung, daß durch Zersetzung von chloraurem Kali mittels Schwefelsäure brennbare Stoffe entzündet wurden. Auf diese Eigenschaft gründeten sich die Funkenfeuerzeuge. Dabei wurden schwache Hölzchen, die am Ende mit einer Kuppe aus einem Gemisch von chloraurem Kali, Zucker und Binnobor versehen waren, äußerlich also ganz den alten Schwefelhölzern glichen, in eine Büchse „getunkt“, die mit konzentrierter Schwefelsäure getränkten Asbest enthielt und die durch diese Prozedur entzündet wurden, vorausgesetzt, daß alles hübsch in Ordnung war und funktionierte, eine Voraussetzung, die aber bei diesen Funkenhölzern eben so oft nicht zutrifft, wie bei den außerdem recht gefährlichen Phosphorfeuerzeugen, bei denen man ein mit Schwefel überzogenes Hölzchen in eine Phosphormischung tauchte. An der Luft entzündete sich ein so präpariertes Hölzchen von selbst, oft auch nicht, wenn die Stoffe dieses Funkenfeuerzeuges nicht ganz einwandfrei waren. Für diese Phosphorfeuerzeuge verwendete man den sogenannten weißen Phosphor. Erst mit der Einführung bezw. Entdeckung des amorphen und roten Phosphors, der 1845 bekannt wurde, war die Herstellung der Reibzündhölzchen, der eigentlichen Streichhölzchen möglich. Man stellte

fabrikmäßig Zündhölzchen her, die zu einem Drittel mit Schwefel überzogen waren und einen Zündkopf, der aus einem Bindemittel und 50% rotem Phosphor bestand, erhielten. Diese ersten Streichhölzchen waren, trotzdem der rote Phosphor ungiftig war, noch recht gefährliche Hausgenossen, die manchen Brand auf dem Gewissen hatten. Erst später, und in dieser Form kennt die heute lebende ältere Generation die alten „Schwefelhölzchen“ noch, konnte man Zündmischungen herstellen, die wesentlich weniger Phosphor enthielten, zuletzt nur noch 5%, und die dadurch ihre große Feuergefährlichkeit eingebüßt hatten. Die in den 50er Jahren vorigen Jahrhunderts in Mode kommenden Schwefelhölzchen mit dem gefährlich hohen Phosphorgehalt und die durch sie verursachten zahlreichen Brandfälle veranlaßten die Behörden bald zu strengen Vorschriften über Handel, Aufbewahrung und Verwendung der Reibzündhölzchen, mit denen Hausierer auf dem Lande verbotswidrig umherzogen. So erließ die königliche Kreisdirektion Dresden am 18. Dezember 1852 eine Verordnung an die Gemeindevorstände, die ihnen zur Pflicht machte, unbekannte Hausierer mit Schwefelhölzchen zu verhaften und an das Amt einzuliefern. Die Zündhölzchen solcher Hausierer wurden in jedem Falle kon-

fisziiert. Dann schreibt die Verordnung vor, daß die neuen Zündhölzchen nur in Blechbüchsen, Gläsern oder Töpfen, keinesfalls aber in hölzernen Behältern aufzubewahren seien. Die leicht abspringenden Zündköpfe der neuen Streichhölzer waren das Gefährlichste an ihnen und deswegen verbot die Behörde, daß derartige Reibzündhölzchen an Orten angebracht würden, an welchen feuerfangende Gegenstände lagen. In Kammern mit den Strohsäcken in den Betten, in Ställen, Schuppen und Scheunen war die Verwendung von Reibzündhölzchen überhaupt verboten, denn der abgesprungene Zündkopf konnte zu leicht durch draustreten in Brand geraten und Unheil anrichten. Die Verordnung verbot auch das Beiführen von Streichhölzchen durch die Angehörigen eines Hausstandes. Sie sollten nur an einem feuersicheren Orte aufbewahrt und verwendet werden. Ganz besonders wurde eingeschärft, daß Kinder keinesfalls zu den gefährlichen Zündhölzchen gelangen.

Die immerhin starke Feuergefährlichkeit dieser alten Reibzündhölzchen führten bald dazu, daß man dem so bequemen Zündmittel seinen bössartigen Charakter zu nehmen versuchte. Die Chemiker bemühten sich, bei der Fabrikation von Zündhölzern ohne den giftigen, heimtückischen Phosphor auszukommen. Die Versuche

in dieser Richtung, die allerdings lange erfolglos blieben, reichen bis 1895, also bis in die ersten Jahre der Zündholzfabrikation zurück. Die verschiedenartigsten chemischen Substanzen, Chloralkali, Chromkali, Schwefelantimon, Bleisalze usw. wurden verwendet. Die Erzeugung sogenannter Sicherheitszündhölzer, die an jeder Reibfläche zu entzünden waren, hatte wenig Erfolg. Mehr die jenes Streichholzes, deren Entzündung eine besonders präparierte Reibfläche voraussetzte. Solche Sicherheitszündhölzer kamen zuerst in Deutschland in Schwaben auf. Ein gewisser Böttger errichtete eine Fabrik derartiger Streichhölzer, aber das Publikum verhielt sich ihnen gegenüber so ablehnend, daß die Schuttenhofener Industrie wieder einging. Als aber dasselbe Streichholz, das als deutsches Fabrikat keinen Anklang fand, als ausländisches Fabrikat auf den deutschen Markt kam, wurde es bereitwillig aufgenommen. Ja die „Sicherheits-Zündhölzer“ utan Svafel och Phosphor“ aus Jönköping und Mörrköping in Schweden wurden eine Modesache, die allmählich die alten ursprünglichen Schwefelhölzchen ganz und gar verdrängten und schließlich in ihrer Gesamtheit ein Wertobjekt darstellen, mit dem zu rechnen die deutsche Finanzwirtschaft der Nachkriegszeit gezwungen ist. —H.

Unter dem goldenen Reiter.

Drüben in Neustadt, wo der Marktplatz in die schöne, breite Hauptstraße mündet, wo Straßenbahnen in eisernen Schienen in stetem Verkehr kreuzen, wo von den beiden alten Cäbrunnen aus plätscherndes Wasser angenehm kühle und im leichten Wind auch zuweilen einen feinen Sprühregen versendet, steht hoch und massig das große Reiterstandbild August des Starken.

Es ist als Kunstwerk nicht allzu hoch einzuschätzen. Auf einem überstarken Roß, dessen kleiner Kopf nicht recht mit dem massigen Körper übereinstimmen will, und das, im Sprung die Vorderbeine erhoben, auf den wallenden Schweif sich stützt, sitzt in der Tracht eines römischen Imperators, einen Panzer um die breite Brust, der Fürst, der es verstanden hatte, aus der mittelalterlichen Stadt Dresden mit den engen, winkligen Gassen und dem engen geistigen Horizont eine Stätte der Schönheit und Kunst zu machen.

Sein Sohn, August III., der zweite König von Polen, der vom Vater wohl die Prachtliebe, weniger den Kunstsinne geerbt hatte, ließ ihm zu Ehren das Denkmal errichten. Ein Augsburger Meister, der Kupferschmied Ludwig Wiedemann hat es geschaffen, in Kupfer getrieben und schwer vergoldet. Im Vergleich mit anderen Bildnissen des Kurfürsten scheinen die Züge des Gesichts, der geistliche Mund und der kühne, stolze Blick treffend nachgebildet zu sein.

Merkwürdige Sagen gehen von diesem Reiterstandbild. Man erzählt, der Augsburger habe mit dem Teufel im Bunde gestanden. Alles sei ihm geglückt, und

reich geehrt habe er nach Aufstellung seines Werkes die Stadt verlassen wollen. Doch als er noch einmal nach dem Bildwerk geschaut, habe ihm vor Schrecken der Herzschlag gestockt. Da, im Maule des Pferdes fehlte ja die Zunge! Noch einmal habe der Meister hingeschaut, da sei ein höhnisches Lachen über ihm aufgesprungen, und vom hohen Sockel herab habe sich die Gestalt des Teufels gelöst, mit den Krallen den Hals des Meisters umschließend. Mit einem gräßlichen Schrei sei der Arme tot zu Boden gestürzt, dem ewigen Verderben zum Opfer.

So die Sage. Wie dem auch sei, der „goldene Reiter“ gehört zu den interessantesten Denkmälern der Stadt. Vieles sah er schon kommen und gehen im Laufe der Zeiten. Altes brach zusammen, Neues erstand an seiner Stelle. Mittelalterliche Romantik verkroch sich in die verstecktesten Winkel, und neuzeitliche Kultur machte sich an ihrer Stelle breit. Die wackelige Postkutsche wich dem fauchenden Dampfwagen, die gelackierte Chaise machte der Droschke Platz, die gemütliche Pferdebahn räumte der summenden Elektrischen das Feld, und das knatternde Auto verdrängte die behäbig-pomadige Droschke mehr und mehr.

Sturm- und Drangperioden wechselten mit friedlichen Tagen. Oesterreichische Kanonenkugeln sauchten über das blinkende Standbild hin und schlugen krachend in die preussischen Reihen. Der Donner der fredericianischen Geschütze rollte über Dresden. Haus um Haus ging in Flammen auf. Dann zog das siegreiche preussische Heer unter Marschklängen in dem

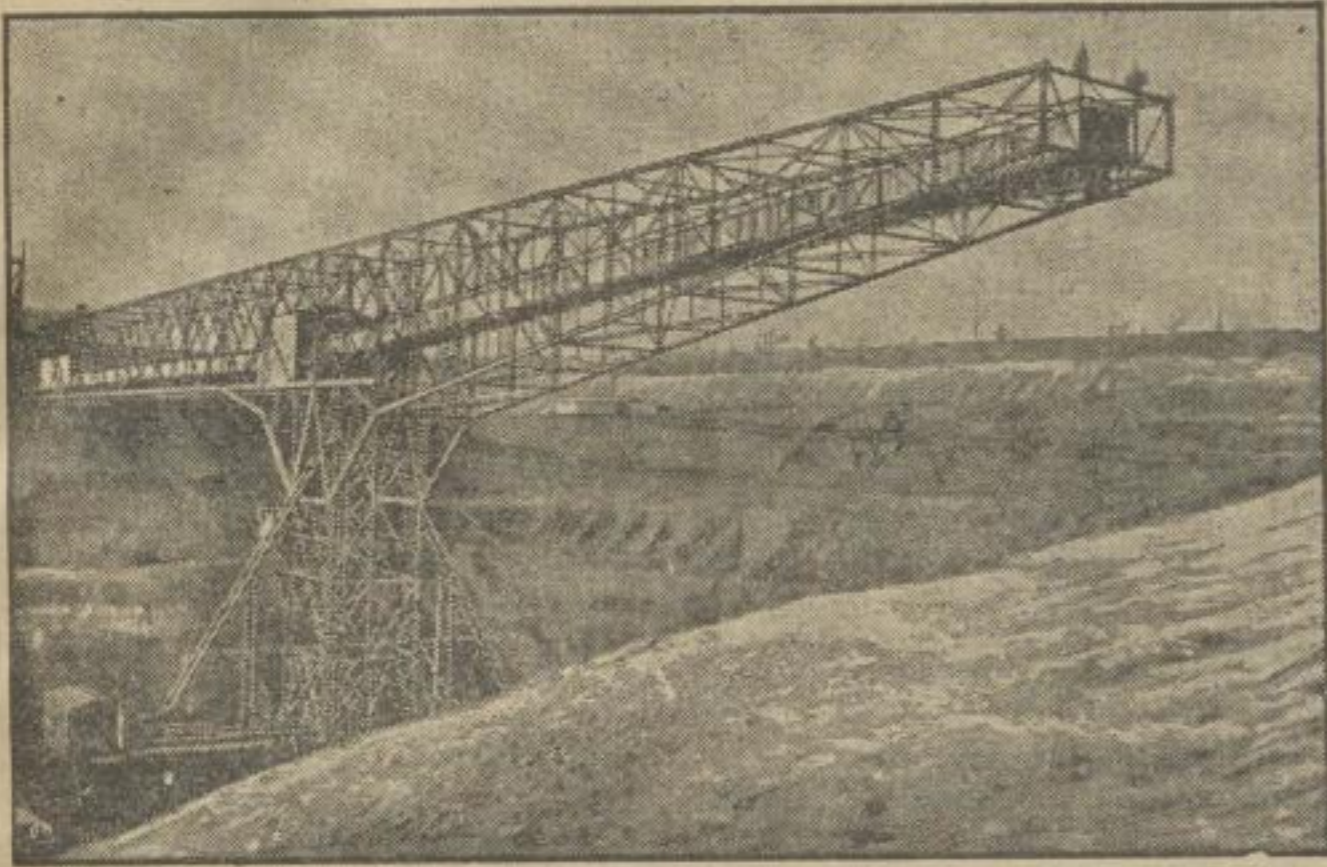
eroberten Dresden ein. Unbeschädigt zwischen all den Ruinen stand August der Starke und starrte mit geheimnisvoll ironischem Lächeln auf die verschliffenen Monumente der preussischen Garden, auf den alten Fritz und seine Generale herab.

Wenige Jahre später zog dann Napoleons stolzes Heer mit Roß und Wagen in endloser Reihe an Augusts Monument vorüber. Mit erzenem Lächeln blickte der Sachse auf das gen Rußland ziehende Heer. Ahnte er, daß er wenig später mit demselben Lächeln auf den flüchtenden Franzosenkaiser und den Rest seines vernichteten Heeres schauen würde? Ahnte er, daß der Korse nach Rußland ritt, seinem Untergang entgegen?

Und wieder ein wenig später umbrandeten schnatternde Kosakenhorden den „goldenen Reiter“. Preußen, Russen, Oesterreicher, Kroaten und viele andere Völkerstämme machten Dresden zu einem einzigen großen Lager. Die Verbündeten rüsteten zum letzten Schlag, der die europäischen Völker endgültig vom französischen Joch befreien und den ersehnten Frieden bringen sollte.

Später wieder brandeten die Wogen des Bürgerkrieges um das Denkmal. Lächelnd sah Sachsens großer Kurfürst, wie der Bruder den Bruder bekämpfte.

Dann wieder sah er seine Sachsen hinausziehen gegen die Franzosen und nach Jahresfrist unter den schmetternden Klängen des Pariser Einzugsmarsches zurückkehren. Er sah die lohnende Begeisterung im Sommer 1914, sah Sachsens beste Söhne zum Kampfe eilen gegen eine Welt von



Ein Gigant der Technik.

Im Braunkohlenggebiet der Sächsischen Werke in Böhlen bei Leipzig wird zur Zeit die größte je gebaute Förderbrücke aufgestellt. Sie ist eine Spitzenleistung deutscher Ingenieurkunst und reicht über die ganze Breite des Böhleener Kohlenflözes hinweg. Ihre Höhe beträgt 56 Meter, die Gesamtlänge sogar 300 Meter, womit sie also selbst die größten Brücken übertrifft. Der eiserne Koloss soll täglich rund 46 000 Kubikmeter Erdbreich abbauen.

Feinden. Er stand in den Wogen der Novemberrevolution, umbrandet von entfesselten Leidenschaften. Und er sah die sächsischen Truppen zurückkehren, sieglos und doch nicht besiegt. Und lächelt noch immer.

Trotz alledem, als wolle er uns ein Beispiel geben:

Könnt ihr das Weltgeschehen ändern! Den Lauf der Zeiten aufhalten? Frisch vorwärts geschaut in die Zukunft! Düster

oder nicht, — das Frühlingslächeln einer neuen, geklärten Zeit wird einst sich um die Menschheit, und auch um den „goldenen Reiter“ her segensreich entfalten!

R. B.

Das Pagenbett auf dem Königstein.

Von Regina Berthold.

Da, wo der Elbstrom sich in schöner Biegung durch graue Sandsteinfelsen drängt, ragt hoch die Festung Königstein aus waldigen Tälern hervor. Dicke Mauern mit Schießscharten und Kanonenlöchern wachsen aus dem Stein; Häuser, Türme und Vorratshuppen; eine Stadt im Kleinen hat oben ihren Platz.

Es war im August des Jahres 1665, die Nacht war schon hereingebrochen und die Besatzung außer den wachhabenden Posten längst zur Ruhe. Nur in einem Gemach saßen noch sechs junge Pagen zusammen bei Wein und Würfelspiel.

Sie hatten die Fenster verhängt und waren ängstlich bemüht, daß kein lautes Lachen die tiefe Stille unterbräche. Denn Kurfürst Christian, der gekommen war, um die Festung und deren Insassen zu inspizieren, duldete keine Ausschweifungen unter den Offizieren, am wenigsten bei den jungen Edelknechten, die als Pagen in seiner Obhut standen.

Jedoch wer kann da standhaft bleiben, wenn ein Bote von der zärtlichen Mutter zum Geburtstag ganze 50 Taler bringt?

Karl Heinrich von Grünau gewiß nicht! Er war ein flotter, lustiger Burich, von Vorgesetzten und Kameraden wohlgeleitet. In seiner Freude hatte er gleich ein Duzend Flaschen feurigen Ungarweins auf sein Zimmer bringen lassen und die übrigen fünf Pagen aus dem Dienste des Kurfürsten zu einer solennen Kneiperie bestellt.

Die Würfel rollten, Scherzworte, unterdrücktes Lachen schollen herüber und hinüber, und schon lagen zehn der Flaschen mit gebrochenen Hälften am Boden. Aber auch die jungen Herrlein zog es hinunter von ihren Sesseln. Einer nach dem andern verlor den Halt, die Augenlider sanken schwer herab, und mit Tollen und Gähnen suchten sie sich auf dem harten Boden so bequem wie möglich zu betten.

Junker von Grünau, der noch einen leichten Schimmer von Verantwortlichkeit im umnebelten Gehirn besaß, suchte die Kameraden aus ihrem totenähnlichen Schlafe zu rütteln, — vergebens! Alle Bemühungen scheiterten, und so beschloß der junge Gastgeber, sein Lager aufzusuchen.

Schwankend tastete er hinaus, den Flur entlang. Doch wie er auch suchte, er fand die Tür zum Schlafzimmer nicht, das er mit den Kameraden teilte. Statt dessen fühlte er einen wohlthätigen Luftzug die heiße Stirn umfächeln. Er hatte die Richtung verwechselt und war, stat. in das Schlafzimmer, ins Freie gelangt.

Auch gut! dachte er und tastete weiter. So kam er an die Mauer, die den Festungshof begrenzt. Merkwürdig! — auch hier keine Tür, durch die man heim ins bequeme Bett gelangen konnte!

Immer weiter! Da endlich fand sich eine Oeffnung! Grünau hatte den unklaren Begriff, daß man hier durch müsse, um

endlich den ersehnten Ruheplatz zu finden. Gut also, — hindurch!

Nun legte er sich bequem hin und schloß den Schlaf des Gerechten.

Der nächste Morgen brach an und damit das Strafgericht über die ungehorsamen Pagen. Der wachhabende Offizier hatte die fünf jungen Leute, noch immer im seligen Schlummer, bei den geleerten Weinflaschen gefunden, hatte sie geweckt, in Arrest gebracht und den Vorfall pflichtschuldigst dem Kurfürsten gemeldet. Doch der sechste, Karl von Grünau, fehlte.

Schon glaubte man, er hätte im Bewußtsein des begangenen Unrecht das Weite gesucht, als ein Posten meldete, er habe den Pagen entdeckt, und zwar in einer fürchterlichen Lage. Draußen auf der Festungsmauer auf einem kaum zwei Fuß breiten Vorsprung lag er schlafend über der schaurigen Tiefe!

Niemand wagte ihn zu wecken, denn eine einzige Bewegung konnte ihm den Tod bringen, und es war schier ein Wunder, daß nicht bereits ein Unglück geschehen.

Da ging der Kurfürst selbst hinaus. Er überzeugte sich von der Wahrheit des Gesagten, dann ordnete er an, man solle den Pagen mit Seilen umweben. Als dies geschehen war, hieß er zwei Trompeter an die Maueröffnung treten und mit lautem Schall den Schläfer wecken. Fast die ganze Besatzung hatte sich eingefunden; alle freuten sich auf die Bestürzung des jungen Freundes, sie traten an das Ka-

nonenloch, — ein Wink des Kurfürsten, laut schmetterte der Bedruf in den stillen Morgen hinaus, daß es vom gegenüberliegenden Felsen im mehrfachen Echo herüberschallte.

Karl von Grünau erwachte, rieb sich die Augen, schaute um sich in die blühende Landschaft, dann ernsthaft und beherzt in

die schauerliche Tiefe und stieg herein in die Festung.

Niemand lachte. Der Kurfürst schaute mild und freundlich auf den Knaben der reuig vor ihm sich neigte. Dann hob er ihn auf und sagte: „Dir ist verziehen um deiner Jugend halber, Möge dich Gott so weiter beschützen, wie er sichtlich diese Nacht über dir gewacht hat!“

Wirklich schien über Karl von Grünau Leben ein freundlicher Stern zu walten. Nicht aus dieser, sondern auch aus mancher anderen Gefahr ging er unverletzt hervor. Der schmale Felsvorsprung aber, auf dem er jene Nacht schlafend zugebracht, wird noch bis zur jetzigen Stunde „das Pagenbett“ genannt.

Wie alt wird unser Wild.

Ueber die Lebensdauer unserer Wildarten sind wir noch nicht genau unterrichtet, und erst die Methode der Beringung und Markierung der Tiere in freier Natur wird bestimmtere Antworten bieten. Bisher sind wir auf die Erfahrungen mit gefangen gehaltenen Tieren angewiesen, die zweifellos für die freilebenden Wildarten nicht immer zutreffen. Nach den bisherigen Feststellungen, die Wilhelm Hochgreve in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ mitteilt, lebt abgesehen von einigen Vögeln das Rotwild am längsten. Die männlichen Tiere leben in freier Wildbahn länger als die weiblichen, denn sie sind mit stärkeren Waffen gegen die Feinde ausgestattet, überhaupt widerstandsfähiger und werden nicht so durch die Brutigkeit abgenutzt. Das Höchstalter des

Rotwildes kann man mit etwa 30 Jahren annehmen, denn er ist ja erst mit sechs Jahren voll ausgewachsen, während das weibliche Tier nur die Hälfte der Zeit dazu braucht. In der Gefangenschaft sind Hirsche bei bester Pflege 60 bis 70 Jahre alt geworden. Die Altersgrenze des weiblichen Rotwildes nimmt man mit 20 bis 25 Jahren an. Das Damwild wird in freier Wildbahn etwa ebenso alt wie das Rotwild, in Gattam will man Schausler bis zum 40. Lebensjahr gehalten haben. Elchhirsche werden nur höchstens 20 Jahre, weibliche Elche 16 bis 18 Jahre. Dem Rehwild ist eine kürzere Lebensdauer beschieden, dem Bock bis zu 16 Jahren, der Rinde 4—5 Jahre weniger. Mit dem 10. Jahre beginnt bei einer sonst gesunden Rinde bereits der Zahnausfall. Das durch-

schnittliche Lebensalter des Schwarzwildes beträgt etwa 15 Jahre. Unter den Hasen sterben die Feldhasen eher als die kräftigeren und bei besserer Nahrung aufwachsenden Waldhasen; bei Feldhasen nimmt man 8—10, bei Waldhasen 10—12 Jahre als Altershöchstgrenze an. Wildkaninchen werden bis 8 Jahre alt, Birk-, Hasel- und Rebhühner sowie Schnepfen und Fasanen 8 bis 10 Jahre. Der Auerhahn soll es bis auf 30 Jahre bringen, ebenso alt werden Raubvögel, am ältesten der Steinadler; Rabenvögel, auch Kraniche und Reiher erreichen sogar 80 Jahre. Bei gefangen gehaltenen Füchsen, Mardern und Fischottern sind Altersgrenzen von 14 bis 20 festgestellt; Wölfe können bis 25 Jahre alt werden, also wesentlich älter als Hunde von gleicher Stärke

Net genung.

Erzgebirgisch.

Dr Barthel-Lob hatt gradsmool damp vür dan Tog in dr Schul, wu Menschenkund uf'n Stundenplaa stand. Niet dar Menschenkund wullt ar siech net racht befreindn. Ober 's holf nischten, de Schul mußt ar drüm gieh, ar kunnt nei drheam bleim; denn ar wor net krank.

Wie de gefärdete Stund raa kam un dr Lehrer eo Weil drzöhlt hat, wos dr Meensch eegentlich is, ging ar drzu über, de Kinner oozefrag, wos se behaltn hattn. „Wie viel Sinne hat der Mensch, Barthel?“ fraget dr Lehrer ne Lob. Dar Gung schoß vu sen Platz en de Höh' un soogt: „Sechse, Herr Lehrer!“ Dr Lehrer

fraget noch eemol un schun blöket dr Lob: „Sieme, Herr Lehrer!“ Das wur ne Lehrer do ze bunt. Ar machet vu sen Kathederl roo, ging ze dan Gung hie un froget nu streng: „Wie viel Sinne hat der Mensch?“ Prumpt kam de Antwort: „Achte Herr Lehrer!“

Dos Frog- un Antwortspiel ging ee Weile asu surt. Dar Gung riet uf immer meh. Dr Lehrer steckt drüm ne Lob zer Tür naus, weil dar Bos schu dreizen Sinne ne Mensch zugeleest hatt!

Dar Gung stand nu vür dr Schulhaus-tür un grimset. Nausgesteckt war ar noch net worn, ar empfand dos drüm vür ee

Schand. Do ging dr alte Wabr-Gottlieb vür dr Schul vurbee un jaah dan grinsetn Gung train. „Worum biste dää rausgesteckt wurn?“ fraget ar ne Barthel-Lob. „Jech wußt net, wieviel dr Mensch Sinne hoot!“ blöket dar Gung un grimset wetter.

„Dummer Gung“ soogt dr Wabr-Gottlieb, „simse hoot dr Mensch, gieh nei un soogs dan Lehrer.“ Do heilet dar Gung grodnans un schriert: „Nää, nää, gieh ialber nei mlet dein paar Dingern, do laast de ja ewos drwischen. Jech war schu nauf uf dreizen un dos warn noch net genung!“ (Staatszeitung.)

„Durch die Lappen“.

Die Redensart „Durch die Lappen gehen“ erklärt Albert Richter in „Deutsche Redensarten“ in folgender Weise: Zu der Zeit, wo man noch keine Wildzäune machte, sondern dem Wilde die Früchte der bäuerlichen Felder preisgab, mußte, wenn eine große Jagd veranstaltet werden sollte, das Wild durch Hunderte von Fronleuten unter Führung der Jäger aus einem großen Waldbezirke nach und nach zusammengetrieben werden. War am Abend der von der Menschenkette eingeschlossene Raum noch zu groß, als das sogenannte Jagdzeug ausgereicht hätte, ihn zu umstellen, so wurden an den noch offenen Stellen Wachtfeuer entzündet, um das Durchbrechen des Wildes zu verhindern. Das Jagdzeug aber bestand aus

großen leinenen Tüchern. Sie waren an Stangen befestigt, die man in die Erde steckte. So entstand um den Jagdraum eine Wand aus Lappen. Reichten die leinenen Tücher nicht aus oder war es an sumpfigen und felsigen Stellen nicht möglich, die schweren, auf Wagen liegenden Tücher herbeizuschaffen, so begnügte man sich mit den sogenannten Einlappen. An Seilen waren in ungefährr schrittgroßer Entfernung Leinenlappen angenäht, die mindestens eine Elle ins Geviert groß und meist mit dem Wappen oder Namenszuge des Jagdherrn, auch mit einer Jahreszahl verziert waren.

Zuweilen begnügte man sich zur Einbeguna des Wildes auch mit diesen Lappen

und sah von der Aufstellung von Tüchern ganz ab. In diesem Falle spannte man aber in der Regel zwei mit Lappen benähte Seile übereinander auf. Ging nun der Wind und setzte er die Lappen in flatternde Bewegung, so genügte das wohl, das herankommende Wild wieder in den Jagdbezirk zurückzujuchen. Bei Windstille mußten oft die in bestimmten Entfernungen aufgestellten Treiber die Lappen in Bewegung setzen. Ein einzelnes Wild durchbrach eine solche Einstellung selten, wohl aber reichten weder die flatternden Lappen noch auch das Geschrei der Treiber zuweilen hin, ein daherstürmendes Rudel von Hirschen, Rehen usw. aufzuhalten. Sie brachen durch, gingen durch die Lappen.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich. Für die Bezüge des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptverlagsstelle: Kötzschenbroda, Güterhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 4 / Schriftleiter
L. Schmitz, Kötzschenbroda-Kaunert.



Nr. 3. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Januar 1930

Die ältesten sächsischen Zeitungen.

Unsere heute so vielseitig ausgestaltete sächsische Presse wurzelt mit ihrem Ursprunge, soweit die ersten gedruckten Exemplare derselben in Betracht kommen, im 16. Jahrhundert. Wenn man aber dabei an eine nur annähernde Ähnlichkeit mit den Erzeugnissen unserer heutigen Tagespresse denken wollte, so wäre das ein durchaus verfehlter Schluß. Den allerältesten zeitungsförmlichen Erzeugnissen des Druckgewerbes fehlte vor allen Dingen ein Merkmal unserer heutigen Zeitungen, nämlich das der periodisch regelmäßigen Erscheinungsweise.

Ursprünglich bezeichnete man mit Zeitung jeden Bericht über irgend ein wichtiges Vorkommnis, das für weitere Kreise von Interesse war. So waren in den Zeiten, bevor es eine schwarze Kunst Gutenbergs gab, in diesem Sinne alle schriftlichen Mitteilungen von irgendwelchen Geschehnissen, mochten es solche politischer oder sonstiger Art sein, Zeitungen. Neue „Zeitungen“ brachten die Privatbriefe entfernt wohnender Freunde über das und jenes Neue aus ihrer Umgebung, „Nachrichten“ die Briefe der Kaufleute an der Küste oder in großen Handelsplätzen an ihre Geschäftsfreunde im Reiche. Manch einer solcher Briefe wurde schriftlich vervielfältigt, die „Copieen“ gingen als „Neue Zeitungen“ von Hand zu Hand und unterrichteten auch dem Schreiber des Originals fernstehende Kreise über Welthandel und wunderliche Ereignisse. Als dann der große Wurf gelungen und der Buchdruck entstanden war, wurden solche Briefzeitungen verschiedenschach durch die Buchdruckpresse vervielfältigt. Einer der ersten gedruckten Berichte dieser Art soll der Brief gewesen sein, in dem Christoph Columbus dem Schatzmeister der spanischen Krone, Rafael Sanchez im Jahre 1493 von der Entdeckung Amerikas Kunde gab. Er wurde in alle Sprachen übersetzt, gedruckt, und in aller Herren Länder verbreitet. Derartige Einzelzeitungen wurden in der Folge über alle möglichen Ereignisse in

der damals bekannten Welt gedruckt und von „Zeitungsströmern“ auf Messen und Märkten mit großem Stimmaufwande „an den Mann gebracht. Um die Neugier der Menge zu erregen, hingen solche Neuigkeitsströmer, (dieses heute im herabsetzenden Sinne oft gebrauchte Wort bezeichnete ursprünglich den ehrjamen Stand, den wir heute etwa als Kolporteur ansprechen) die bedruckten Bogen über eine Schnur, so, daß die auf den Titelseiten aufgedruckten Holzschnitte mit Abbildungen der berichteten Geschehnisse den Vorübergehenden sichtbar waren und einen Teil des Inhalts verrieten. Diese aufgehängten, im Winde flatternden Blätter waren das Urbild des heute noch vielfach gebrauchten Ausdruckes von den Fliegenden Blättern. So wurden beispielsweise die näheren Umstände vom Tode Dr. Martin Luthers in weitestem Kreise bekannt. „Tyrialsströmer“ vertrieben die gedruckten „Neuen Zeitungen“ vom Einscheiden Dr. Martinus und seinem Begräbnis noch lange nach dem Ereignis überall. Und als Heidelberg und sein prächtiges Renaissanceschloß 1693 durch die Horden des französischen Marschalls Meilhac in Schutt und Trümmer sank und der kurfürstlich-pfälzische „Buchführer“ Michael Müdiger Existenz und Vermögen dabei verlor, fristete er sein und seiner Familie Leben damit, daß er eine Beschreibung dieses traurigen Ereignisses drucken ließ und damit kolportierend landauf und landab zog und schließlich, nach Berlin verschlagen, dort der Gründer der noch heute seit 1704 erscheinenden „Vossischen Zeitung“ wurde.

Die erste derartige sächsische „Zeitung“, die wir bis jetzt kennen, erschien 1518 in Leipzig unter dem Titel: „Nau gezeiten von Ist gehaltenem keiserlichen Reichstag zu Augspurg“. Ebenfalls ein „Fliegendes Blatt“, berichtet es eingangs des Textes: Am sambstag nach visitationis Marie der Junckfrawe Im sunffthundersten vn achtzehenden iaren Ist mein gnedigster herre herczog Friderich von Sachsen

Churfürst / zu gegenwertigen kayserlichen Reichstage dießs iars obgemelt eynkomen zwischen zweyen und dreyen horen (Uhr) nachmittags mittsamt dem Bischove von Würzburg. Römisch Kayserliche May. Ist seiner Churfürstliche Gnaden / mittsamt den Erzbischouen Menz / Bremen / Herzog Georgen zu Sachsen vnd andern Fürsten vnd hern / gnediglich vnd fruntlich vnter angezogen / vnd seyn Churfürstlich gnad mit grossen eren gnaden vnd freuden angenommen.

Das uns wunderbarlich anmutende Blatt bewahrt die Leipziger Stadtbibliothek auf.

Aber nicht nur solche hochpolitische Angelegenheiten bildeten den Inhalt dieser ältesten „Neuen Zeitungen“. Auch andere „erschütterliche“ Geschichten wurden auf diese Weise verbreitet. So 1581 die „von einem Mülknecht / Jacob Diez genant / welcher seines Meisters Weib zur Ehe genommen / vnd seine Stieftochter geschwangert / darnach das alte Weib ermordt / auch in seinem Haus sieben Mordt bezangen / darnach das Haus angezündt / Geschehen im Voiland am Viechtmeßtag. — Dasselbe Blatt, das das Kreismuseum zu Plauen aufbewahrt, erzählt „Von einem Reichen Bawren / welcher ein großer Bucherer gewesen / und dem Gott sein Korn zu „Mucken und Würmern hat werden lassen“ und ihn damit „grewlich vnd schrecklich gestrafft. Geschehen in ein Dorff im Lande zu Meissen“. Und ein anderes Blatt derselben Sammlung, das zwei Jahr später erschien, enthält einen „Wahrhaftigen Bericht Und eigenliche Beschreibung des Geistes so zu Zwidaw in eines Pöttichers Hauße / herum gebet / redet / singet / isset vnd sich in Gestalt im Hauße sehen / aber von menniglichen so hinnein kommet hören lesset.“

Alle diese Blätter, die sich wohl als „neue Zeitungen“ gixierten, waren jedoch gelegentliche Erscheinungen. Die Anfänge des eigentlichen sächsischen Zeitungswesens im modernen Sinne treten jedoch erst im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, zwischen 1620 und 1630, im ersten Jahrzehnt

des 30-jährigen Krieges in Leipzig auf. Aber diese ersten Leipziger Zeitungen scheinen nach der Schlacht von Breitenfeld ihr Ende gefunden zu haben. Man hört nichts mehr von ihnen, nachdem die Schweden die Stadt besetzten. Vielmehr erscheint danach, im Jahre 1632 eine „Ordinar Post und Zeitung / Aus dem Schwedischen Posthause zu Leipzig / wie es Wöchentlich einkömmt“. Gedruckt wurde dieses Wochenblatt in Leipzig, durch Justum Janssonium. Auch von dieser Zeitung haben sich Exemplare, und zwar in der ehemals Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, erhalten. Sie dürften die ältesten Stücke sein, die von periodisch erscheinenden Zeitungen in Sachsen vorhanden sind.

1650 verließ die schwedische Besatzung Leipzig und 10 Jahre darauf erschien die erste große politische Zeitung Sachsens in ebendieser Stadt für die der Buchdrucker Timotheus Nitsch die kurfürstliche Konzession erhielt. Die am 1. Januar erstmalig ausgegebene Zeitung trug den Titel „Neu einlaufende Nachrichten von Kriegs und Weltthändeln“, und war nicht nur die erste in Sachsen, sondern in der ganzen Welt, die täglich mit Ausnahme der Sonntage erschien. Diese älteste Tageszeitung wechselte öfter den Titel, bis sie endlich 1810 den Namen „Leipziger Zeitung“ annahm, den sie bis zu ihrem Eingehen Ende 1918 beibehalten hat. Der Inhalt dieser ältesten Zeitung war, wie der aller ähnlichen Erzeugnisse der deutschen Tagespresse, ein ausschließlich berichtender. Irgendwelche Stellung zu den politischen Ereignissen zu nehmen, durften die Blätter jener Zeit sich nicht erlauben. Als trotz alledem der um 1760 herum die Zeitung leitende Redakteur Magister Gottlieb Schumann sich erdreistete, seinem Blatte so etwas wie eine individuelle Note durch Besprechung der eingelaufenen politischen Nachrichten zu geben, fand er damit keine Gnade vor der Zensur. Die kurfürstliche Regierung verbot ihm, die „unnütigen und unzeitigen Reflexiones.“

In der ersten Zeit unseres sächsischen Zeitungswesens herrschte das System des Privilegs. Wie zu so vielen anderen Dingen des öffentlichen Lebens, war zur Herausgabe einer Zeitung die landesfürstliche Erlaubnis Vorbedingung mit der natürlich, wie erwähnt, auch eine strenge Aufsicht, eine Zensur, verbunden war. Das Recht zur Herausgabe galt in Sachsen in früherer Zeit als Teil des Postregales das auszunutzen, in erster Linie die Postmeister berufen waren. Erst dann, wenn von diesem Vorbehalt kein Gebrauch gemacht wurde, konnten sich Buchhändler oder Buchdrucker um die Erlangung dieses Privilegs bemühen und bewerben. Die privilegierten Nachrichtenblätter genossen jedoch eine Sonderstellung gegenüber den Innungen. Sie waren von jedem Zunftzwange befreit. Immerhin war der Interessenkreis, den auch die privilegierten Blätter bearbeiten durften, ein engezogener. Da die Berichterstattung über außersächsische politische Ereignisse ausschließlich der Leipziger Zeitung

vorbehalten war, konnten sich die anderen alten sächsischen Zeitungen nur mit lokalen und in beschränktem Umfang mit sächsischen Angelegenheiten befassen, ein Feld, das durch die Zensur noch unfruchtbarer gemacht wurde als es an sich schon war. Sie waren in der Hauptsache Anzeigenblätter oder, wie sie damals genannt wurden, Intelligenzblätter. Diesen Entwicklungsgang hat auch die derzeit älteste sächsische Zeitung, der Dresdener Anzeiger, durchgemacht. In Dresden erschien, herausgegeben von Jecander (Joh. Christ. Crell) die erste Zeitung etwa 1714 unter dem Namen „Diarium Dresdense“ wöchentlich zweimal. Dann kam 1750 ein „Dresdener Wochenblatt“, vorher erschien ein „Dresdnisches Blättchen“ und noch zwei weitere „Diarien“, die aber alle 1753 auf kurfürstliche Anordnung ihr Erscheinen zu Gunsten der „Leipziger Zeitung“ einstellen mußten, die das Monopol für politische Nachrichten er- und behielt. Der „Dresdener Anzeiger“, der dieses Jahr auf 200 Jahre seines Bestehens zurückblicken kann, entstand aus sogenannten wöchentlichen Anzeigenzetteln für die der Auktionator Johann Christian Crell, genannt Jecander, das Privileg vom Kurfürsten erhielt. Auch ein Buchhändler Hilcher bemühte sich erfolgreich zur selben Zeit um die Erlaubnis zur Herausgabe eines Intelligenzblattes, und vereinigte sich nach Erhalt derselben mit Crell-Jecander. Aus dem ursprünglich reinen Anzeigenblatt entwickelte sich zunächst eine Lokalzeitung, die seit 1827 täglich erschien, der es aber erst nach 1830 möglich war auch eigene Nachrichten politischen Inhalts zu bringen. Was vorher über die Weltthändeln im Dresdener Anzeiger berichtet und gedruckt wurde, konnte nur auf dem Umwege über die Leipziger Zeitung und mit Erlaubnis der Redaktion derselben geschehen.

In der Folgezeit gesellten sich zu den beiden ältesten sächsischen Zeitungen verschiedene andere. So 1782 die „Budißnischen Wöchentlichen Nachrichten“ die Ahne der heutigen „Bauzener Nachrichten“. Mit Beginn des Jahres 1785 erhielt Löbau seine erste Zeitung, die sich der „Sächsische Postillon“ nannte. Anfänglich nur monatlich einmal erscheinend, wurde allmählich eine Wochen- und schließlich 1871 eine Tageszeitung daraus. Dann kam Plauen i. B., dessen „Vogtländischer Anzeiger“ seit 1789 erscheint, dem im Jahre 1800 die Bittauer Nachrichten und der Dschaber Gemeinnützigke folgten.

In den folgenden Jahren wurde es in journalistischer Hinsicht auch in unserer näheren Umgebung lebendiger. Die bedeutenden Provinzstädte in derselben erhielten ihre eigene Presse. Meißen ging mit seinem heute noch erscheinenden „Meißner Tageblatt“ im Jahre 1802 voran. Kurz darauf erschien der „Pirnaer Anzeiger“ 1805 trat das „Großenhainer Tageblatt“ ins Leben, das ursprünglich, wie die meisten Provinzzeitungen, ein Wochenblatt war und erst

1808 zum täglichen Erscheinen überging. 1806 folgte das „Leisniger Tageblatt“, das aus dem sogen. Leisniger Niederzettel entstand, der seit 1731 gedruckt wurde und neben den Texten der Pieder zum sonntäglichen Gottesdienst und den Predigttexten ab und zu schon einzelne Anzeigen enthielt.

Mit der Aufhebung des Politik-Privilegs der Leipziger Zeitung im Jahre 1830 und noch mehr seit der Aufhebung der Zensur in Sachsen 1848 entstanden überall in Sachsen in größeren und kleineren Orten neue Zeitungen. Seit 1850 besitzt der sächsische Staat in der heutigen „Sächsischen Staatszeitung“ ein eigenes Regierungsorgan, das zwar schon 1846 gegründet, im vorgenannten Jahre in den Besitz des Staates überging. 1858 erhielt Dresden in den noch bestehenden „Dresdener Nachrichten“ eine zweite politische Tageszeitung.

Die Vöknitzer Zeitungen.

Am Alter der ältesten noch bestehenden Zeitungen der sächsischen Großstädte gemessen und teilweise auch im Vergleich mit den Blättern der bedeutenderen Provinzstädte ist die Vöknitzer Lokalpresse noch ziemlich jung. Immerhin kann die älteste der Vöknitzer Zeitungen, unser Generalanzeiger, in diesem Jahre auf ein 65-jähriges Erscheinen zurückblicken und seine Nachbarzeitung, das Radebeuler Tageblatt, ist nicht wesentlich jünger.

Es lag in der ganzen Entwicklung der Vöknitzorte begründet, daß sie erst in verhältnismäßig später Zeit eine eigene Lokalpresse erhielten. Als im Jahre 1836 die Vöknitz durch die neue Dresden-Leipziger Eisenbahn als Wohngebiet für Dresden, als Vorort der Residenz erst eigentlich erschlossen wurde, zählten alle Orte derselben zusammengenommen etwa 3½ Tausend Einwohner, die größtenteils ländlichem Erwerb nachgingen. Da war von einem Bedürfnis für eine Lokalpresse natürlich nicht im entferntesten zu reden. Die einzelnen Orte bildeten jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes. Die alten im Mittelalter entwickelten Bauernschaften bestanden noch, die sogenannten Altgemeinden, in denen noch ein stark an patriarchalische Zeiten anklingender Gemeinschaftsgeist lebte. Das geringfügige öffentliche Leben in den einzelnen Orten spielte sich in den gebräuchlichen Gemeindeversammlungen ab, zu denen die Altbauern durch den Gemeindefammar und den altbewährten Sammelruf Botscheremo = Kommt zusammen, gerufen wurden. Alles, was die Gemeinde betraf, wurde in der breiten Öffentlichkeit verhandelt und was man aus der nahen Hauptstadt und den Weltthändeln wissen wollte und mußte, das erfuhr man durch den regen Marktverkehr, der auch gelegentlich die letzten „Gazetten“ der Hauptstadt in die Dörfer brachte und schließlich in der Schenke. Das wurde anders, als sich die Vöknitzorte reckten und streckten, als sie, die bisher mehr oder weniger nur Sommerwohnstätte Dresdner Familien waren, sich zum ständigen Wohngebiet solcher



Der erste Autoschneepflug Europas im Sächsischen Erzgebirge.

Von der Sächsischen Kraftverkehrsge-
sellschaft ist auf der Strecke Dresden—
Binnwald (Erzgebirge) der erste und ein-
zige Autoschneepflug Europas in Dienst
gestellt worden. Der Schneepflug ist ame-
rikanischen Ursprungs, hat Vierradantrieb,
und ist mit zwei Pflugscharen versehen.
Die Leistung des Motors beträgt 100 PS.
Da der Schneepflug zur Belastung stets
Sand mit sich führt, kann er bei Glätteis
auch zum Sandstreuen verwendet werden.

—:—

in erhöhtem Maße entwickelten und die Einwohnerzahlen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr answollen. Da wurden die gemeindlichen, die lokalen Interessen vielfeitiger, auch die Anteilnahme an der großen Politik war viel reger geworden.

Zu der bodenständigen, wenig wechselnden Bewohnerschaft, trat eine in viel stärkerem Maße fluktierende Bevölkerung, die mit der Gesamtheit nicht mehr so fest wie früher verwuchs, aber doch ein lebhaftes Interesse für örtliche Vorgänge und solche aus der näheren und weiteren Nachbarschaft hatte. Das alles bereitet den Boden vor, auf dem eine eigene Lokalpresse sich entwickeln und lebensfähig erhalten konnte. Dies war umso mehr der Fall, als sich besonders in unserem alten Marktorte Kößchenbroda das Geschäftsleben derart entfaltet hatte, daß ein Bedürfnis eines regelmäßig erscheinenden Anzeigenblattes unstreitbar vorlag. Und dieses vielseitige Bedürfnis zeigte sich nicht nur in Kößchenbroda selbst, sondern alle Orte der Vöfnitz, Kaditz und Coswig mit einbegriffen, hatten das gleiche starke Interesse an dem Entstehen einer Lokalzeitung innerhalb ihres landschaftlich abgegrenzten Gebietes.

Wo sich aber ein Bedürfnis entwickelt hat, da findet sich auch eine unternehmungslustige Intelligenz, die demselben entgegenkommt und es zu befriedigen versucht. Der Vöfnitz erstand sie in der Person des Kandidaten der Medizin August Ziegner, der die Gründung einer Ortszeitung erwog. Seine schöngeistige und staatswissenschaftliche Vorbildung, die er auf der Leipziger Universität neben der medizinischen erworben, prädestinierten ihn im besonderen Maße dazu, seiner Heimat, mit der er aufs engste verwachsen war, eine Lokalzeitung zu schaffen.

Am 13. Dezember 1865 erschien denn auch die erste Nummer der

Kößchenbrodaer Zeitung,

die vorderhand nur als bescheidene Wochenzeitung im Großquartformat herauskam. Der verhältnismäßig starke Anzeigenteil dieser ersten Exemplare lieferte den Beweis, daß August Ziegner tatsächlich einem vorhandenen lebhaft empfundenen Bedürfnis Rechnung getragen hatte. Das anfänglich in Dresden gedruckte Blatt konnte auch bald im Orte selbst, wenn auch noch nicht in eigener Offizin, hergestellt werden. 1868 errichtete ein Buchdrucker, Karl Bergold, eine kleine Druckerei, der der Druck der Lokalzeitung vom Herausgeber übertragen wurde. Allerdings hat sich das anfänglich vielversprechende Verhältnis bald wieder aufgelöst, ohne daß festzustellen ist warum. Kurz, der Druck wurde wieder in Dresden besorgt. Aus dem Wochenblättchen wurde 1872 eine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung, die 1876 zum Amtsblatt für Niederlöfnitz, Kößchenbroda, Radebeul, Naundorf und Serlowitz erklärt wurde. Vom Jahre 1894 an erschien die Zeitung, die inzwischen den Titel

„Generalanzeiger

für die gesamten Vöfnitzortschaften“

angenommen hatte, wöchentlich dreimal, nachdem er schon seit 10 Jahren in eigener Druckerei hergestellt wurde. Seit 1910 erscheint der Generalanzeiger als Tageszeitung. Diese älteste Vöfnitzer Lokalzeitung blieb aber nicht lange ohne Konkurrenz. Schon im Jahre 1871 erstand im Erscheinungsorte eine zweite Zeitung. Fürchtgott Hermann Butter, der spätere Besitzer einer großen Schriftgießerei in Dresden, hatte zu Beginn erwähnten Jahres in Kößchenbroda eine kleine Druckerei errichtet und gab zwei neue Lokalzeitungen, das Kößchenbrodaer Wochenblatt und das Radebeul-Oberlöfnitzer Wochenblatt heraus, die von Anfang an zweimal wöchentlich erschienen. Der Gründer behielt diesen Zeitungsverlag jedoch nur 4 Jahre, dann

verkaufte er ihn an einen Buchdrucker Nitzelnadel aus Dresden, der ihn nach weiteren 8 Jahren an den Buchdrucker Kupky abtrat. Unter seiner Leitung verschwand zwar die zweite Ortszeitung in Kößchenbroda. Dafür baute der neue Besitzer das Radebeul-Oberlöfnitzer Wochenblatt weiter aus, das in der Folgezeit dieselbe Entwicklung wie unser heimisches Lokalblatt durchlief und schließlich an dem Buchdrucker M. Brummer veräußert, unter dem Titel

„Radebeuler Tageblatt“

als Tageszeitung erschien. Damit hatte sich der Interessenkreis beider Vöfnitzer Lokalblätter scharf abgegrenzt und geschieden. Zu den beiden alten vorhandenen Vöfnitzer Lokalzeitungen trat 1897 noch eine dritte. Herausgegeben von Buchdruckereibesitzer Adolf Adam, erhielt der Billenort Niederlöfnitz im angeführten Jahre seine eigene Presse, den „Vöfnitzer Anzeiger“, so daß damit jeder der vier Vöfnitzorte: Kößchenbroda, Niederlöfnitz, Radebeul und Oberlöfnitz für sich journalistisch versorgt wurde. Das war natürlich etwas zu viel des Guten für ein immerhin beschränktes Gebiet. Die Butterische Zeitung stellte ihr Erscheinen für Kößchenbroda, wie erwähnt, 1883 ein. Der Niederlöfnitzer Anzeiger jedoch hielt rund 10 Jahre durch, 1907 ließ aber sein Herausgeber das Blatt eingehen, so daß heute für das eigentliche Vöfnitzgebiet nur noch zwei Lokalzeitungen in Frage kommen. Ein wesentlich späterer Versuch, neben diesen beiden Zeitungen noch eine dritte ins Leben zu rufen, blieb mangels der allernotwendigsten Voraussetzungen für ein Zeitungsunternehmen ganz und gar im Reime stecken. Die Zeitung entschloß sofort nach Ausgabe der ersten Nummer wieder und der allergrößte Teil der Einwohnerschaft dürfte von diesem Blatt überhaupt keine Kenntnis bekommen haben.

Windbruch in der Masseneu.

Von Regina Berthold.

Es gibt in der nächsten Umgebung der Großstadt Winkel und Eden, an welchen der Strom Wanderlustiger und Sonntagsausflügler rechts und links vorüberflutet, unberührte Waldstücke, stille Dörfer, verwunschene Seen. Führt aber der Zufall den Naturfreund an solche Stelle, dann erlebt er Entdeckerfreuden.

Kennt einer die Masseneu? Die Bewohner von Arnsdorf und Großerhirsdorf wissen recht wohl, daß ein schöner, alter Waldbestand diesen Namen führt, dessen Klang in die Zeit der Sorben-Wenden zurückweist. Und damit ist schon gezeigt, welche Himmelsrichtung aufgesucht werden muß, um die Masseneu zu finden.

Das wäre denn nicht weiter rühmendwert, denn Wälder gibt es in Dresdens Umgegend, glücklicherweise in reicher Fülle, Hochplateau-Wälder, ähnlich wie in der Moritzburger Gegend. Saftige Wiesen schieben sich zwischen dunklen Baumbestand und wellige Hügel geben Licht und Dunkelheit in das malerische Bild.

Aber die Masseneu bietet zur Zeit noch anderes. Als im Juli v. Js. der ungewöhnlich heftige Wirbelsturm auch über Dresden ging, hatte er in jenen Wäldern gewaltige Arbeit getan. Ein Naturereignis von besonderem Ausmaß, das sich dem Beschauer in erschütternder Wildheit zeigt. Wir streben auf sonnenhellen Wiesenweg dem Walde zu. Ein Mann kommt uns entgegen.

„Sie können hier nicht vorwärts,“ sagt er. „Windbruch versperrt Weg und Sieg.“

Wir danken lächelnd und gehen weiter. So schlimm wird es wohl nicht sein. Aber es ist doch schlimmer, als wir dachten, viel schlimmer. — Hat ein Riese hier gehaust? Einige geknickte Stämme künden den Weg des Sturmes an und da ist auch der Windbruch!

Wie mag hier das Wetter getobt haben. Reihenweise liegen die Bäume, Kiefern, Fichten, stark und gesund. Ihre breite Wurzelfläche ist aus der Erde gerissen,



Die erste deutsche Dichterin.

Die tausendjährige Stadt Gandersheim im Harz feiert am 9. Februar ein bemerkenswertes Jubiläum: den tausendjährigen Gedenktag der Konne Roswitha, die im Kloster zu Gandersheim wirkte, und als erste deutsche Frau Legenden, Hymnen, Dramen und geschichtliche Werke schrieb. An der Feier, die in dem historischen Kaiserjaal des alten Klosters stattfinden soll, werden sich alle bedeutenden deutschen Dichterinnen und Dichter, sowie Historiker beteiligen.

wie riesige Teller ragen sie wohl zwei Meter hoch in die Luft. Die kleinen Fasern sind abgestorben, der Boden bröckelt trocken zwischen den starken Wurzeln heraus. Ueber die Stämme hinweg, die Reihenweise gefallen sind, liegen abgebrochene Wipfel, losgerissene Zweige. Darüberhin hat frisches Gerank sich geschlungen im milden Verhüllen der Unglücksstätte.

So geht es ganze Strecken weiter. Viele Bäume stehen schräg, gelockert in den Wurzeln, dem Umfallen nahe. Ein Windstoß, — ein Knaden, Brechen. Da senkt sich wieder ein Stamm zur Erde nieder.

Gar nicht ungefährlich ist es, durch diesen Windbruch zu kommen. Dort hat die Forstverwaltung bereits Anstalt getroffen die Hindernisse zu beseitigen, aber angesichts der Verwüstung ist es erklärlich, daß diese Arbeit geraume Zeit brauchen wird. Stämme sind zur Seite gebracht, geschält, zerkleinert, geschichtet. Aber noch sehr viel harzt der Bearbeitung.

Und immer neue Schäden zeigen sich ein Schlachtfeld mitten im friedlichen Wald. So geht es eine weite Strecke, und wir haben länger als eine Stunde gebraucht, um die Verwüstung zu überwinden, sind unter gefallenen Bäumen hindurchgekrochen, über Barrikaden geklettert, sind an dünnen Zweigen hängen geblieben und, wo es gar nicht anders möglich war, in weitem Bogen durchs Gestrüpp gekrochen, um das Hindernis zu umgehen.

Eine Urwildnis im geordneten Bereich unserer Wälder, die beredtes Zeugnis davon gibt, wie schwach und klein alles Menschenwerk ist gegen ein einziges kurzes Erwachen furchtbarer Naturkräfte.

Die Mundart — schön oder häßlich.

Der Deutsche steht seiner Muttersprache wie ein Kind gegenüber: er ist mit ihr aufgewachsen, und er gebraucht sie, wie er andere Dinge des täglichen Lebens gebraucht, ohne ernstlich über sie nachzudenken, sich ihrer Schönheit bewußt zu werden oder gar sie zu lieben. Gilt das schon vom Hochdeutschen, so in noch viel höherem Grade von den Mundarten. Soweit er sie überhaupt beachtet, hat er meist nur ein absprechendes Urteil für sie übrig: sie sind verdorbenes Hochdeutsch. Daß sie ein wertvolles Gut sind, daß ihre Wurzeln bis in die graue Vorzeit unseres Volkes hinabreichen, daß sie also weit älter sind als unsere Schriftsprache, dessen sind sich die wenigsten bewußt. Was man lieben, verehren und pflegen sollte, das wird verachtet, spricht doch nur der „gemeine Mann“ die Mundart. Gespräche über diese bleiben, weil man eigentlich so gut wie nichts über sie weiß, an der Oberfläche.

Am häufigsten wird wohl die Frage erörtert, ob eine Mundart — schön oder häßlich sei. Nun wollen wir gewiß nicht die Sittenrichter spielen und verlangen, daß diese Betrachtungsweise unter allen Umständen ausgeschaltet werde, wählen wir doch, wenn wir uns einen Feldblumenstrauch holen wollen, ganz von selbst die „schönen“ Blumen und lassen die „häßlichen“ stehen, und ein Naturgewächs wie sie ist die Mundart ja auch; aber daß wir geradezu ausschließlich die Frage „schön oder häßlich“ aufwerfen (wobei gewöhnlich die heimische Mundart am schlechtesten weglommt), zeugt doch von gar zu geringem Verständnis. Verächtlich aber ist weder das „Volk“ noch auch seine Sprache, und der wackere Hansjakob hat recht, wenn er sagt: „O, was ist das Volk ein Meer! Und was ist es ein Genuß, in seinen Tiefen zu fischen und in seiner großen Naturseele zu lesen!“ Wer sich dessen erst

einmal so recht bewußt geworden ist, der wird zu verstehen suchen und Ehrfurcht empfinden lernen, statt die Nase zu rümpfen, wenn das Gespräch auf die Mundart kommt.

R. P.
Deutscher Sprachverein.

Wintergedanken.

Willst du, Seele, nicht mehr blühen da vorbei des Sommers Flucht?
Oder wenn der Herbst erschienen,
warum gibst du keine Frucht?
War vielleicht zu reich dein Frühling,
war zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüten geben Früchte,
aber, ach, die Blumen nicht.

Franz Grillparzer.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlerstraße 2, Fernsprecher Nr. 6 / Schriftlicher:
L. Schmitz, Köhlerstraße-Kaumberg.



Nr. 4. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Februar 1930

Die „Waldschänke Raupennest“ in Altenberg im Erzgebirge.

Von Walter Schellhas.

Die „Draafschent“ bei Johannegeorgenstadt ist durch des bekannten erzgebirgischen Volksdichters und -sängers Anton Günther vielgesungenes Lied gleichen Namens weit und breit bekannt geworden, und es wird wohl niemand geben, der je den Besuch dieses gastlichen Hauses bereut hat. Was die „Draafschent“ auszeichnet und den westlichen Erzgebirger dorthin zieht, das findet der Bewohner und Freund des östlichen Erzgebirges in der „Waldschänke Raupennest“ in Altenberg.

Die eine Viertelstunde westlich von dem alten Bergstädtchen Altenberg zu 100 Meter Höhe aufsteigende bewaldete Bergkuppe verdankt ihren Namen dem Graupener Köhler Raupennest, der laut Altenberger Stadtchronik sich vor 400 Jahren hier niederließ, um seine Fertigkeit im Holzkohlenbrennen in den Dienst des damals eröffneten Zinnbergbaues zu stellen. Wo früher die Kohlenmeiler bran-

ten, laden jetzt herrliche Wege zu frohen Spaziergängen und lauschige Plätzchen zu besinnlicher Rast ein. Wenn der Winter mit seinen Freuden Einzug gehalten hat, entwickelt sich an dem Jugendsprunghügel in einer Waldschneise munteres Leben. Von dem modernen Luxusbau des „Berghofs Raupennest“ an dem zu dem Städtchen abfallenden Wiesenhange des Raupennestes, dem Übungshange für die Skilurje der großen Dresdner Sportvereine, führt ein neu angelegter Weg nach dem Berggipfel, der die „Waldschänke Raupennest“ trägt. Im Sommer wie im Winter umfängt hier den Wanderer der ganze Zauber der erzgebirgischen Waldlandschaft, den der Eindruck des bodenständigen Baues der traulich-schlichten Gaststätte noch wesentlich erhöht. Im Innern dieses Unterkunftshauses empfängt den Gast nicht nur eine vorzügliche Bewirtung mit Speise und Trank und eine anheimelnde Herberge, sondern auch das Wehen echt

erzgebirgischen Geistes: gemütliche Ecken an dem großen Kachelofen im schimmerigen Schein der Petroleumlampen und froher Klang der alten und neuen erzgebirgischen Vieder zur Zither und Gitarre. Der humorvolle Bergwirt Max Rade ist nicht nur ein stimmbegabter Vermittler der Lieder und Geschichten unserer erzgebirgischen Mundartdichter Anton Günther, Hans Siegert, Hans Soph und Max Benz, sondern er bietet auch in bunter Fülle ernste und heitere Dichtungen und Gesänge aus eigener Werkstatt, von denen wir unseren Lesern vorläufig zwei: „Die Sportleit“ und „Die älteren Zeit aus der früheren Zeit“ mitteilen wollen.

Schon zahlreiche Freunde besitzt die „Waldschänke Raupennest“ in Altenberg diesseits und jenseits der weiß-grünen Grenzpfähle; noch viele wird sich diese trauliche Gaststätte und ihr liederfroher Wirt Max Rade noch hinzuerwerben!

Die Sportleit.

Von Max Rade, Altenberg i. Erzgeb.

Wenn Vög'le zieh'n, nach Süden hin
Lutz Hertelahn a Ende nahm,
Wenn's störrt on schneit, kimmt schiene Zeit,
do brennt de Eisenbah viel Sportleit roa.

Mocht's leicht eich's liebe Labn, es ko nisch Schenners gab'n
Als wie de Winterszeit for onre Schniehuhleit',
Mir uff der Windblöß ubn sah'n Eich a gerne kumm,
Doch wenn de Lammle blüh'n, a wieder gieh'n.

Der Schnie puht Baam on Heisle
On der Nebel mocht'n Raubreif droa,
Der Wind, dar schofft 'n Pulverschnie
Uff meterhoch Gutt wees wuhie.

Mocht's leicht Eich's liebe Labn, bleibt ni am Usen klabn,
Trotz Sorge, Rut on Pein in tiefen Wald hinein,
Mir uff der Windblöß ubn sah'n Eich a gerne kumm,
Doch wenn de Lammle blüh'n, a wieder gieh'n.

Der Maa fährt über Berg on Tol
On gukt blus noch der Fraa ämol,
On wenn se spricht: „Bist net galant!“
Do schreit er: „Mir hilst a niemand!“

Mocht's leicht Eich's liebe Labn, bleibt ni am Usen klabn
Trotz Sorge, Rut on Pein in tiefen Wald hinein,
Mir uff der Windblöß ubn sah'n Eich a gerne kumm,
Doch wenn de Lammle blüh'n, a wieder gieh'n.

On im Geberche über Nocht,
Do werd koa Unnerschied gemocht,
Do labn a die im Ehestand,
Die sich im Labn noch nie gekannt.

Mocht's leicht Eich's liebe Labn, es ko nisch Schenners gabn
Als wie die Winterszeit for junge Liebesteit,
Schwört Eich a Lieb on Frei, mocht ner koa Lüg derbei
's hot monnichter mit der Zeit uff schwer bereit.

Van Schniehuhlaafen, do sieht mer's gelei
Ob beide schu verheirat sei,
De Bussen tun mit vieler Müß
Ihr Maabl uff'n Berg nauzieh.

Mocht's leicht Eich's liebe Labn, es ko nisch Schenners gabn
Als wie de Winterszeit for onre Schniehuhleit',
Mir uff der Windblöß ubn sah'n Eich a gerne kumm,
Doch wenn de Lammle blüh'n, a wieder gieh'n.

Die ält'ren Leit aus der früh'ren Zeit.

Von Max Rade, Altenberg i. Erzgeb.

Vor dreißig, verzig Bohrn, wu mir noch Rinner worn,
Vor a de größte Freid for uns de Winterszeit,
An Schlieten breet on gruß on a Maad' uff der Schus,
Su laust mer wie der Wind zu Tol gesch oird

Ja, Ihr ält'ren Leit aus der früh'ren Zeit,
Ihr wart a ni annerich wie de Jugend heit
Ihr seid a gehulpert on seit a gestulpert,
Monnich tullek Streich stammt a vun Eich.

In untrer Gungzeit, do wars noch net wie heit,
De Weibslait hotten do noch kaane Husen oa,
De Händ on Füß die worn vor Kält wie ogestorbn,
Van Maadl trieb's den Schne Gutt weck wuhie.

Ja, Ihr ält'ren Leit aus der früh'ren Zeit,
Ihr wart a ni annerich wie de Jugend heit.
Ihr wart ugelogn monnichmal ugezogn,
On wullt's nur heit dernien net eigestiegn.

Uff jeden Maadlkupp, do hing a prächt'ger Zupp,
Monnichmal war direkt noch aaner draufgesteckt.
On ging mer hie zen Maadl on puffiert a weng
Hot mer a schu ans uffn Dzug häng.

Ja, Ihr ält'ren Leit aus der früh'ren Zeit,
Ihr wart a ni annerich wie de Jugend heit.
On kom mer ham bermit, do rief der Votter aus:
„Du Sakermenschter Buß, wie siehste aus!“

On ging mer früh'r amol ze Lana set uff. Sool,
Do dorft mer sich net rührn, koa urachts Wort verliern,
Sist gobs an Schwinderling on Prügel net zu wing,
A monnicher flog a gelei der Sooltrepp net.

Ja, Ihr ält'ren Leit aus der früh'ren Zeit,
Eire Jugendfahler sei vergassen heit.
Monnicher fester Stuch on monnicher Schieselrud
Wor früher noch nen Lana ufft ni mebr aana.

A jeder Buß, dar heit a feisches Maadl freit,
On er konn se leiden, freegt er sie heizpiten:
„Willst ä Stäbchen roochen, schau mer in de Dogen!“
On sie spricht a gelei: „Ich bie su frei“.

Ja, Ihr ält'ren Leit aus der früh'ren Zeit,
Ihr müßt Eich verstecken vor der Jugend heit
Eire Tobackspfeifen dorft mer ne. ozeifen,
On ju net unterstiehn, mol dro ze z.ehn.

Warum ruht die Tätigkeit der Pflanzen im Winter?

Unter allen äußeren Lebensbedingungen der Pflanzen spielt das Wasser die wichtigste Rolle, sagt Meierhofer. Ohne Wasser ist weder tierisches, noch pflanzliches, noch menschliches Leben denkbar. In der lebendigen Pflanzenzelle bildet das Wasser die Hauptmasse, im allgemeinen mindestens $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ des Gewichtes, in extremen Fällen sogar bis 99% der Substanz. Wasser finden wir im Zellsaft (Protoplasma), im Kern, in den Chlorophyll- und Stärkekörnern, ja selbst die Zellwand ist reichlich vom Wasser durchsetzt (Imbibitionswasser). Fast alle Lebensprozesse der Pflanzen — man könnte verallgemeinern: der Lebewesen — erfolgen nur bei Anwesenheit von Wasser, so die Stoffwanderung von Zelle zu Zelle, die Zufuhr der Nährsalze aus der Erde, das Wachstum.

Der Mensch braucht etwa 1000 Liter Wasser im Jahre; die Hälfte davon nimmt er durch den Wassergehalt der „trockenen“ Speisen in sich auf. Brot besteht z. B. zu mehr als einem Drittel aus Wasser! Ein Pfund Äpfel liefert ihm nahezu $\frac{1}{2}$ Liter Wasser. Eier und Fleisch enthalten 70, Kartoffeln 75, Fisch 80, Obst und Gemüse 85% Wasser! Das Wasser, sagt Kahn in seinem Werke „Das Leben des Menschen“, besitzt zwar weder Geschmack, noch einen Kaloriengehalt, noch einen Eiweißwert, es enthält weder Salze noch Vitamine und würde in jeder Nährwerttabelle unbedingt an letzter Stelle stehen. In Wahrheit ist es aber gleichsam zum Hohn auf alle Systematik doch das erste, das unentbehrlichste und das begehrteste aller Nahrungsmittel. Auf alles verzichten die Hungerkünstler — nur nicht auf das Wasser —. Mit Wasser haben es manche Hungerkünstler 28 und mehr Tage lang ausgehalten, ohne Wasser wäre der Mensch in acht Tagen tot.

Man kann behaupten, daß für die Pflanzen das Wasser eine noch viel wichtigere Rolle spielt. Selbst für die Formenbildung der Landpflanzen ist der Einfluß des Wassers von ausschlaggebender Bedeutung. Aus der Anordnung und Stellung der Blätter kann man auf die Art der Wurzeln schließen. Die Blätter des Löwenzahns leiten in ihren Rinnen das Regenwasser dem Zentrum der Pflanze zu; er hat eine Pfahlwurzel! Die Laubbäume leiten den Regen über ihre Laubkrone an die Peripherie, von wo das Wasser in das Erdreich sickert, denn es herrscht eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen Wurzelwerk und Krone: soweit ein Baum seine Nette ausladet, soweit vor dringen die Wurzelenden, weil der Boden unter der Krone zu trocken sein kann, andererseits das Laubwerk ein zuverlässiges Zuleitungssystem für das Regenwasser bildet! So spricht man dort von zentripetaler, hier von zentrifugaler Wasserzuleitung. Viele Erdpflanzen haben Wurzelhaare, die zur direkten Aufnahme von Wasser befähigt sind. Die Wurzeln mancher Gewächse aber, die einen schwachen Transpirationsstrom haben und humusreichen Boden bewohnen, wie Buchen und Eichen, viele Ericaceen usw., sind von einem dichten Filz von Pilzfäden derart umhüllt, daß eine direkte Wasseraufnahme unmöglich ist, die Ausbildung von Wurzelhaaren also unterbleibt. Da übernehmen die Pilzfäden (Hyphen) die Aufgabe der Wurzelhaare! Die belieferten Pflanzen bezahlen diese Arbeit durch Abgabe von Assimilationserzeugnissen an die Pilzfäden, die sonst nicht leben könnten. Ein Fall von Symbiose, einem Verhältniß, wo sich zwei Gewächse zu gegenseitigem Vorteil unterstützen. Die Form, in der das geschieht, ist verschieden, da die Natur ja kein einseitiges Schema kennt. In einem Fall liegen die Pilzfäden nur

dicht um das Wurzelende (Nadelholzer, Buchen, Weiden); im anderen Falle dringt der Pilz in die Oberhauptzellen der Wurzeln ein, wie bei vielen Ericaceen und verschiedenen humusbewohnenden Orchideen.

Je mehr Wasser die Pflanze aufnehmen kann, desto lebhafter ist auch wieder ihre Verdunstung durch die Blätter, die Transpiration. Pflanzen trockener Standorte haben weniger Spaltöffnungen zum Verdunsten, weil sie mit dem geringeren Wasservorrat sparsam umgehen müssen. Nun ist ein großer Unterschied zwischen physikalischer und physiologischer Trockenheit bezw. Feuchtigkeit. Ein mit Feuchtigkeit durchtränkter Boden kann für die Pflanze trocken sein, weil sie nicht imstande ist, ihm Wasser zu entnehmen, sei es, daß Wasser durch organische Säuren und Salze gebunden ist, sei es wegen niedriger Temperatur des Bodens.

Dieser letzte Umstand ist im Winter gegeben. Die Saugkraft der Wurzeln wird mit zunehmender Abkühlung der Erde geringer. Es ist nicht einmal notwendig, daß der Boden gefroren ist. Liegt seine Temperatur nur wenige Grad über Null, so ist es vielen Pflanzen schon unmöglich, ihm Wasser zu entziehen. Dabei ist das Aufhören der pflanzlichen Lebens-tätigkeit des Winters nicht eine direkte Folge der Kälte, wie man gewöhnlich annimmt, sondern der damit verbundenen, durch die Kälte bedingten physiologischen Trockenheit des Bodens, die die Wasserentnahme hindert.

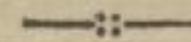
Ein Widerspruch scheint die Tatsache zu sein, daß auch die Gewächse des flachen Meeresstrandes gewöhnlich mit physiologischer Trockenheit zu kämpfen haben, obwohl Wasser genug vorhanden ist. Hier ist der Salzgehalt des Wassers ausschlaggebend. Schwache Salzlösungen (etwa bis 0,5%) fördert die Wasseraufnahme, stärkere



1000 Jahre Kottbus

Das im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. Oder gelegene, durch seine Tuche und seine Schnäpfe gleichermaßen bekannte Kottbus kann in diesem Jahre auf ein tausendjähriges Bestehen zurückblicken. Kottbus soll bereits von König Heinrich I. gegründet worden sein.

Unser Bild zeigt den Marktplatz der Stadt.

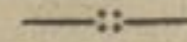


Salzlösungen aber hindern sie. Und da das Meerwasser einen weitaus größeren Salzgehalt hat, so sind die Strandgewächse in Bezug auf die Wasseraufnahme nicht besser gestellt, als die meisten ausgesprochenen „Trockenpflanzen“ (Xerophyten). Daß auch die Vegetation der Torfmoore xerophile Struktur zeigen, obwohl sie in größter Feuchte leben, erklärt sich daraus, daß das Wasser an Humusäuren gebun-

den ist. Nasser Boden ist übrigens meist auch kalt! Ueber die vielen Einrichtungen, wie die Gewächse der Schwierigkeiten Wasser aufzunehmen Herr zu werden suchen, soll ein anderes Mal geschrieben werden.

Für heute genügt die Erkenntnis, daß die Abkühlung der Erde zureicht, um auch feuchte Tiefen für die Pflanzen physiolo-

gisch trocken zu machen und daß deshalb die Gewächse gezwungen sind, ihre Lebens-tätigkeit auf das äußerste Minimum einzuschränken. Der große Laubabwurf im Herbst war der Anfang der winterlichen Sparwirtschaft. Diese Sparwirtschaft stellt sich also als eine gediegene Schutzmaßnahme in der Pflanzenwelt dar, von der wir Menschen mancherlei lernen können.



Zur Kulturgeschichte des Gasthauses.

Vor mehr als zwei Jahrtausenden gehörte der Gasthof schon zu den Begriffen, ohne die man sich das Kulturleben nicht denken konnte, und sowohl in Athen wie in Sparta gab es Gasthäuser, in denen man sich traf, aß und trank und in denen man, wenn die Sitzung gar zu lange gedauert hatte, sogar übernachten konnte. Zur Aufnahme von Reisenden waren die Gasthäuser allerdings noch nicht eingerichtet; erst später entstanden in den größeren griechischen Städten Gasthöfe, die auch dem Durchreisenden Unterkunft boten. Es war, übrigens vorher auch gar kein Bedürfnis nach solchen Gasthöfen vorhanden gewesen. Wer in eine fremde Stadt reiste, hatte gewöhnlich irgendwelche Beziehungen zu dieser Stadt, besaß Verwandte, Bekannte oder Geschäftsfreunde, und da verstand es sich von selbst, daß er auch bei seinem Geschäftsfreund Wohnung nahm.

Anders bei den Römern. Hier gab es schon Reisewege und Straßen, und so hatte sich schon sehr früh die Notwendigkeit zur Errichtung von Raststellen an den vielbenutzten Straßen ergeben; an diesen Rastorten fanden die reisenden Beamten und Soldaten, daneben aber auch alle anderen Reisenden gute Unterkunft für sich und ihre Pferde. Die altrömischen Unterkunfthäuser, die in der Regel von Sklaven geführt wurden, trugen richtige Wirtshausnamen; es gab da einen großen und klei-

nen Adler, einen Hahn und einen Schwan, ganz wie noch heute in unseren Städten und Dörfern. Gelegenheit, außer dem Hause zu essen, bot sich in Rom allerorten. Wer nicht viel bezahlen konnte, ging in die einfache Gaststätte, wo man für wenig Geld ein gutes und auch reichliches Mahl bekam. Daneben gab es auch bessere Gaststätten, die mit Bädern ausgestattet, den Römern das heimische Behagen zu ersetzen suchten und auch viel Zuspruch fanden, zumal es da immer ziemlich lustig herging.

In Deutschland kannte man um jene frühe Zeit weder Wirtshäuser noch Herbergen. Der Reisende war einzig und allein auf die Gastfreundschaft angewiesen. Die fand er aber auch, wohin er kam; denn durchreisende Fremde bei sich aufzunehmen, war eine Pflicht, die jedem Bürger durch das Gesetz des Volksrechtes auferlegt war. Wo ein Kloster in der Nähe war, kam die Gastfreundschaft des Bürgers freilich nicht in Betracht, weil der Reisende in jedem Kloster ohne weiteres gute Unterkunft fand. Erst im Mittelalter entstanden allmählich auch bei uns Gasthäuser, die aber zunächst in jeder Hinsicht viel zu wünschen übrigließen. Es waren dunkle und dumpfige Räumlichkeiten, in denen sich oft allerhand zweifelhaftes Volk herumtrieb, Abenteuerer und galante Damen, so daß der ehrbare Bürger sie lieber mied, während der Fremde, der gezwungen war, in einer sol-

chen Herberge Unterkunft zu suchen, froh war, wenn er mit heiler Haut davonkam. Geistlichen war der Besuch von Gasthäusern jahrhundertlang verboten.

Solcher Wirtshäuser gab es nun im 9. und 10. Jahrhundert schon eine ganze Menge, aber der immer mehr fortschreitenden Kultur genügten diese mehr als einfachen Herbergen bald nicht mehr. In manchen Städten errichtete daher der Rat der Stadt eigene Trinkstuben oder Keller für die Bürger, und diese gemütlichen Ratstrinkstuben und Ratskeller haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Da sie verhältnismäßig gut gehalten und viel besser ausgestattet waren als die Herbergen, fanden sie viel Zuspruch und reizten vor allem zur Nachahmung. So entstanden nach und nach auch Gasthäuser, die ihren Gästen einen gemütlicheren Aufenthalt boten als die alten Herbergen mit ihren oft recht zweifelhaften Gästen. Eine dieser guten mittelalterlichen Wirtshäuser hat sich sogar bis in die Neuzeit erhalten: es ist der „Riese“ in dem altertümlichen Mainstädtchen Miltenberg. Die Gründung dieses alten Gasthofs soll in das Jahr 1160 zurückreichen, also in die früheste Zeit des deutschen Gasthauslebens.

Diese alten deutschen Gasthäuser waren natürlich keine Hotels in unserem heutigen Sinn. Vor allem waren sie keineswegs

ausschließlich für die Unterkunft und Bequemlichkeit der Reisenden bestimmt. Sie waren in erster Linie als gemütliche Ess- und Trinkgelegenheit für die einheimischen Bürger gedacht. Erst gegen das Ende des

17. Jahrhunderts begann man die Gasthäuser mehr und mehr dem Fremdenverkehr anzupassen, und um diese Zeit entstanden auch die ersten deutschen „Hotels“, eine Bezeichnung, die aber damals im interna-

nationalen Verkehr noch nicht so gebräuchlich war wie heute; man nannte das Fremdgasthaus lieber gut deutsch „Hof“ und fügte dann irgendeinen Städtenamen bei, „Augsburger Hof“, „Nürnberger Hof“ u.

Tod einer Volkskünstlerin.

In diesen Tagen wurde in Seiffen eine Volkskünstlerin zur Ruhe gebettet, der einige Worte nachzurufen Pflicht aller ist, die das Erzgebirge und besonders die Spielwarengegend schätzen. Auguste Müller, so hieß die hochbetagte Frau, die im 88. Jahre ihre Augen geschlossen hat und in Seiffen zu den alten Originalen gehörte. Ihr Leben war rührende Schlichtheit, Armut und Bescheidenheit. Auguste Müller war Schnitzerin, Volkskünstlerin, in des Wortes wahrster Bedeutung. Hofrat Prof. Seyffert schreibt über sie: „Ich habe sie dann und wann in ihrer kleinen Stube aufgesucht. Sie gehört zu den Menschen, die wir zumal auf dem Lande antreffen, welche die gute Lust „draußen“ lassen. Am verschlossenen Fenster steht

der Tisch. Der ist ihre Werkstatt. Auf ihm sieht's kunterbunt aus. Aber sie erklärt dies in philosophischer Ruhe. Die angefangenen oder fast vollendeten Schnitzereien dürfen „der Ordnung halber“ nicht weggeräumt werden, bis sie fix und fertig sind. Das währt immerhin einige Wochen. Aber der Tisch ist auch für Anderes, z. B. für das Essen und Kaffeetrinken, für das Lesen vorhanden. — Sie schnitzt allerhand kleine Figurenzusammenstellungen aus Holzstücken, Nesteln genannt, die sie aus dem Feuerholz herausliest. Ihre Anregung holt sie sich aus Büchern und Bildern, am liebsten aber aus sich selbst. Und sie spintisiert zu gerne und hat ja auch Zeit dazu. Manchmal porträtiert sie bekannte Leute des Ortes. Mich hat sie auch

einmal unter dem Messer gehabt. Ich bin sehr stilllich ausgefallen, meine Frau aber hat mich nicht erkannt. Die Pinsele, die sie zum Bemalen ihrer Arbeit gebraucht, verfertigt sie sich selbst. Sie verwendet zu die Haare ihrer Verwandtschaft. Ich besitze den besten Pinsel, — das muß man ehrlich stehen — liefert ihr Nefte, das ist der Kupferfigurenschnitzer Carl Müller. Der kam zu Auguste Müller, der Einsamkeit als Erlöser von längerem Leiden, bei der sie in ihrer beispiellosen Armut die Aufmerksamkeit der Seiffener in ihrem Maße fand. — Um ihr das Armbegräbnis zu ersparen, hatten der Landesverein Sächsischer Heimatschutz und andere treue Freunde Seiffens die Kosten für die Bestattung übernommen.

Die Chemie des Irrlichts.

Irrlichter haben von jeher die Fantasie der Menschen erregt. Wenn sie gar vornehmlich auf Friedhöfen umherhüpfen, war die Geisterfurcht groß. Mit den Fortschritten der chemischen Forschung kam man ihrem Geheimnis auf die Spur. Jahrzehntlang glaubte man, die Erscheinung auf die Selbstentzündung des gewöhnlichen Sumpfgases zurückführen zu können, eine Ansicht, die auch heute noch weit verbreitet ist. Nun aber brennt die Flamme des gewöhnlichen Sumpfgases nicht blau wie das Irrlicht, und zweitens fehlt in diesem Falle auch jede Erklärung für die Selbstentzündung. Vor einem Menschenalter kam man auf die Vermutung, daß der gasförmige Phosphorwasserstoff bei der Entstehung der Irrlichter mitwirken müsse und diese Vermutung hat sich als richtig erwiesen. Der Phosphor (P.), 1869 von einem bankrotten Ham-

burger Kaufmann bei seinen Versuchen aus Harn Gold zu machen, entdeckt, geht mit dem Wasserstoff (H) verschiedene Verhältnisse ein: 1 Teil Phosphor und drei Teile Wasserstoff ergeben gasförmigen Phosphorwasserstoff (PH₃), ein Teil Phosphor mit zwei Teilen Wasserstoff liefert den flüssigen Phosphorwasserstoff (PH₂). Phosphorwasserstoffgas ist farblos und „duftet“ nach faulen Fischen, es enthält meist Spuren von PH₂ und entzündet sich dann unter Verbreitung von weißen Nebelringen in der Luft von selbst. (Ganz rein hat das Gas PH₃ die Eigenschaft der Selbstentzündlichkeit nicht.) Es bildet sich in der Natur bei der Verwesung organischer phosphorhaltiger Reste, besonders in Sümpfen, Morästen, Kirchhöfen, dringt an die Oberfläche und entzündet sich an der atmosphärischen Luft. Der belgische Chemiker Professor Leon Dumas hat Irr-

lichter künstlich erzeugt. Er brachte nach im Garten unter Wasser einen Schwefelwasserstoffapparat an, in den ein wenig Phosphorkalium getan war, so daß es bei dem Schwefelwasserstoff auch Phosphorwasserstoff frei wurde. Sobald das Gasgemisch an die Luft kam, entstand eine typische Erscheinung des Irrlichts in bläulicher Flamme und folgender Nebelwolke, die sich bei der Verbrennung des freigewordenen Schwefels bildet. Dumas ist der Meinung, daß vom chemischen Standpunkt aus das Irrlicht in der Natur genau so entsteht, und zwar nur an Orten, wo Leichen im Sumpf liegen. Leichen an Phosphor und Schwefel reich Organen (Gehirn und Rückenmark) bilden die Gase, füllen die Schädelkapsel und entweichen, sobald ihr Druck zu groß wird an der Luft entzündet, schrecken sie dann als Irrlichter den nächtlichen Wanderer

Heimatschutz.

Binseweisheiten.

Die viel gebrauchte Redensart der „Binsewahrheit“ oder „Binseweisheit“ wird bekanntlich auf das lateinische „nodum in scirpo quaerere“ = den Knoten sogar an der Binse suchen, zurückgeführt, also auf einen Ausdruck, der soviel besagt, wie Schwierigkeiten suchen, wo keine sind. Der berühmte Kliniker Adolf Kufmaul erzählt in seinen „Jugenderinnerungen“ eines alten Arztes von einem altheidelberger Brauch, auf den er die Entstehung des Wortes zurückführen möchte, und auch diese Deutung deutschen Ursprungs läßt sich hören. Er berichtet da, daß die Heidelberger Studenten durch das Pfeifenrauchen einem neuen Handelszweig auf die Beine halfen, nämlich dem Binsenghandel. Die Reinigung der Pfeifen wurde wie das Anrauchen meist nicht von den

Studenten, sondern von den „Stiefelknechten“, den Dienern, besorgt und diese benutzten zum Reinigen Binsenhälme, die auf den Berghalden um Heidelberg in Menge wachsen (Molinia coerulea). Kufmaul sagt, daß diese Grashalme mit eigentlichen Binsen wenig gemein haben, und er hat recht. Das nach dem Jesuiten Molina genannte Gras wurde schon lange als Pfeifengras, Pfeifenrohr und Pfeifenbinse angeprochen und zum Säubern der Pfeifenköpfe benutzt. Als Futtergras ist es wertlos. Den Handel damit, fährt der Autor fort, betrieb ein Mensch von kretinischem Aussehen. Er schnitt und sammelte die reifen Halme, trocknete sie vollends, band sie zu Bündeln und brachte und verkaufte sie den Pfeifenrauchern in den Wirtshäusern und Privathäusern. Er reiste

sogar mit seiner Ware und war an vielen deutschen Universitäten als „Heidelberg Binsensub“ bekannt. Da er sich beschränken wollte, stellte er sich als er war, so galt er bei den Binsensubhändlern für das Urbild geistiger Beschränktheit, und man nannte „Binsewahrheiten“ solche, die sogar der Binsensub verstand.

Heimatschutz.

Seefahrer.

Wer auf der Flut in wildem Sturme fährt der flucht dem Meere, das sich endlos erwehrt vor seinem Blick, und sehnt sich nach dem Strand

Robert Gameraing.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich für die Bezirker des „General-Anzeiger“ in Dresden.
Hauptgeschäftsstelle: Kötzschenbroda, Güterhofstraße 4. Fernsprecher Nr. 4. / Schriftleiter:
L. Schurz, Kötzschenbroda-Kaunberg.



Nr. 5. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Februar 1930

Ein Lößnitzer Komponist und sein Werk

„Johannes der Täufer“,

ein Oratorium von Georg Helbig, Reichstädt.

Eine halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Dippoldiswalde entfernt liegt behaglich in ein sanft ansteigendes Seitentälchen der Rote Weiseritz geschmiegt das stattliche Kirchdorf Reichstädt. Es streckt sich fast bis an die bewaldeten Höhenzüge des Wilden Weiseritales hinan, von denen man auf einer wunderbaren, schön geschwungenen Waldstraße rajchen Fußes zur neuerbauten Talperre an der Lehmühle hinabsteigt.

Wer einmal die lange Dorfstraße von Reichstädt talauf oder talab gewandert ist, erinnert sich wohl des schmucken, blitzsauberen und bei aller Schlichtheit seiner Formen so anheimelnden Kirchleins und seines wohlgepflegten, blumenreichen Friedhofes. Er entsinnt sich auch des in unmittelbarer Nähe hinter hohen Eichen hervorragenden schloßartigen Herrenhauses, dessen mächtige Wirtschaftsgebäude wie eine schützende Burgmauer hinter dem Kirchlein aufragen. Raum aber wird er des dicht an der Straße stehenden alten Schulhauses gewahr geworden sein, das mit Kirche und Herrensiß so treue Nachbarschaft hält. Der altertümliche Fachwerkbau mit den blumengeschmückten Fensterchen und die gegenüberstehende Scheune lassen den Fremden eher ein Bauerngehöft als eine Schule vermuten.

Der junge Kantor Georg Helbig, der darin seines Amtes waltet, ist ein Kind unserer Stadt. Er entstammt dem alten Geschäftshaus „Zur Helbig & Co.“. Die Natur hat ihm als besonderes Geschenk eine feine musikalische Begabung in die Wiege gelegt, ein Erbstück des Vaters, der einst als 1. Tenor eine Stütze des Männer-Gesang-Vereins „Viederkrantz“ war und noch heute mit 76 Jahren ein vorzüglicher und begeisterter Sänger ist.

In der beschaulichen Stille des Reichstädtler Wirkungskreises und angeregt durch eine Schar musikliebender Freunde pflegt Kantor Helbig seine Kunst, nach dem er sich bei Paul Gerhardt, dem Zwickauer Orgelvirtuosen und Komponisten, eine sichere Grundlage für seine musikalische Bildung verschafft hat. Schon in zahlreichen Klavier- und Orgelkonzerten gab er Proben seines großen technischen Könnens und seiner künstlerischen Auffassungs- und Darstellungsgabe. Aber mehr als das: seine Gefühls- und Ideenwelt drängt ihn zu eigener musikalischer Gestaltung.

Nach verschiedenen Kompositionen für Klavier, Gesang und Streichmusik ist er vor kurzem mit einem größeren kirchenmusikalischen Werke, dem Oratorium „Johannes der Täufer“, an die Öffentlichkeit getreten. Das Werk wurde am 16. Februar in der Kirche zu Hainsberg uraufgeführt. Es ist für gemischten Chor mit 3 Solisten, für kleines Orchester und Orgelbegleitung geschrieben. Der Text, vom Komponisten aus Worten der Bibel zusammengestellt, erzählt in schlichter Weise die Lebensgeschichte Johannes des Täufers: die Verheißung an den greisen Vater Zacharias, die Geburt des Johannes, sein Auftreten als Bussprediger, die Taufe Jesu und die Hinrichtung des Täufers durch Herodes.

Um diese alte biblische Erzählung hat der Komponist eine innige, tief zu Herzen gehende Musik gewoben. Melodien von vollstimmlicher Schlichtheit offenbaren zartestes seelisches Erleben, Arien und Chöre voll tiefer Innerlichkeit, von Schmerz durchzittert — von jubelnder Freude durchbraunt, künden Gestaltungskraft, die aus dem Herzen quillt. Von besonderer Schönheit und eindringlicher Wirkung ist

die als Tenorsolo geschriebene Buzark des Johannes und der Chor der Totenklage. In feinsinniger Weise begleiten Orgel- und Orchesterstimmen den Gesang. Sie spinnen wundervolle Uebergänge von den Solisten zum Chor und lassen die Gefühle der andächtigen Hörer leise abklingen und wieder aufs neue anschwellen.

Schade, daß man bei der Hainsberger Aufführung, der ein vorzüglich geschulter Chor zur Seite stand, der Kosten wegen auf die wenigen in der Partitur vorgesehenen Orchesterstimmen verzichten mußte. Der Komponist versuchte zwar, diesen Mangel durch meisterhafte Orgelbegleitung auszugleichen; aber es war ihm natürlich nicht möglich, den zarten, einschmeichelnden Sang der Streichinstrumente vollkommen zu ersetzen.

Zu dem Erfolg, den das Oratorium bei seiner Erstaufführung in der vollbesetzten Hainsberger-Kirche erlebt hat, dürfen wir unseren Komponisten von ganzen Herzen beglückwünschen, ist sein Werk doch nach dem Zeugnis eines berufenen Dresdner Kunstkritikers*) „einer tiefen und reinen Wirkung auf die Hörer gewiß“.

Welche Freude würde eine Aufführung des Helbigischen Oratoriums in unserer Kirche den zahlreichen Freunden guter Kirchenmusik in der Lößnitz bereiten! Das Werk dürfte unserem, durch größere Aufführungen rühmlichst bekannten Kirchenchor keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten und infolge seiner einfachen Besetzung auch keine unerhörlichen Kosten verursachen. Wohlan denn: Singt uns das Oratorium „Johannes der Täufer“!

H. Pecht.

*) Meißner, Dresdner Neueste Nachrichten vom 19. Februar 1930



Vorlenschan.

Noch scheint die höhere Pflanzenwelt im tiefen Winterschlaf zu liegen. Nacht und Kahl stehen noch Busch und Baum; noch keiner trägt ein grünes Blatt. Und doch bietet die Natur schon mancherlei Sehenswertes. Die Haselnußsträucher mit ihren schlanken, hellbraungrauen Stämmchen sind in den höheren Lagen noch über uns über mit gelblichen Näschen behangen; in den Tälern und Niederungen haben sie an geschützten Stellen vereinzelt schon Ende Januar, an rauheren Standorten im Laufe des Hornung geblüht, zur Freude aller Naturfreunde. Wie häufig ist doch unser Haselstrauch (*Corylus Avellana*) in den Laubwäldern und Borhölzern der Ebene und des Vorgebirges! Den Namen *Corylus* trug er schon im Altertum und der berühmte schwedische Naturforscher Carl Linné (geb. 1707 zu Roskhult, gest. 1778 in Upsala), der Ordnung in die Nomenklatur der Gewächse brachte, ließ ihm diesen Namen. Den lateinischen Artnamen *Avellana* führt er nach der italienischen Stadt Avellino, wo er schon von den Römern häufig angebaut worden sein soll. Seine Früchte, die Haselnüsse, sind bekannt. Früher presste man ein gutes Öl daraus. Aber auch sonst verwendet man Teile des Strauches. Die Stengel geben Fapreisen, die Kohle wurde zu Malerfarben und zum Schießpulver benutzt. Je mehr man von einer Pflanze weiß, um so größer wird das Interesse an ihr. So ermutigt der Anfang zur Winterwanderung in dem noch kahlen Laubwalde. An einer etwas feuchten und grasigen Stelle entdeckt man eine Gruppe lieblicher, weißer Blümchen, getragen von einem blattlosen Stengel, den grasartige, lange und schmale, aus der Wurzel kommende, unten in Scheiden eingeschlossene Blätter umgeben. Sind die sechs weißen Blumenblätter alle von ziemlich gleicher Größe und Gestalt, so daß sie zusammen eine kleine Glocke bilden, so haben wir die Frühlingsknotenblume (*Leucojum vernum*) gefunden, die wir um keinen Preis brechen dürfen. Sie ist in der freien Na-

tur bei uns schon so selten geworden, daß sie in Sachsen unter den Schutz des Gesetzes gestellt ist. Jede Beschädigung ist strafbar. Nicht holen, sondern hüten sollen wir diese Benzherolde! Schonen und schützen, aber nicht schänden, ist die Aufgabe wahrer Naturfreunde! Bisweilen findet man ganz ähnliche Blumen mit drei größeren, äußeren, abstehenden Blumenblättern, während drei innere, kaum halb so lange und andersgestaltete aufgerichtet sind. Dann haben wir das kleine Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*) vor uns, das wohl jedem aus den Gärten bekannt ist. In einem zeitigen Frühjahr trifft man bisweilen auch schon die weiße Osterblume (*Anemone nemorosa*), die eigentlich ein Aprilkind ist. Sie hat dreilappige gezähnte Blätter und kann daher mit dem kleinen und großen Schneeglöckchen (wie die Frühlingsknotenblume auch heißt) nicht verwechselt werden. Wo beide nicht zu finden sind, denn leider sind sie nicht überall zuhause, entdeckt man gewiß den Goldstern, auch gelber Milchstern oder gelbe Vogelmilch geheißten, (*Ornithogalum luteum*), aus dessen Schaft sich eine Dolde mit mehreren kelslosen Blüten entwickelt. Der Goldstern ist eine sehr „gemeine“ Frühlingsblume, denn er ist häufig in der Ebene wie im Vorgebirge, im Laubwald und auf schattigen Dämmen. Weniger verbreitet, aber doch oft in Gesellschaft mit ihm trifft man den zarten „kleinsten“ Goldstern (*Ornithogalum minimum*), der eine Doldentraube trägt. Ueberaus häufig im Wäldern und Gehölzen, an Hecken, Dämmen und Grabenrändern, auf Wiesen wie in Grasgärten ist im ersten Frühling eine goldgelbe glänzende Blume mit vielen Kronenblättern, saftigen, starrglänzenden, oft purpurrotem Stengel, glänzenden, fast kreisrunden, aber eckigen, am Grunde herzförmigen Blättern. Sticht man sie einmal aus dem Boden und entdeckt viele kleine, längliche Knollen an ihrer Wurzel, dann ist kein Zweifel mehr, daß man das Scharbockskraut (*Ranunculus Ficaria*) gefunden hat. Seine Häufigkeit verschafft

ihm viele Bezeichnungen: kleiner Schmirgel, Skorlautranunkel, Hahnenfußartiges Scharbockskraut, feigwurzelliger Hahnenfuß. Die Wurzeln gleichen einem Büschel feulenförmig verdickter Fasern und diese kleinen Knöllchen haben fast die Form eines aufgequollenen Gerstenkornes, sind oft nur sehr wenig mit Erde bedeckt und werden durch starke Regengüsse abgelöst und weit umher verbreitet. Unwissende meinten, diese Körner seien vom Himmel gefallen (Himmelsgerste, Getreideregeln!). Die scharf-bitterlich schmeckenden Blätter wurden früher als Suppenkraut verwendet oder als Salat gegessen, auch schrieb man ihnen Heilkraft gegen Skorbut zu. Schöne himmelblaue Blumen entwickelt die Edle Leberblume (*Anemone Hepatica* nach Linné oder *Hepatica triloba* Chaix). Auch sie ist unter die Pflanzenschutzverordnung gestellt, wie ferner der originelle Krauz von Seidelbast mit seinen rosafarbenen, aus den Ästen entspringenden Blütchen (*Daphne Mezereum*). Erwähnen wir noch das Frühlingshungerblümchen (*Draba verna*) auf Aedern, Brachen und sandigen Tristen mit den kleinen weißen Blütchen und den rosettenartig gestellten Wurzelblättern, das niedliche Hirtentäschel als wohl gemeinstes Gewächs auf bebautem und unbebautem Lande, auf allen Aedern und Grasplätzen, an Wegen und auf Schutthausen, in der Nähe der menschlichen Wohnungen und auf Mauern, fast das ganze Jahr hindurch blühend, und das Abergänsekraut, das ebenfalls überall zu finden ist und wie die beiden vorgenannten weiße Kreuzblumen trägt (weil sich die vier Blumenblättchen kreuzweise gegenüberstehen), so haben wir nur noch die blau und rötlich blühenden Ehrenpreisarten zu suchen, um die Schau der bereits im März blühenden Pflanzen zu vervollständigen. Schon der März bringt also eine ziemlich Fülle Beobachtungsmaterial und Anregung für den Naturfreund, der auch an den kleinen Herrlichkeiten der Flora seine Freude hat!

Die Pillnitzer Elbinsel und ihre Krähen.

Vor einiger Zeit ging durch die Tagesblätter die erstaunliche Mitteilung, daß gegenüber der Pillnitzer Elbinsel auf Bichlerener Flur eine Wochenendhaus- und Strandbad-Kolonie errichtet werden sollte. Daß durch eine solche Gründung die geschützte Elbinsel in die Gefahr kommt, von Unbefugten mehr als sonst betreten zu werden, ist unausbleiblich. Es müßte daher entweder ein erhöhter Schutz der Insel ausgeübt oder der oft trocken liegende seichte Elbarm müßte ausgebagert werden. Inwieweit letzteres möglich ist, haben andere Instanzen zu entscheiden.

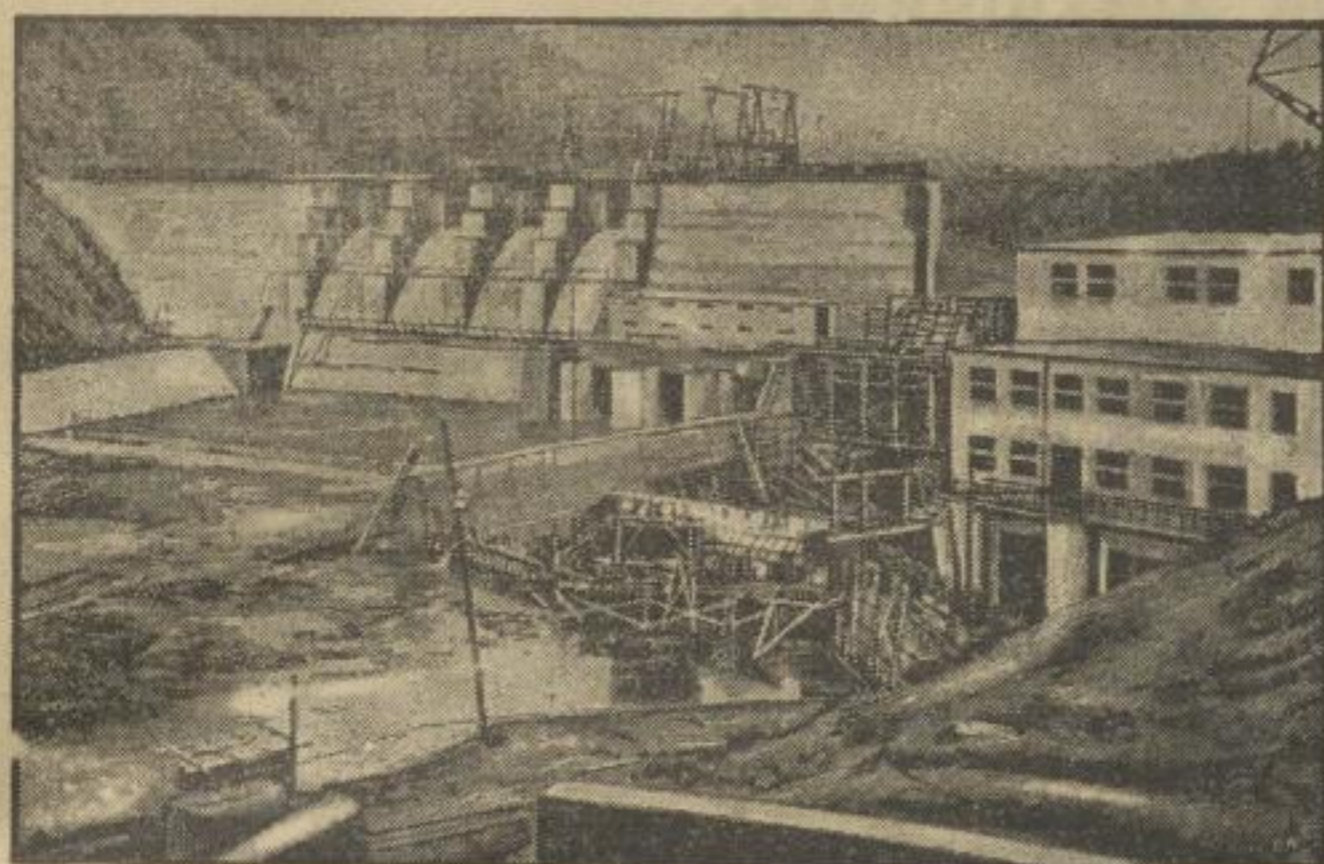
Nun ist aber in letzter Zeit, wohl seitens der Wochenendhaus-Gesellschaft oder an derselben interessierter Kreise ein Fortbestand der Insel als „Schutzgebiet“ als zweifelhaft ausgegeben, ja als unmöglich bezeichnet worden, solange die Insel

das Dorado Tausender von Krähen sei. Dabei sucht man zu verbreiten, daß gegen die sogenannte „Krähenplage“ von der Inselkommission nichts geschähe. Demgegenüber hält der Heimatschutz im Verein mit den vom Ministerium gewählten Kommissionsmitgliedern es für nötig, der breiten Öffentlichkeit bekanntzugeben, daß schon seit Jahren alle möglichen Kampfmittel angewandt werden, die leider nicht zu einem Erfolg geführt haben. Die Krähen (Saatkrahe, Rebelkrahe, Dohle) benutzen eben die Insel als nächtliche Schlafstätte, gehen dabei kaum auf den Inselboden nieder und sind tagsüber, entfernt von der Insel, auf Nahrungssuche. Nester sind nur wenig zu finden (etwa 3 bis 4). Das Naturschutzgebiet der Elbinsel soll uns einen besonderen Landschaftscharakter, nämlich den Auenwald,

der im sonstigen sächsischen Elbgebiet verloren gegangen ist, weiterhin erhalten, und zu diesem steht die Krähenfiedelung der Insel nicht in Widerspruch.

Brehm sagt, daß die Sippe der Krähen zu den wichtigsten Vögeln der Heimat gehört, und daß der Nutzen, den sie stiften, den Schaden, den sie anrichten, überwiegt.

Jedenfalls erscheint für den Fortbestand der Insel als Naturschutzgebiet eine Krähen-Niederlassung weniger bedenklich als die Niederlassung der inselnahen Wochenend-Kolonie, ganz abgesehen davon, daß dadurch das reizvolle Landschaftsbild der Insel und ihrer Umgebung voraussichtlich sehr beeinträchtigt und die Ruhe dieser vom Verkehr abgelegenen Gegend durch den lärmenden Badebetrieb erheblich gestört würde.



Die längste Talsperre Mitteldeutschlands

ist die ihrer Vollendung entgegengehende
Bischofau-Talsperre bei Waldheim in
Sachsen. Die Länge des Staubeckens be-
trägt 9 Kilometer. Es vermag 11,5 Mil-
lionen Kubikmeter Wasser aufzustauen.

—:—

Claus Narr — der dumme Junge von Meissen.

Landläufige Redensart: Der sieht aus, wie der dumme Junge von Meissen! Wer sie angehängt bekommt, dem drückt sie den Stempel der unbeholfenen, naiven Dummheit auf, denn der dumme Junge von Meissen ist eben im Volksmunde der Inbegriff dieser Eigenschaften, von denen weiter vulgär behauptet wird, daß sie zwar eine Gabe Gottes, daß man dieselbe aber nicht mißbrauchen dürfe. Wie aber allen solchen und ähnlichen vollstümlichen Redensarten und dadurch gekennzeichneten Gestalten irgend etwas Tatsächliches zu Grunde liegt, so ist auch mit diesem meißner dummen Jungen der Fall. Hinter ihr steht eine geschichtliche Persönlichkeit, einer jener mittelalterlichen Narren, in deren Narrheit, wie bei Till Eulenspiegel ein Stück Schalksweisheit verborgen liegt und die nach der Sitte der Zeit ein unentbehrliches Requisit fürstlicher Hofhaltungen waren. Das Urbild des dummen Jungen hieß Claus, seine dörrlichen Zeitgenossen nannten ihn schon in der robusten, aber meist das Richtige treffenden Art des Mittelalters Claus Narr, ehe er als Hofnarr an den kursächsischen Hof kam. Und das geschah auf merkwürdige Weise. Claus war im Meißnischen daheim, in einem kleinen Dorfe Ranstädt geheissen. Sein Vater war ehrlicher Bauer, der für seines Sohnes Narrheit wenig Verständnis hatte und noch weniger Freude an dem tolpatschigen Burschen, der zu keiner ernstern Arbeit geschickt war. Zum Gänsehüten aber war er in der väterlichen Wirtschaft gerade noch zu brauchen und so lungerte das Bürschlein Claus auf dem Dorfanger und der Brachflur des Dorfes mit seinen Gänschen herum, bis ihn auch dabei einmal die Schicksalsstunde schlug die ihn von der Dorf- flur hinweg in den Prunk des Dresdener Hofes verziehen sollte.

Herzog Albrecht ritt über Land, mit vielen Gefolgsleuten und großem Dienerschwarm, wie die hohen Herrn jener Zeit zu reisen pflegten. Mitt just vorbei an jener Wiese, auf der sich Jung-Claus mit seinen Gänschen langweilte. Was Wunder, daß das Bürschlein von dem nahenden Troß angelockt, an des Weges Rand eilte, an dem derselbe vorbei reiten mußte. Aber die Gänse! Die hatten kein Interesse an der Menge der Reiter, die da gezogen kam, schnatterten vielmehr unmutig als Claus sie ihm entgegentrieb und strebten von dem ihnen verdächtig erscheinenden Haufen hinweg. — Was tun? Die seltene Gelegenheit, seine Schaulust zu befriedigen, wollte Claus nicht entgehen lassen, seine Gänse einbüßen aber auch nicht. Da kam dem Burschen die Erleuchtung. Eine Erleuchtung, wie sie eben nur dem dummen Jungen von Meissen kommen konnte. Flugs fing er eine nach der anderen von den Gänsen ein, steckte sie mit dem Hals in den Gürtel seines Kittels, zog diesen fest an, daß er keine verliere, und eilte mit seinem seltsamen, zapplenden und strampelnden Schmuck flugs an die Straße, wo just herzogliche Gnaden vorüberritten und lehnte sich dort mit breitem Grinsen aus seinem Stab.

Der Herzog sah die merkwürdige Gestalt des Jungen, der sich auf so dummschlaue Art zu helfen gewußt und des lauten Lachens über die komische Erscheinung wollte bei ihm und seinen Herren kein Ende nehmen. Aber der Bursche gefiel ihm in seiner Narrheit und er wurde mit seinem Vater handelnd, daß er ihn mit an seinen Hof nehme und einen echten und rechten Narren zu seiner und seiner Hofleute Kurzweil aus ihm mache. Der alte Bauer war froh, den unnützen Burschen los zu werden und gab ihn mit leichtem Herzen dem Fürsten mit, Claus

wurde Hofnarr. Zeit seines Lebens aber behielt er den Beinamen, der heute noch im Volksmunde gang und gäbe, während seine Person so vollständig vergessen ist, daß man die Deutung des Namens auf ganz anderem Wege suchte. Beim Meißner Wappen nämlich. Das Stadtwappen zeigt im goldenen Schilde einen schwarzen schreitenden Löwen, der in seinen Pranken einen roten Turm hält. Den Wappenhelm aber schmückt ein Zimier (Helmzeichen), das aus einem härtigen Kopf mit rot-silber gestreifter Mütze und Kragen besteht. Darin meinte man den dummen Jungen von Meissen sehen zu können. Der Helm des Meißner Stadtwappens ist aber der des Wappens der alten Mark Meissen, und der Kopf ist ein Judenkopf. Er ist das Zeichen der Schutzgerechtigkeit der Markgrafen über die Juden in ihren Erblanden, die Friedrich der Erste (1310 bis 1349) vom Kaiser Ludwig verliehen erhielt und mit der die einträgliche Judenschutzsteuer verbunden war.

Heimweh.

Ihr grünen Hügel! du stilles Tal,
Du Linde vor meinem Haus! —
Und auch du andrer Frühlingsstrahl,
Nach euch schau' ich hinaus.

Es braust das Meer und singt ein Lied,
Die Woge prallt zurück,
Und wie sie immer weiter flieht:
Ach! ferne wohnt das Glück!

Ich weiß nicht, was ich traurig bin —
Mein Herz, es pocht so!
Doch geht ein Traum mir durch den Sinn
Ich war wohl einmal froh.

Ihr grünen Hügel! du stilles Tal,
Du Linde vor meinem Haus!
Und auch du andrer Frühlingsstrahl,
Nach euch schau' ich hinaus!

Vom Aberglauben.

Wer möchte wohl heute noch für abergläubisch gelten? Nein, es hält sich ein jeder für viel zu aufgeklärt und spricht von Narrheiten. Und doch finden wir noch überall festgewurzelt eine ganze Reihe von Gebräuchen, deren ursprüngliche Bedeutung nicht mehr allgemein bekannt ist, die aber, wie fast alles, was man als Aberglauben bezeichnet, aus dem Mythos unserer Altvordereu stammen. Denn Aberglaube heißt schlechthin alles, was vergangenen Glaubensformen angehört.

Es gibt keine Hochzeit ohne Polterabend, kein großes Fest ohne Böllerschüsse und Salut. Und warum das? Weil die Dämonen, unsichtbar und nicht zu fassen, durch Lärm und Poltern und Knallen verschreckt werden müssen, auf daß sie kein Unheil anrichten. Der Storch auf dem Dache der Scheune ist dem Bauern ein willkommener Gast. Kommt er erst später, dann kündigt er ein feuchtes, kaltes und schlechtes Jahr. Weh' dem, der den Storch im Nest stört oder ihnen gar ein Ei wegnimmt! Donar wird seine nie fehlenden Blitze schleudern und das Haus

wird ein Raub der Flammen. Denn der Storch ist der Vogel des Donnergottes.

Auch der Kuckuck hat mythische Bedeutung: Weiß der Kuckuck, daß Dich der Kuckuck hol, zum Kuckuck heißt es statt weiß der Teufel, daß Dich der Teufel hol. So hat er auch teuflische Macht: wenn der Kuckuck ruft, dann schüttle man seine Börse, der Segen wird nicht ausbleiben. Das geht natürlich nicht mit „rechten“ Dingen zu.

Ein zerbrochener Spiegel bedeutet Unglück und Tränen, Scherben aber bringen im allgemeinen Glück, denn auch durch sie werden böse Hausgeister verjagt. Wer Glück haben will, soll auch ein gesundes Hufeisen auf die Türschwelle nageln. Wenn einem die linke Hand juckt, wird er Geld bekommen, juckt einem die Nase, wird er etwas Neues erfahren, juckt das Auge, wird er etwas Liebes sehen. Wenn die Nase sich pukt, gibt es Gäste. Spinne am Morgen, bringt Kummer und Sorgen, Spinne am Abend Glück bringend und labend.

Auch die Unterirdischen, die Geister, sind noch längst nicht verschwunden. Die

kleinen Sumpfgasflämmchen auf moorigen Wiesen sind die „Lüchtemännleins“. Dienstbare Geister, freilich in übertragenem Sinne kennt jeder, ebenso Quälgeister. Alle guten Geister! ist eine durchaus ernste alte flehentliche Bitte um Hilfe eben der „guten Geister“.

Wenn wir sagen: daß ist ihm auch nicht an die Wiege gesungen worden, so sprechen wir von den Kernen, den drei Schicksalsfrauen, die an die Wiege des Kindes treten und ihm singend ihre Gaben für seinen Lebensweg darbringen: Dornröschen und die drei Feen. Das Lebenslicht wird von den drei Kernen gezündet und „ausgeblasen“. Jedermann kennt das Lied von den zwei Königskindern und den dritten Vers:

Da war eine falsche Nonne (Korne)
die tat, als wenn sie schlief;
die tat die drei Kerzen auslöschen:
der Jüngling, der sank so tief.

Wir sehen so, wie fest Sprache und Brauch durch Jahrhunderte die Ueberlieferung hüten. Wir sollen sie ehren und hochhalten, denn sie bewahren uns deutsche Tradition und deutsches Volkstum!

Alte Dresdner Häuser.

Von Regina Berthold.

Im Treiben und Gehen der heutigen Zeit bleibt so wenig Beschaulichkeit und ruhiges Genießen, daß mancher Dresdner, der täglich ein, wohl gar mehrere Male das Innere der Stadt durchquert, kaum einen Blick übrig hat für die Denkmäler alter Zeit, die sich an so manchem Gebäude offenbaren. Zwinger, Japanisches Palais und einige unserer Kirchen, sowie die architektonisch selten schönen Schloßhöfe, auch der Jägerhof in Neustadt sind bekannt. Aber auch unter den Wohnhäusern befinden sich solche, die sechshundert Jahr, sogar länger stehen. Außerlich sind diese meistens an den Giebel- und Erkerbauten, auch an alten Inschriften erkenntlich, und es lohnt wohl, wenn der Einheimische und Fremde einmal einige Stunden daransetzt, um die Denkmäler alter Zeit zu betrachten, sich daran zu erfreuen.

Der Durchgang des Hauses Schöffergasse 23 nach Schloßstraße 24 zeigt ganz altertümliche Bauweise. Ein altes niedriges Rundbogenportal führt in einen mit Kreuzgewölbe versehenen Hausflur, dann durch einen großen Hof, der von allen Seiten von Häusern eingeschlossen ist. Ähnliche Eingänge und Hausflure besitzen die Häuser Webergasse 31, Zahnsgasse 7, 13 und 21, Weißegasse 2. Das letztere Haus ist durch ein schönes, altertümliches Portal besonders auffällig. Ebenso ist das Portal an der Ecke des Schlosses, Schloßstraße und Durchgang, nach dem Taschenberg, als ein Bauwerk aus dem 16. Jahrhundert zu erwähnen. Es bildet ein kleines niedriges Rundbogenportal mit Nischen und Sitzplätzen, welches von zwei weiblichen Figuren geschmückt ist. Beim Umbau des Schlosses wurde es erneuert.

Auch die kleine Brädergasse zeigt altertümliche Hauseingänge, die Holztür am ehem. Prinzenpalais besonders schöne Schmiedearbeiten.

Andere sehenswerte Gebäude sind: Schloßstraße 30, dessen Erker die weit hervortretenden Bildnisse des Kurfürsten Christian II. und seiner Gemahlin Hedwig von Dänemark, sowie reichen Ornamentenschmuck aufweist.

Ferner sind zu erwähnen die Eckhäuser des Altmarktes nach der Wilsdruffer Straße, Schloß- und Seestraße zu mit schönen Erkern und Giebeln, viele andere Häuser der Wilsdruffer Straße, der Schefelstraße, des Altmarkts. Das Haus Neumarkt 12 besitzt einen Rundbogenerker, an dessen Brüstung eine Gruppe singender und tanzender Knaben mit lateinischer Inschrift von alter Zeit Zeugnis geben. Ebenso auffällig sind die nur zwei oder drei Fenster breiten Häuser Neumarkt 21, Schloßstraße 3 und 5, Wilsdruffer Straße 30, 38, 52. Malerisch in Anlage und Bauart, ein Stück echter, alter Stadt, ist die Rampische Straße die manchem Maler schon als Modell gedient hat, sowie auch der Blick von der Terrasse aus nach der alten Münzgasse. Nur schade, daß grellbunter Hausanstrich hier und da den Eindruck stört.

Besonders eigenartig ist das Haus der Klepperbeinischen Drogerie in der Frauenstraße. Ein schöner Hof mit Brunnen lockte früher manchen Dresdner, wie auch Fremden, zur Besichtigung, doch ist dieses Denkmal aus alter Zeit wegen Beschädigung und anderen Unzuträglichkeiten für Besucher nun geschlossen.

Auch die innere Neustadt weist noch alte Häuser auf, wenn auch nicht so zahlreich wie die Altstadt, so Hauptstraße 22 und 26, Ecke Hauptstraße und Heinrichstraße, Ecke Meißner Straße, Kasernenstraße 3, dessen Erker durch zwei kurze Pfeiler mit Löwenköpfen gestützt, Inschriften trägt.

Die meisten dieser alten Gebäude sind mit hohen Dächern versehen, die oft drei bis vier Böden übereinander haben, so auch einige alte Häuser in der Kreuzstraße und andere mehr.

Viel zu wenig gewürdigt, gepflegt und beachtet werden alle diese Denkmäler alter Zeit. Oft sind in den untersten Stockwerken neuzeitliche Läden und Büroräume eingebaut, wodurch der Blick von den schönen alten Giebeln, Dächern und Erkern abgelenkt wird. Doch kann ich allen Altertumsfreunden raten, einmal den Prunk der Läden nicht zu beachten und die Schönheit und Innigkeit alter Bauwerke an den Wohn- und Geschäftshäusern Dresdens zu sehen und zu genießen.

—:—

Nichts ist.

Nichts ist, was schreut;
Was an Leid
läßt Dich nie vergessen
die eine Freude:
Daß Du etwas belesen.

Karl Ernst Moschkan.

—:—



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 24tägig für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhoffstraße 5, Fernsprecher Nr. 71541 und 71542
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschbroda-Naundorf.



Nr. 6. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

März 1930

Altlöblicher Handel und Gewerbe.

Von Adolf Schruth.

Eins der reizvollsten Themen der kulturhistorischen Forschung und Wissenschaft ist die Entwicklungsgeschichte des Handels und des Handwerkes in unserm deutschen Vaterland. Die Literatur über diese Materie ist außerordentlich reich und umfangreich. Die Geschichte des städtischen Handwerkes greift ebenso wie die des Handels oft, ganz besonders im Mittelalter auf die politische Geschichte städtischer Gemeinwesen über. Die Geschichte der Innungen, Zünfte und Gilden ist in den allermeisten Fällen mit der der betreffenden Städte aufs engste verknüpft. Ursprünglich eine Tätigkeit niederer Dienstleute, die in ältesten Zeiten der Entwicklung als Hörige großer Grundbesitzer die Bedürfnisse derselben als Handwerker zu befriedigen hatten und die dem Hofrecht der Herren unterstanden, entwickelte sich in den Städten zugleich mit deren Emporblühen das Handwerk und ein freier Handwerkerstand. Er schloß sich schließlich zu Innungen und Zünften zusammen und unterstand in vielen Dingen einer eigenen, selbst geschaffenen, wenn auch durch den Landesherrn zu bestätigenden Gesetzgebung über die Ausübung ihres Gewerbes. Man weiß, wie überall in den Städten das Handwerk schließlich ein Machtfaktor wurde, der mit dem Stadtadel, mit den Patriziern oft genug und oft erfolgreich um die regierende Gewalt, um Sitz und Stimme im Räte rang. Man weiß aber auch, daß die Zünfte zu guter Letzt sich derart in starren Formalismus verrieten, daß die ursprünglich zur gegenseitigen Förderung und zum Schutze ihres Erwerbes gegründeten Genossenschaften den einzelnen Gewerben ein Hemmschuh ihrer Weiterentwicklung wurden. In völliger Verkennung ihres eigentlichen Zweckes wirkten sie auf ihre Mitglieder in einer Weise ein, die jedem Fortschritt feindlich gegenüber stand. Die Städte selbst, deren wirtschaftliche Kraft mehr und mehr auf einen starken Gewerbebestand basierte, suchten natürlich den-

selben auf jede Weise zu schützen und jedes Auskommen eines ländlichen Handels und Gewerbes zu unterbinden. Die Landesherrn waren nicht minder an einer Erstarbung des stadtbürgerlichen Handwerkes und Handelsstandes interessiert. Allerhand Schutzeinrichtungen wie die Bannmeilen usw. wurden geschaffen, um dem Handwerk und dem Handel die ländlichen Absatzgebiete näherer und weiterer Umgebung der Städte zu sichern. Der Konsum der Städte selbst würde besonders bei den niederen Handwerken, durchaus nicht genügt haben, die Innungsmeister ausreichend zu nähren, wenn der städtische Handwerksmeister in der ältesten Zeit auch als Ackerbürger einen Teil seiner Nahrung aus der Landwirtschaft zog. Wenn um 1340 herum für Dresden die ersten Handwerker-Innungen nachweisbar sind und man berücksichtigt, daß die Residenz der Markgrafen um 1400 herum nur etwa 4000 Einwohner umfaßte, so erhellt das, daß der Interessenskreis, besser gesagt das Absatzgebiet des erstarkenden Handwerkes unbedingt auf das flache Land ausgedehnt gewesen sein muß. Dieselben Verhältnisse lagen auch für den Handel vor, soweit dieser sich nicht als Großhandel betätigte, sondern seine Waren an die Konsumenten vertrieb. Das Accisrecht wurde von den Städten eifrig bewahrt, und die Bannmeile nötigenfalls mit Gewalt geschützt. Das geschah seitens des Dresdener Rates mehr als einmal zur Wahrung des sogenannten Bierbannes, der der Stadt 1468 vom Herzog Albrecht verliehen wurde, und der den Ausschank Dresdener Bieres in allen Dorfschenken innerhalb einer Meile von der Stadtgrenze an obligatorisch machte. Wo die Dörfer eigenes Braurecht besaßen, wurde oft die Menge der Braugeräte zu Gunsten Dresdens kontingiert und jeder Ausschank „fremden“ Bieres streng untersagt. Diesen Kampf hat beispielsweise die Schenke zu Serkowitz oft durchzuführen gehabt. Daß Dresden gerade den Bierbann so streng handhabte, erklärt

sich daraus, daß, wie die Stadt beispielsweise 1482 behauptete, das Brauergewerbe dasjenige Gewerbe sei, durch das die Bürger hauptsächlich ihren Unterhalt fanden. (Sparmann: Dresden im Dreißigjährigen Kriege). Außerdem bildeten die damit zusammenhängenden Einnahmen des städtischen Pfannenamtes, des Malzammtes, der Biersteuer ansehnliche Posten im Haushalte der Stadt.

Wenn schon gesagt wurde, daß das städtische Gewerbe zu sehr großem Teile auf den Konsum der Umgebung angewiesen war, so wird dies erklärlich durch die Gewerbeverhältnisse der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Das damalige Dresden, das etwa 15 000 Einwohner zählte, hatte einen Handwerkerstand von rund 750 Meistern der verschiedensten Gewerbe, eine Zahl, die noch nicht Anspruch auf Vollständigkeit der darin einbezogenen Erwerbszweige machen kann. Es gab allein 98 Schneider, ohne die zur Fortführung des Gewerbes berechtigten Witwen verstorbenen Meister. Weiter waren rund 90 Leineweber vorhanden und Fleischer gab es 68. Daß dieses „böbliche Handwerk der Fleischhanere in Dresden“ stark an dem Fleischverbrauch auf dem Lande, auch an dem in unseren Böhmischesdörfern interessiert war, zeigt ein Vertrag aus dem Jahre 1787, wonach unser Naundorf den Dresdener Fleischern die Fleischsteuer für Hauschlachtungen auf 6 Jahre abpachtete und daß darin festgelegt wird, daß die Naundorfer Bauern keinesfalls berechtigt seien, das Fleisch ihrer Hauschlachtungen etwa außerhalb ihres Ortes „zum Verkauf herumzutragen oder einzuschleppen“. Umgedreht durften aber auch die biederen alten Naundorfer sich nicht beikommen lassen, etwa in Bilschewig oder Köhlschbroda ihren gelegentlichen Fleischbedarf zu decken, ohne das eingekaufte Fleisch in ihrem Orte als eingeführte Ware noch besonders mit einem Pfennig je Pfund zu versteuern. Es hätte doch sonst vorkommen können, daß man Fleisch von einem den Dresdener

Fleischern nicht tributpflichtigen Orte geholt hätte, wodurch dieselben um ihre Fleischkonsumsteuer gekommen wären.

Bevor aber das städtische Handwerk in unserer Gegend zu solcher kurz skizzierten dominierenden Stellung gegenüber den Landorten kommen konnte, bevor überhaupt ein so stark entwickeltes Gewerbe innerhalb der Mauern Dresdens vorhanden war, gab es eine Zeit, in der alle handwerklichen Vorrichtungen sich gezwungenermaßen in die bäuerliche Hofwirtschaft einfügen mußten.

Unsere Gegend ist mittelalterliches Kolonisationsgebiet, das, soweit das rechte Elbufer in Frage kommt, kaum vor dem Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts besiedelt worden sein dürfte. Darauf läßt schon die bekannte Urkunde von 1144 schließen, in der der Streit über den Besitz unseres Raundorf und einiger anderen Orte, der zwischen der weltlichen und kirchlichen Macht entstanden, vom Kaiser Konrad entschieden wurde. 1206 taucht erst die deutsche Stadtgründung Dresden aus dem Dunkel der Geschichte empor.

Die verhältnismäßig kleinen Dorffluren wurden an Kleinbauern ausgetan. Großbauern kennt die ältere Geschichte unserer Gegend nicht. Wir haben auch keinerlei Nachricht, daß Handwerker als solche von den Lokatoren mit angelegt worden wären. Im Gegenteil: Wir wissen, daß beispielsweise in einem der ursprünglich größten Bauerdörfer unserer Gegend, in Kaditz, die ersten und notwendigsten Handwerker in sehr später Zeit aufstauten. Trautmann, einer der besten Kenner der Vorgeschichte der Orte um Dresden behauptet, daß dies in Kaditz erst ums Jahr 1585 geschehen sei. Ähnlich mögen die Verhältnisse auch in den anderen Pöbnißdörfern, Köbtschenbroda selbst ausgenommen, gelegen haben. Da mußte der Bauer schon selbst Handwerker sein, mußte sich sein primitives Haus- und Wirtschaftsgerät selbst herstellen, mußte, wie noch lange Jahrhunderte später, sein eigener Bäcker, Schlächter, Gerber, Zimmermann und sonstiger Handwerker sein. Art und Hammer mußten ihm ebenso geläufig sein, wie Pflug und Grabscheit. Die Verhältnisse mögen in der Siedlungszeit unserer Gegend ähnlich gelegen haben, wie Jahrhunderte bei den Siedlern des nordamerikanischen Kontinents. Ein Handelsverkehr, der auch die Bauern notdürftig mit Werkzeugen und nicht bodenständigen Rohstoffen versorgte, wird in der Kolonisationszeit ebenso bestanden haben, wie er schon für die vorgeschichtliche Zeit, der des Bronzezeitalters und der sorbischen Epoche angenommen wird. Auch mit dem unentbehrlichen Salz waren die Kolonisten ebenso wie die Urbewölkerung unbedingt auf die Zufuhr von außerhalb angewiesen. Alle die täglichen kleinen Bedürfnisse mußte aber der Kolonistenbauer selbst befriedigen. Er mußte sein eigener Handwerker sein, konnte aber nicht ein Gewerbetreibender werden. Dazu nahm ihn seine bäuerliche Tätigkeit zu sehr in Anspruch. Allenfalls, daß der eine oder andere in einer Hinsicht be-

sonders Geschickte seinen Nachbarn gelegentlich zur Hand ging. Im übrigen nahmen seine Zeit neben seiner Wirtschaft auch die Fronen in Beschlag. Otto Trautmann entwirft in seinem Buche „Kaditz“ (Verein für Gesch. Dresdens 1909) jedenfalls das richtige Bild des vielseitig geschickten Bauern unserer Gegend im Mittelalter wenn er schreibt: Der Bauer war sein eigener Baumeister, sein eigener Müller. Er war sein eigener Pflugschmied, auf dem Felde wurde allezeit geflickt, geklappert, gebaut und gebessert. Er war sein eigener Wagner. Einen großen Teil seines Gerätes baute er selber. Der Bauer war auch sein eigener Schlächter, sein eigener Bäcker, sein eigener Brauer. Eine Erleichterung bot ihm der sich immer mehr entwickelnde Marktverkehr.

Solche und ähnliche Zustände mögen für die meisten der Pöbnißdörfer bis ins 17. Jahrhundert, bis zu Beginn des Säuslerwesens die gegebenen gewesen sein. Für Köbtschenbroda lagen die Verhältnisse etwas anders. Seine eigentümliche Stellung als Kirchdorf und Marktflecken gegenüber den anderen Dörfern der Umgebung forderte schon frühzeitig die Niederlassung verschiedener Handwerker. Allerdings muß man das „frühzeitig“ relativ betrachten, denn die Kenntnis vom Bestehen des einen oder des anderen Handwerkes in Köbtschenbroda reicht auch bei uns nicht über die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts hinaus. Als ersten Handwerker begegnen wir da im Jahre 1488 einem Schmied. In einer Ausgabenrechnung des Rates zu Dresden werden nämlich im genannten Jahre verbucht „4 Pfennige 1 Heller dem Schmiede zu Kotzschbroda“ (Trautmann, Kaditz). Der Köbtschenbrodaer Schmied ist denn auch fast 150 Jahre lang der einzige gewesen, der in der Pöbniß vorhanden war. Erst 1625 bekam er durch eine in Serkowitz errichtete Schmiede eine Konkurrenz. Von Raundorf hört man zum ersten Male im 1762, daß dort Schmieden bestanden. Die eine derselben lag aber ganz darnieder und nur die Schmiedegerechtigkeit des betreffenden Grundstückes wird erwähnt. Der andere Schmied, Riezsch mit Namen, betrieb neben seiner Landwirtschaft sein Handwerk als „Nebenerwerb“ und meist nur im Winter. Die Gemeinde war aber mit dem laxen Betrieb dieser einen noch vorhandenen Schmiede nicht so recht einverstanden. Es ist zwar anzunehmen, daß, wenn dieser Gelegenheitschmied Riezsch wirklich seine Rechnung im Betriebe seines Handwerkes gefunden, es dasselbe auch regelmäßig ausgeübt hätte. Das scheint aber bei ihm ebenso wenig der Fall gewesen zu sein, wie bei dem Inhaber der anderen Schmiedegerechtigkeit, die seit 1742 wüst lag. Trotzdem aber fand die Altgemeinde, daß eine Schmiede „eine unumgängliche Notwendigkeit und dem gemeinen Wesen und Ackerbau höchst zuträglich sei“ und empfahl dem Amte den Antragstellern zu gestatten, daß auf dem Altgemeindefeld am Südausgang des

Dorfes 1768 eine neue Schmiede errichtet werde. Ob sie reitifiziert hat, läßt sich nicht feststellen. Heute existiert sie nicht mehr, auf ihrem Platze steht jetzt die Geberische Fleischerei.

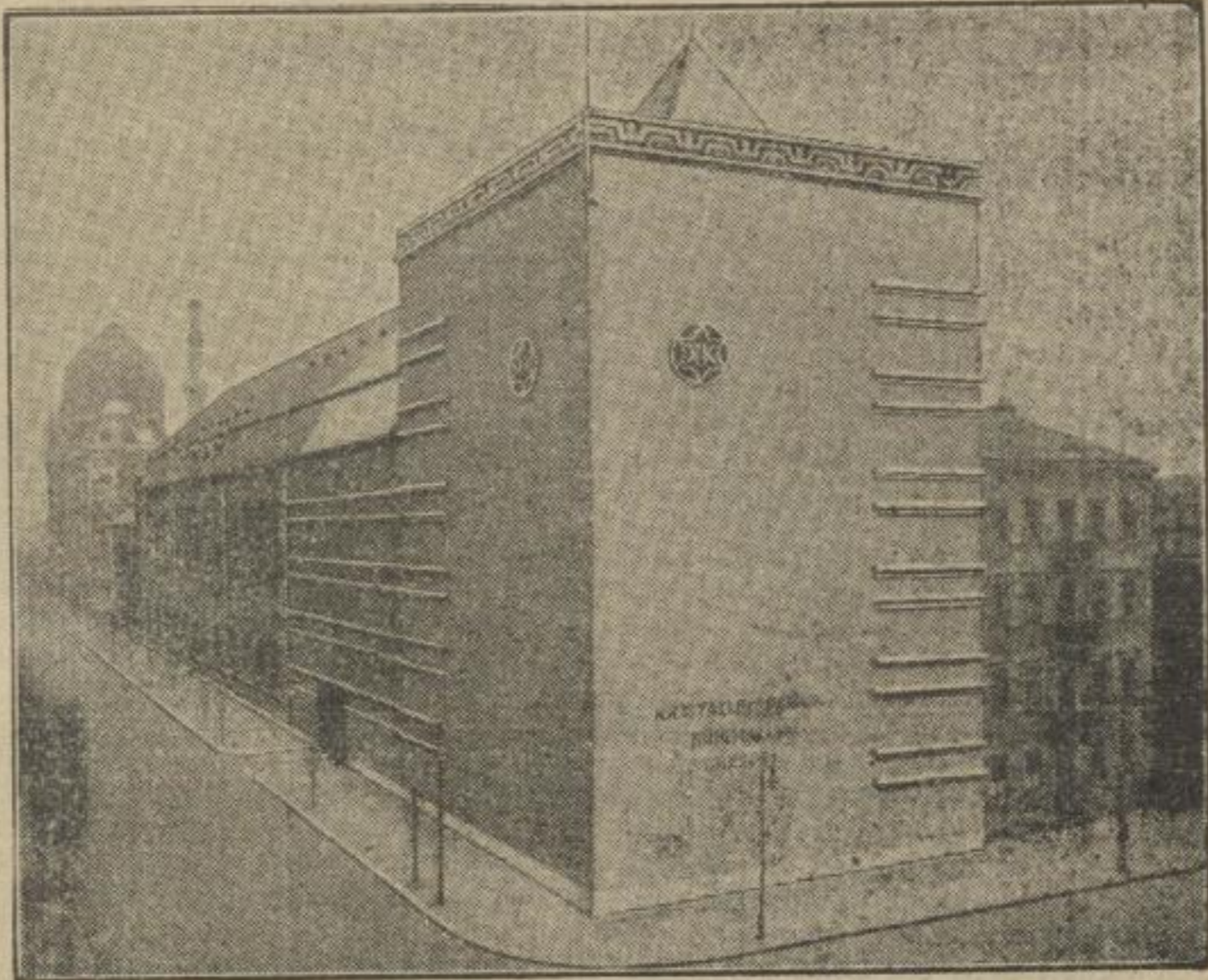
Zu dem ältesten Gewerbe Köbtschenbrodas, zum Schmiede, gesellen sich in den aus jener Zeit erhaltenen Aktenstücken bald andere Gewerbe. Wenn wir auch nicht das Auftauchen derselben im Einzelnen beobachten können, so ist doch die Annahme berechtigt, daß für den Marktflecken schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Zustand der primitiven rein bäuerlichen Eigenwirtschaft für Köbtschenbroda lange vorbei gewesen sein muß.

Schon die älteste uns erhaltene Dorf-Ordnung unseres Heimatortes, die sogenannte alte Rüge von 1497, deren Original das hiesige Pfarrarchiv aufbewahrt, nimmt auf einen Handwerkerstand Bezug, der von den Beschränkungen auf die aller-notwendigsten Handwerke, die für die Dörfer im allgemeinen galten, befreit war. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren für dieselben, wie das Mandat des Landesverweisers für Kursachsen, des Prinzen Kaver aus dem Jahre 1767 besagt, nur je ein Zimmermeister, ein Maurermeister, ein Schneider, ein Fußschmied und ein Stellmacher zugelassen. Auf dieses Mandat wird später noch weiter Bezug genommen werden. Die genannte älteste Gemeindeordnung unseres Ortes erwähnt unter den Rechten desselben, die sie seit unvorstelllichen Zeiten oder wie es in dem kausen Deutsch jener Tage heißt „von gothe vnd vonn gnädigen Hern alt eldern von eym Fürshten zum andern“ die Freiheit hatte, daß allerlei Handwerksleute in Köbtschenbroda wohnen mögen und einen Handel treiben und üben mögen, welchen Namen sie auch haben mögen, sofern sie sich daselbst zu ernähren und zu halten wissen. Freilich wissen wir außer dieser Tatsache und der weiteren, daß ein Schmied vorhanden war nichts davon, welche Handwerker von diesen weitgehendem Rechte der Niederlassung Gebrauch gemacht haben. Aber da der Ort zu Ende des 15. Jahrhunderts auch schon Marktgerechtigkeit besaß, ist anzunehmen, daß schon dieser Umstand einen vielseitigen Handwerker- und Gewerbebestand herangezogen haben wird. Die älteste Quelle, die uns darüber Auskunft gibt, sind einige alte Kirchenrechnungsbücher und sonstige kirchliche Akten aus dem 16. Jahrhundert. Und diese Quellen nennen als ersten Handwerker um 1575 einen Schneider Thomas Nibsch, der zugleich neben der Kirchschule des Ortes eine Winkelschule betrieb. Auch der erste bekannte Wagner oder Stellmacher, der 1599 von Wegeleben bei Halberstadt hier einwanderte, war ein Schulmeister, war sogar einer der ersten Kirchschullehrer, der hier amtierte. Die Verbindung eines Handwerkes mit dem Lehrerberuf darf für jene Zeiten nicht wundernehmen, da der Schulmeisterberuf allein in den seltensten Fällen seinen Mann nährte und die Ansprüche bezüglich der Eignung zum Jugendbildner voll-

ständig erfüllt waren, wenn der Mann lesen, schreiben, fingen und etwas rechnen konnte.

Kaditz bekam seinen ersten Handwerker überhaupt erst mit seinem ersten Schulmeister. Dieser amtierte seit 1585 und versorgte das Dorf außer mit geistiger Kost für die Jugend, auch mit Leinwand und zog gelegentlich auch die Scheiben in die kleinen Fenster der Stadter Bauernhäuser ein. Der Schulmeister Griebach war Lehrer, Leineweber und Glaser in einer Person. Den Dorfschullehrern war übrigens noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Handwerk zu treiben erlaubt, wie das schon erwähnte Mandat des Prinzen Xaver ausdrücklich besagt. Nur zweierlei war ihnen ausdrücklich verboten: Sie durften weder Lehrlinge noch Gesellen bei ihrem Handwerke beschäftigen, noch war ihnen „die Handlung und Krämererei keineswegs gestattet“. Eine Sonderstellung nahmen die Schulmeisterhandwerker noch insofern in der Handwerksordnung der Dörfer ein, daß sie nicht zu der Zahl der durch dieselbe erlaubten Gewerbetreibenden gerechnet wurden.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts setzte sich der Handwerkerstand Köhschenbroda, soweit uns die archivalischen Quellen darüber Aufschluß geben, außer den schon genannten Gewerben der Schmiede, Schneider und Stellmacher noch von einem Zimmermann, einem Tischler, der Hauptvogel, einem Schlosser und einem Glaser zusammen. Auch einen Barbier, einen Wader besaß der Marktflecken schon. — Ein Gewerbe scheint aber in jener ferneren Zeit noch nicht hier vertreten gewesen zu sein, das der Fleischer. Zu den Essen, die man im Pfarrhause zu verschiedenen Gelegenheiten gab, holte man nämlich das Fleisch aus Dresden und verbuchte dafür in den Kirchenrechnungen den Botenlohn für denjenigen, der diese Festbraten herbeibrachte. Dasselbe gilt auch für das Bäckerhandwerk. Auch die sogenannte Weißware wurde bei solchen Gelegenheiten aus der Stadt mitgebracht. Die Gemeinde hatte zwar das Recht des freien Backens und Schlachtens, auch das Recht des Bierbrauens hatte die Nachbarschaft, aber dieses Recht war nur das eines „Jerman vor seyn haus“. Später dehnte die Gemeinde dieses Recht des freien Schlachtens auf das ihr eigentümlich gehörende Communschlachthaus, die alte Gemeindefleischerei aus, eine Gerechtfame, die erst 1861 bei Verkauf des Gemeindefleischhauses mit demselben in Privathände überging. Einen wichtigen Gewerbebestand besaßen die meisten Dörfer schon seit uralten Zeiten, den der Bierbrauer. Zwar hatte jede Gemeinde das Recht der Hausbrauerei und damit verbunden auch das des sogenannten Reiheschankes, aber fast überall lag auch schon im Mittelalter auf den Kreischams, den Tabernen, wie der älteste lateinische Ausdruck für die Gasthöfe war, das Realrecht des Bierbrauens. Braugüter, Erbschenken waren in fast jedem Dorfe zu finden. Und um das Braurecht und die Schankgerechtig-



Ein neues Wahrzeichen der Stadt Dresden

ist das „Haus ohne Fenster“, das siebenstöckige Gebäude einer mit einer Eisfabrik verbundenen Kühlhalle.

keit wurde, wie schon erwähnt, von den Inhabern derselben und den Gemeinden mit der Stadt hartnäckig gekämpft und gestritten. Besonders die Gasthöfe zu Serkowitz und Zischewitz bzw. deren Gemeinden wehrten sich wacker gegen die Uebergriffe der Residenz. Immerhin mußte sich der Zischewitzer Erbschenke seitens des kurfürstlichen Amtes eine Kontigntierung seines Braugerstenbedarfs gefallen lassen, während seine beiden Köhschenbrodaer Gewerbenossen dem alten Dorfrechte nach so viel Bier brauen durften, als sie vertreiben konnten.

Die bäuerliche Hausbierbrauerei, auf der das Recht des Reiheschankes beruhte, hat bis in das 18. Jahrhundert hinein auch in der Köhsitz, neben der eigentlichen gewerbmäßigen Brauerei der Brauschenkengüter, bestanden. Das erzählt uns Schubert in seiner Chronik in der bei ihm abgedruckten Rüge von 1803. Nach ihm ist das Hausbraurecht kurz vor jener Zeit zu Gunsten der Ober- und Unterschenke aufgehoben worden. In Fürstenhain war der Reiheschank noch bis 1865 im Schwange, wenn auch nur noch in der Form, daß die Gemeinde das Recht derselben jahresweise an einen Einwohner verpachtete. Ähnlich lag es in Raundorf. 1865 versteigerte die Gemeinde Fürstenhain ihr Reiheschankrecht endgültig für 365 Taler und damit war dieses alte Recht, das hier am längsten bestanden, endgültig aufgehoben. Im Reiheschank konnte in alten Zeiten jeder Nachbar in seinem Hause 8 Tage lang Bier ausschänken. Die zin-

nernen Maße dazu waren Eigentum der Gemeinde, die sie jedem Hausvater stellte. Auch das Schankzeichen, das der Schankberechtigte an seinem Hause solange hinaussteckte, als er Bier feil hielt, gehörte meist der Altgemeinde.

Neben diesem regulären Reiheschank bestand auf den Dörfern noch der sonderbare Brauch des Püppelbieres. Kraft dieses Brauchs hatten Kindsväter der Gemeinde das Recht, von der Geburt eines Kindes an 6 Wochen lang Bier in dem jeweiligen Hause, in dem ein neuer Erdenbürger eingezogen, auszuschänken. Das weiß man beispielsweise von Lindenu, dessen älteste Rüge (1848) darüber sagt: Zum fünften ruget die Gemeinde Lindenu, wenn ein weib gebühret, daß der Mann die sechs Wochen über Bier, so viel er beßen kan ausschänken möge.

Köhschenbroda stellt schon in seiner Rüge von 1497 fest, daß es mit Stadtrecht begnadet sei. Und auf Grund dieses Stadtrechtes scheint ihm auch verhältnismäßig frühzeitig eine Apotheke zugestanden worden zu sein. Wenn auch erst in der Rüge von 1803 davon die Rede ist, daß sich hier selbst ein Apotheker niederlassen kann, so können wir doch annehmen, daß das Apothekerprivileg schon aus dem 17. Jahrhundert stammt und schon in der 1667 konfirmierten, leider im Original nicht mehr vorhandenen Rüge bestätigt worden ist. Sicher ist, daß unser Ort schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Apotheke besaß, deren Inhaber Trimler hieß. (Fortf. folgt.)

Naturschutzgebiete.

Die modernen Formen rationaler Bodenbewirtschaftung, Bearbeitung und Ausnutzung, Flußregulierungen, Forstkultur, Talperrrenbauten, fortschreitende Industrialisierung, Urbarmachung von Moor-gelände, Veränderung des floristischen Landschaftsbildes durch Senken des Grundwassers usw. usw. wirken zusammen, daß bald keine einzige Gegend mehr ihren ursprünglichen Habitus trägt. Inten-siv betriebene Landwirtschaft hackt die letzte Hecke am Begrab ab. Kein Busch-brücker findet mehr Nistgelegenheit. Mo-derne Forstwirtschaft leistet der Fichten- und Kiefernseuche Vorschub und beseitigt jeden alten löcherigen Baum, so daß auch kein Höhlenbrüter mehr Unterschlupf fin-det. Mit der Zeit werden die einst häufigen Vögel zur Seltenheit — zum Schaden nicht nur der Landwirtschaft, sondern des deutschen Volkes, dessen Gemütsleben mit der heimischen Vogelwelt ebenso verankert ist wie mit dem deutschen Wald. Es war nötig, wo irgend angängig, wenigstens einige Gebiete zu retten, die als Natur-schutzgebiete allen „Kultur“-Eingriffen ent-zogen wurden, um da und dort den kom-menden Geschlechtern ein Stück ursprüng-licher Natur zu retten. Das ist denn auch in fast allen Teilen Deutschlands ge-schehen.

Auch in Sachsen bestehen solche Natur-schutzparke und jeder Naturfreund weiß, daß sie von unschätzbarem Werte sind. Es ist daher begreiflich, daß immer wieder an den Landesverein Sächsischer Heimatschutz,

in dessen Besitz und Obhut diese Natur-schutzgebiete sind, herangegangen wird, diese köstlichen Inseln und Eiländer der brettesten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Leider ist man nicht in der Lage, sol-chen Wünschen nachzugeben. Denn jedes große Begängnis würde das vernichten, was geschützt werden soll und muß. Die schmalen Pfade eines Auenwaldes halten den Tritt der Massen nicht aus. Das Un-terholz, das gerade den Reiz solchen Wal-des bildet, würde einfach niedergetrampelt.

Gebiete, die hauptsächlich ihrer seltenen Flora wegen geschützt sind, sollen über-haupt nicht groß betreten werden; sie brauchen Ruhe und Frieden zu weiterer Entwicklung. Botanische Seltenheiten reizen und verführen. Ja manchen reizt schon der Gedanke, gerade aus einem sol-chen Schutzgebiet ein „Andenken“ mitzu-nehmen! Wo sollte das hinführen? Wird ein Pretiosenhändler seine Kostbarkeiten ausbreiten und jedem Kenner oder Nicht-kenner unbeaufsichtigt den Zutritt gestat-ten?

Wissenschaftler und wahre Naturfreunde, die studienhalber solche Gebiete besuchen wollen, erhalten auf Vorstellung zweifel-los die Genehmigung dazu und werden mit Ausweiskarten ausgestattet. Der brei-ten Öffentlichkeit dagegen kann im allge-meinen der Besuch der Naturschutzgebiete nicht freigegeben werden. Man kann das im Interesse der Sache auch gar nicht als

besondere Härte empfinden, denn die meisten, die sich zum Besuche drängen, kommen doch nur aus Neugier und rich-ten mehr Schaden an, als die Befriedi-gung dieser Neugier wert wäre. Zudem fehlt vielen davon der Blick für das, wor-auf es ankommt, so daß sie ohne inneren Nutzen wieder weiterwandern. Sie kom-men bestimmt bei Ausflügen in die Wälder oder Berge besser auf ihre Rechnung.

Auch Schulklassen kann der Besuch der gerade floristisch interessanten Schutzge-biete nicht ermöglicht werden. Der Scha-den, der trotz aller Verwarnungen durch die führenden Lehrer angerichtet würde, wäre zu groß. Man erlebt es jeden Tag auf dem Cottaer Spitzberg, um nur ein Beispiel anzuführen. Dort blühen im Hochsommer die blauen Lupinen, die für das Bild einst gepflanzt worden sind. Ob-wohl die herrlichen Blütenstände in weni-gen Stunden vernichtet sind, wenn man sie abreißt, so sieht man doch täglich, wie hin-ter dem Rücken der beaufsichtigenden Leh-rer die Schüler ganze Bündel abreißen um sie nach kurzer Zeit wieder wegzuzu-werfen. Dadurch aber wird eine Unmenge Samen vernichtet, abgesehen von der Ver-wüstung der schönen Stauden selbst. Wer diesem Treiben auf dem Spitzberg je zu-gesehen hat, der kann es nur billigen, daß die Schutzgebiete wirklich auch Schutzgebiete bleiben sollen; die großen Parks und land-schaftlich hervorragenden Naturschutzge-biete sind ja ohnehin dem Besuch frei gegeben.

Die Meridianssäule in Rähnitz.

Am Südausgange des Dorfes Rähnitz steht mitten in den Feldern an einer Stelle, die einen prachtvollen Blick auf Dresden und die Höhen des Erzgebirges bietet, eine zehn Meter hohe schmucklose Säule, deren Zweck nur wenigen bekannt ist. Es ist die nördliche der beiden Meridianssäu-len, die im Jahre 1828 zu Vermessungs-zwecken, und zwar zur Festlegung einer

durch den Dresdener Mathematisch-physi-kalischen Salon gehenden Mittagslinie, der Vermessungsinspektor Vohrmanu errichten ließ. Die südliche beim Dorfe Rippien ist schon vor langer Zeit, wahrscheinlich 1844, wieder beseitigt worden. Zum Andenken an Vohrmanu, der gleichzeitig Oberinspek-tor des Mathematisch-physikalischen Salons war und in weiten Kreisen bekannt ist als

erster Direktor der Technischen Bildungs-anstalt Dresden, der jetzigen Technischen Hochschule, hat der Landesverein Sachsen des Deutschen Vereins für Vermessungs-wesen anlässlich des hundertjährigen Be-stehens der Säule jetzt eine Widmung und die Bezeichnung Meridianssäule anbringen lassen.

Vom Baume der Sprache.

Wer seiner Rede oder einem Schreiben altertümliche Färbung zu geben sucht, ver-wendet auch heute noch die veralteten For-men jezo, nunmehr (wie Goethe in der Theatral. Sendung S. 211, 405; 164), kaum aber an-, bis- und seithero, wohl aber hin-fürro (statt des im 18. Jahrhundert abge-storbenen hinfür). Mit Ausnahme von jezo, das sein o schon im Mittelhochdeut-schen tezo der Zusammensetzung von ie zu aller Zeit immer mit zuo zu verdankt, ist das Endungs-o erst spät an die Um-standswörter der Zeit getreten. Ähnlich verhält es sich mit den Fürwortformen ihro und dero, die erst gegen Ende des Mittelalters in willkürlicher Erneuerung älterer Formen auftraten, nachdem bereits im Althochdeutschen der weibliche Wessfall und der Wessfall der Mehrzahl dero durch

dër(e) abgelöst war; das besitzanzeigende ihro (Ihro Gnaden) vollends kam erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts in An-lehnung an dero auf, während der alte weibliche Wessfall ihro samt dem Wessfall der Mehrzahl im 18. veraltete. 1778 spricht Hippel (Lebensläufe 1, 301) von dem ver-dammten dero als einem Todfeind des Genies. Jetzt ist nur noch desto in stiche-rem Gebrauch, und zwar ohne daß damit altertümelnde Absicht verbunden wäre. Und doch ist diese Form erst im 16. Jahr-hundert für das mhd. beste um so eingetreten, das auch Luther noch gebrauchte. Ursprünglich bezeichnete desto die Ursache (aus ahd. des din: der Wessfall des diente für das Verhältnis des Grundes [dafür jetzt deshalb, darum], der sog. Instrumen-talis din für das des Mases), im Neu-

hochdeutschen wird desto auf den Grad be-zogen, daher = um so: mhd. des din bzw. von da aus = um so (viel) besser; nach Wassermann schreibt (Masken 1, 99) um desto geheimnisvoller wie Goethe, 1827 (No-velle 15, 144) um desto schöner. Die Ver-hältnisgleichung je — desto trat erst in neuerer Zeit an Stelle von je — je. Da-gegen findet sich die feste Formel nichtsdesto (weniger) im 17. Jahrhundert (sie waren nichtsdesto frömmer, Lehmann Kriegschronik 98) ja schon im 16. (bei Lind-ner, Kapituli 274 nichtsdesto weniger neben nicht desto weniger (ebenda 118) und bei Fischart: Wo vülleicht eine Frau) zu unbändig wäre, da müßt es nichts des-weniaer der Mann geduldig tragen.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 14tägig für die Bezirker des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroda, Güterhofstraße 5, Fernsprecher Nr. 71541 und 71542
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschendroda-Naundorf.



Nr. 7. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

März 1930

Altlöblicher Handel und Gewerbe.

Von Adolf Schruth.

(Fortsetzung.)

Die Handwerksgerichtigkeit Köhlschendrodas hat sich im Laufe des 17. Jahrhunderts den übrigen Pöbntorten gegenüber noch erweitert. Während die Dorfhandwerker im allgemeinen weder Lehrlinge ausbilden, noch Gesellen beschäftigen durften, hat Köhlschendroda dieses Recht für seine Gewerbetreibenden anscheinend schon um 1667 erhalten. Wenigstens wird in den 1808 bestätigten Freiheiten des Ortes auf die Konfirmation dieses Rechtes durch Johann Georg II. Bezug genommen. Bedingung für die Beschäftigung von Lehrlingen und Gesellen war aber, daß der betreffende Meister als solcher einer Innung angehöre. Alle andern durften nur auf ihre eigene Hand arbeiten. Trotz aller Beschränkungen durch die Vorrechte der Stadt und durch die Landesgesetzgebung scheint aber das Handwerk sowohl als auch der Handel auf dem flachen Lande mit der Zeit einen unerwünscht großen Umfang angenommen haben. Einesteils sahen sich die städtischen Gewerbe dadurch stark benachteiligt, zum andern Teile beklagte sich die Landwirtschaft über den immer mehr zunehmenden Mangel an Gesinde und Tagelöhnern. Besonders der Handel hatte sich auf den Dörfern so stark ausgebreitet, daß „durch die den Städten zu Ungebühr entzogene Nahrung deren gänzlicher Verfall drohte“ (Mandat 1767). Deshalb verbot dieses öfters erwähnte Mandat des Landesverwesers Prinz Xaver 1767 kurzerhand allen „Handel im Ganzen auf dem Lande, es sey mit was vor Waaren es wolle“. Man hoffte dadurch nicht nur, wie schon erwähnt, den darniederliegenden Handel in den Städten wieder auf die Beine zu helfen, sondern auch zugleich die Landleute vom „bürgerlichen Gewerbe auf den Dörfern ab- und zu ihrer ursprünglichen Bestimmung bey der Landwirtschaft wiederum zurückzubringen, mithin dem Mangel an Gesinde und Tagelöhnern abzuhelfen und den Ackerbau ebenfalls in besseren Umtrieb zu setzen“.

Der Ackerbau und die Landwirtschaft waren schon in jenen Zeiten Schmerzenskinder der Landesverwaltung, die deren Nöte mit allen Mitteln zu beheben suchte, Nöte, die die Staatskassen am allerersten mit empfanden, wenn die Bauern um Gestattung oder Erlaß ihrer verschiedenen Steuern und Gefälle petitionierten. Und das geschah oft, sehr oft sogar. Davon geben die alten noch vorhandenen Steuerquittungsbücher ausgiebig Kunde. Aus demselben Grunde war ja auch die kurfürstliche Regierung gegen jede unwirtschaftliche Verwendung des jedem Hofe nach bestimmten Grundsätzen seit alters zugetheilten Ackerlandes, wie es im 17. Jahrhundert bei uns durch die Ausdehnung des Weinbaues auf die Feldflur geschah. Die Sorge um die steuerliche Leistungsfähigkeit der Dörfer, die in der Hauptsache sich auf die Flur derselben stützte, ging soweit, daß, wenn die Behörde wirklich einem Verkauf eines Teiles eines geschlossenen Besitzes, etwa eines Feldes, zustimmte, sie den Verkäufer desselben für die richtige Zahlung der auf dem Objekte liegenden Abgaben durch den Käufer haftbar machte. Die Steuerregister jener Zeit legen diese Verpflichtung in dem krausen Amtsdeutsch unserer Vorfäter folgendermaßen fest: „Für die Dnera des Avulsi muß der Stammgutsbesitzer in casum cadufitalis stehen und haften“. (Schocksteuerkataster für Naundorf von 1801).

Mit der möglichst starken Unterbindung jedes bürgerlichen Gewerbes auf dem Lande, worunter man Handwerk und Handel verstand, hoffte man „zwischen beyden Arten der Nahrung und Beschäftigung (Landwirtschaft einerseits, Handel und Gewerbe in der Stadt anderseits) das der Verfassung und dem gemeinen Besten gemäße Verhältnis herzustellen“. (Mandat 1767). Man verbot also jedweden Großhandel auf dem Lande bei zwanzig Talern Strafe und Beschlagnahme der verbotenen Handelswaren. Auch den Kleinhandel auf den Dörfern verbot man

grundsätzlich und verwies den Bauer mit seinen Bedürfnissen auf den Einkauf in der Stadt. Neben verschiedenen anderen ist diese Verfügung der kurfürstlichen Regierung eine der Ursachen, daß bis auf den heutigen Tag die ländliche Bevölkerung bei Einkäufen die Stadt und deren Geschäfte auch in Fällen vorzieht, in denen sie ihre Bedürfnisse ebensogut in ortsansässigen Geschäften decken könnte. Und da diese Gesetzgebung, diese Beschränkung des bürgerlichen Erwerbs auf dem Lande mit einer geringfügigen Milderung bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts, bis zur Einführung der Gewerbefreiheit, in Sachsen geschah dies 1869, bestehen blieb, wurzelte diese Gepflogenheit durch jahrhundertelange Gewohnheit so tief, daß sie bis heute noch vielfach die vorherrschende ist. Ganz und gar konnte man aber auch zur Zeit, als man das Mandat zur Einschränkung des Dorfhandels usw. erließ, den Kleinhandel auf den Dörfern doch nicht abschaffen. Der Landmann hatte tägliche Bedürfnisse, die in der Stadt zu decken „mit einer sich nicht verlohrenden Mühe und Verschwendung der Zeit verknüpft seyn würde.“ (Mandat 1767). Das sah man auch in den Amtsstuben der kurfürstlichen Regierung ein. Deshalb gestattete man einen ganz beschränkten Kleinhandel auf den Dörfern. Man erlaubte, daß sich in jedem Dorfe ein Krämer niederließ, der allerdings sowohl die Erlaubnis der Ortsbehörden, des Ortsrichters und der Gemeindegewerben nachsuchen und sich nach Erhalt derselben um die Konzeption des Amtes bemühen mußte. Mehr als ein Krämer in einem Orte wurde nur ganz ausnahmsweise zugelassen und die Gemeindebehörde konnte ihrerseits die Niederlassung eines Krämers überhaupt verhindern, wenn ihrer Meinung nach ein Bedürfnis und eine Existenzmöglichkeit für einen solchen nicht vorlag. Das geschah beispielsweise noch 1852 in der Gemeinde Niederlöblich, wo sich ein gewisser Theodor Bauermann aus Rosten nieder-

lassen und ein Krämergeschäft eröffnen wollte. Der damalige Gemeinderat beschied aber das Gesuch abschlägig mit der Begründung, daß „in Folge der Konkurrenz von Köhschenbroda, (wo damals zwei Kaufleute etabliert waren) Oberlöhnitz und Dresden sich kein Kaufmann daselbst halten kann und ein Bedürfnis eines solchen nicht vorhanden ist“ (Gemeinderats-Sitzungsprotok. Niederlöhnitz, 18. September 1852). 10 Jahre später saßen aber doch schon 2 Krämer in dem Orte.

Den Landkrämeren waren die Waren, mit denen sie handeln durften, ganz genau vorgegeschrieben und es stand nicht im Belieben eines jeden zu führen, was er für nötig erachtete. In einem solchen alten dörflichen Kaufladen gab es nur Baum-, Rüb- und Leinöl, Insekt und Insektlichte, Schwefel, Feuerlöschwamm, kurze Tabakspfeifen, eine billige Sorte Rauchtabak, inländische Seife, Pfeffer, Ingwer, Zwirn, Näh-, Steck- und Stricknadeln, Stricke und Ziehstränge, Zwickel und Nägel, Teer und Wagenschmiere, Sirup, Essig, Seringe, Kümmel, allerhand getrocknete Kräuter und inländisches Gemüse, ferner billiges Band und Schnüre, wovon die Elle aber nicht über 8 Pfennige kosten durfte. Alle anderen Waren, ganz besonders aber Tee, Kaffee und Zucker waren den Dorfkaufleuten vorenthalten und sie wurden ihnen, falls sie sich doch bekommen ließen, sie zu führen, kurzerhand weggenommen. Diese strengen, einengenden Bestimmungen milderte erst das Landesgesetz vom 9. Oktober 1840 insofern etwas, als es den Handel mit Materialwaren aller Art zu-ließ und Dorfkaufleuten auch die Einstellung von Geschäftsgehilfen ohne weiteres, das Halten von Lehrlingen im Falle, daß der Geschäftsinhaber selbst gelernter Kaufmann, gestattete. Die Niederlassung eines Kaufmanns war aber immer noch von der Zustimmung der Behörde abhängig.

Diese scharfen, einschränkenden Bestimmungen, die für die Dörfer der Böhmitz, wie für alle anderen des Landes bindend waren, kamen für Köhschenbroda nicht in Betracht. Die ihm seit 1604 zugestandenen Stadtrechte befreiten den Kirchort von denselben und auch das Mandat von 1767 erkannte derartige Befreiungen an. Nach den alten Ortsgesetzen konnten sich daselbst Kaufleute und Krämer niederlassen und die Bestätigung der Klagen durch Kurfürst Friedrich August den Gerechten, den späteren ersten sächsischen König, im Jahre 1803 erwähnt, daß „dermalen zwei gelernte Kaufleute“ vorhanden waren. Außer diesen Rechten der Niederlassung der Kaufleute besaß, wie öfter schon erwähnt, der Ort die

Apothekergerechtigkeit

und mit dieser hing früher auch das Recht des Handels mit Kolonialwaren und Materialwaren zusammen. Das mag seine Erklärung darin finden, daß derartige kleine Landapotheken kaum ihre Rechnung mit dem pharmazeutischen Gewerbe allein gefunden haben würden. In Meißen war der Materialwarenhandel, worunter man den Handel mit solchen Artikeln verstand, die wir heute Kolonialwaren nennen, so-

gar ausdrücklich nur dem Apotheker vorbehalten, der jedoch das Recht hatte, dieses sein Monopol an Krämer zu verpachten. In den ältesten Zeiten war auch der Handel mit Zucker, damals kannte man unsern heimischen Rübenzucker noch nicht, ausschließlich den Apothekern vorbehalten und diese allein hatten auch die Befugnis, denselben zu Konfitüren zu verarbeiten.

Der Salzhandel.

Eine ganz besondere Stellung im öffentlichen Warenverkehr nahm der Handel mit Salz ein. Dieses notwendigste Gewürz für Mensch und Tier war dem freien Verkehr vollständig entzogen. Weder in den behördlich konzessionierten Krämerläden auf dem Lande, noch in den Gewölben der gelernten städtischen Kaufleute war Salz zu kaufen, wenn der betreffende Geschäftsinhaber nicht zufällig auch der behördlich bestimmte Salzschenk des Ortes war. Der Salzhandel war ausschließlich dem Landesherrn vorbehalten, war kurfürstliches Monopol und der Vertrieb des monopolisierten Salzes war durch Verordnungen und Mandate auf das peinlichste geregelt.

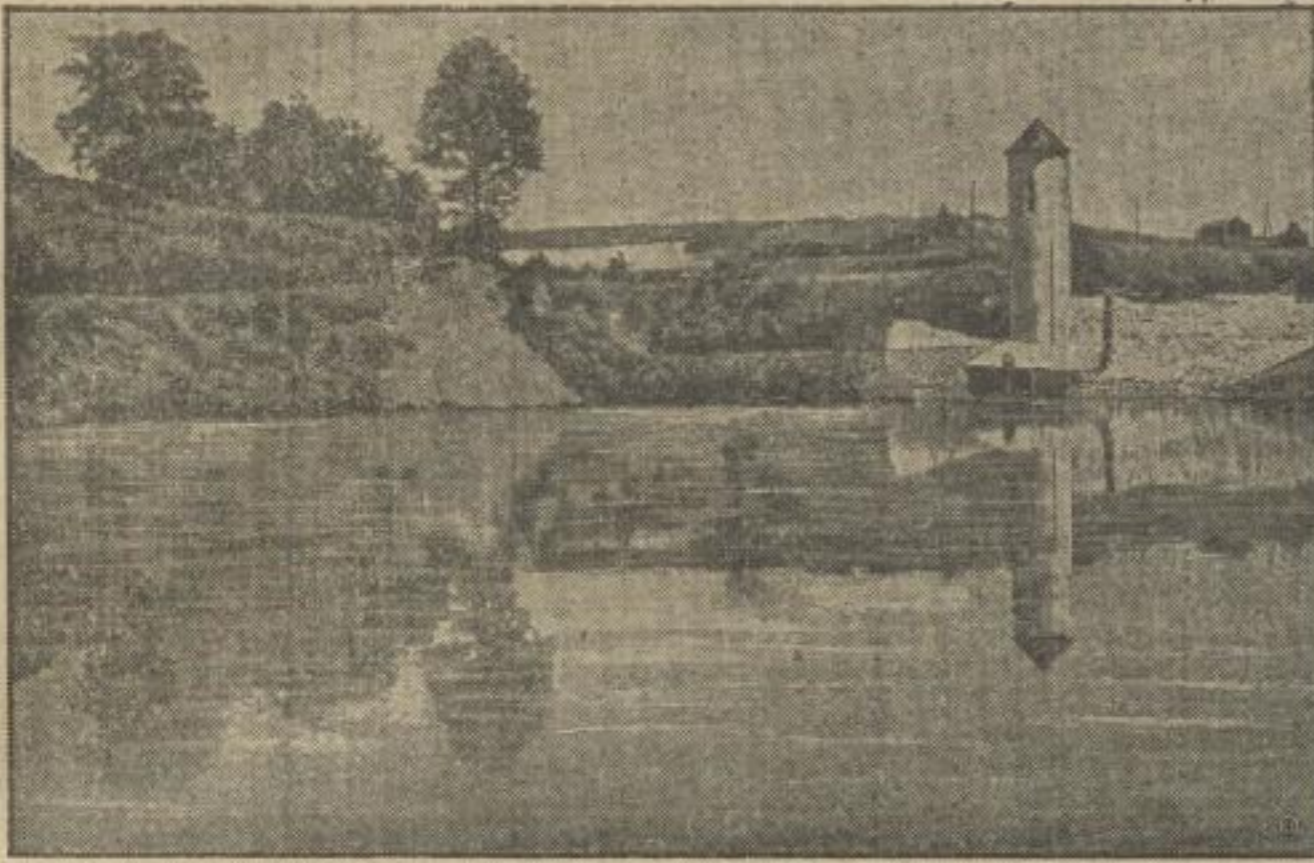
Für den Salz-Großvertrieb waren in einzelnen Städten kurfürstliche Salznieberlagen, Salzböden, oder, wie man diese Großlager um 1680 nannte, kurfürstliche „Haupt-Salz-Cassas“ errichtet, die das Salz ursprünglich direkt an die Konsumenten abgaben. War es schon umständlich genug für den Verbraucher, daß er seinen Salzbedarf in unserm Falle unbedingt in Dresden decken mußte, so wurde die Sache noch dadurch verwickelter, daß der Bauer sich vorher von seinem Dorfschulzen auf einem „besonderen Zettel“ amtlich bestätigen lassen mußte, daß und wieviel Salz er dem kurfürstlichen Salzboden zu entnehmen gedenke. Aber damit noch nicht genug. Er mußte bei seiner Rückkunft vom Salzhandel sich wieder bei der Dorfbehörde melden und den Nachweis führen, daß er wirklich die amtlich attestierte Menge desselben entnommen und mitgebracht und nicht etwa unterwegs unbefugterweise anderweitig verhandelt habe. — Wer sich bekommen ließ, sich auf eine unerlaubte Art mit Salz zu versehen, etwa durch Durchstecherei vorüberfahrender Salzschiffe, die das Salz nach dem kurfürstlichen Salzboden zu transportieren hatten, kam mit dem Gesetz in Konflikt. Den Dorfschulzen war es streng zur Pflicht gemacht, „solche Verbrechere, die über den verbotenen Erkauf oder Einschleiff fremden Salzes betreten würden, ohne Verzug im Amte zu melden und darauff ferneren Bescheid zu gewarten“. So besagt das Salzmandat Johann Georg II. anno 1680.

Später regelte man den Salzverkauf an die Konsumenten derart, daß man in den einzelnen Orten einen konzessionierten Salzkleinhandel einrichtete und sogenannte Salzschenken ins Leben rief, die die Dörfer mit dem nötigen Salz zu versorgen hatten, das sie in größeren Posten von dem kurfürstlichen Salzboden zugeteilt erhielten. In der Regel verpachtete das kurfürstliche Rentamt den Salzhandel eines

bestimmten Bezirkes an eine Person auf dem Wege des Meistgebotes. So waren die Ortschaften Köhschenbroda, Raundorf, Fürstenhain und Bindenan zu einem Salzbezirk vereinigt, der um 1750 an einen Köstler, Namens Georg Pege, für 11 Taler jährlich verpachtet war und der das Salz in den ihm zugewiesenen Orten breitfuhr. Dieser Salzkleinhandel muß aber ganz einträglich gewesen sein. Denn als nach dem Tode Peges der Salzschank neu verpachtet wurde, bot ein Köhschenbrodaer Bäcker Schuster für das Recht eine jährliche Pachtsumme von 23 Talern, obgleich der Ort Raundorf aus dem Bezirk herausgenommen und dort ein eigener Salzschank errichtet worden war, den der Gastwirt Kanitzky für 8 Taler jährlichen Pacht übernahm. Zitzschewitz hatte seit alters das Recht eines eigenen Salzverkaufs, den der Gastwirt daselbst nach den Bestimmungen des Salzmonopols besorgte. Der Salzpreis war ein sogenannter gleitender, dessen Grundbetrag von 2 Talern 16 Groschen für einen Dresdener Scheffel = 128 Pfund sich nach dem Marktwerte eines Scheffels Hafer erhöhte und zu dem noch für jede Meile Entfernung zwischen Niederlage und Konsumort 2 Pfennige für Transportkosten zugerechnet wurden. Fand sich in einem Orte niemand, der den Salzschank übernehmen wollte, so war die betreffende Gemeinde verpflichtet, die Salzverteilung von amtswegen zu übernehmen.

Das Dorfhandwerk.

Wie den Dorfhandel, so schränkte die Regierung auch das Dorfhandwerk auf das allernotwendigste Maß ein. Sie erlaubte nur die Berufe der Zimmerleute, der Maurer, Schneider, Grobschmiede und Stellmacher. Außer diesen Gewerben sollten keine anderen getrieben werden und die erlaubten Handwerker mußten unbedingt einer städtischen Innung angehören. Keiner dieser Dorfhandwerker durfte aber sich unterstehen in die Stadt, in unserm Falle also nach Dresden zu arbeiten. Zünftige Schuhmacher waren auf dem Lande nicht erlaubt und die Bauern waren mit neuem Schuhwerk unbedingt auf das städtische Handwerk angewiesen. Schuhflicker, die ohnehin in keine Innung aufgenommen wurden, konnten sich zwar auf dem Lande niederlassen, jedoch durften sie unter keinen Umständen Reparatur liefern. Auch dem Handwerk auf dem Lande brachte gleich dem Handel daselbst das Landesgesetz von 1840 wesentliche Erleichterungen insofern, als es den Kreis der auf den Dörfern erlaubten Handwerke erweiterte. Zu den 1767 gestatteten konnten noch in jedem Dorfe je ein Schuhmacher, Weißbäcker, Fleischer, Sattler, Tischler, Glaser, Seiler und Böttcher sich niederlassen, jedoch mußte der zuständige Gemeinderat seine Zustimmung dazu geben. Immer noch war es aber den Dorfmeistern verboten, innerhalb einer Stadt zu arbeiten, wenn schon sie Bestellungen städtischer Kunden daheim ausführen durften. Nur den geprüften Maurer- und Zimmermeistern war es erlaubt, allerorts Bauten auszuführen. Die hiesige Kirch-



Die Roberbachtalsperre vor der Eröffnung.

Die Roberbachtalsperre, die hauptsächlich der Crimmitschauer Industrie bezw. der Tuchfabrikation zugute kommt, gibt bereits seit längerer Zeit täglich etwa 500 Kubikmeter Wasser an einige Firmen ab. Die Stauung in dem 250 000 Quadratmeter großen Niederschlagsgebiet hat bisher infolge des Mangels an Niederschlägen noch nicht den vorgesehenen Maximal-Wasserstand von annähernd 3 Millionen Kubikmeter ergeben.

Unser Bild gibt einen Blick auf den unteren Teil des Stauweihers mit den Entnahmeanlagen. Der Wehler ist nur zum kleinen Teil gefüllt.

—:—

gemeinde hat sich bei ihren verschiedenen Neubauten und Reparaturen sehr oft auswärtiger Gewerbetreibender bedient. Den beiden genannten Handwerken, sowie den Schmieden, Stellmachern und Fleischern war seit 1840 eine unbeschränkte Zahl von Gesellen zu halten erlaubt. Alle anderen Gewerbe durften jedoch nur einen Gesellen beschäftigen.

Wenn den Dorfhandwerkern der Vertrieb ihrer Erzeugnisse in den Städten ohne vorherige Bestellung für gewöhnlich nicht erlaubt war, so hatten sie doch die Freiheit, die Jahrmärkte zu besuchen und dort ihre Waren feil zu bieten. Die Wochenmärkte waren ihnen jedoch verschlossen. Diese konnten aber wieder von den Dorffleischern und Dorfbäckern ohne weiteres besucht werden. Ältere Dresdener werden sich noch gut der alten Fleischbänke am Ausgang der Kreuzstraße besinnen, die von den Dohnaischen Fleischern regelmäßig besetzt waren und die ihre feste Kundschaft in Dresden hatten. Daß von dem Rechte des Verbotes der Niederlassung eines Handwerkes die Gemeindebehörden gelegentlich Gebrauch machten, dafür liefert Naundorf einen Beweis. Dort hatte sich im Jahre 1845 bei einem Hausbesitzer Birke ein Schneidermeister Hempel eingemietet und wollte seine Profession im Orte ausüben. Damit erregte er aber den Zorn und heftigen Widerspruch des schon im Orte ansässigen Schneidermeisters Karl August Richter, der den lästigen neuen Konkurrenten mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln wieder aus dem Orte zu entfernen trachtete. Zunächst wendete er sich in einer noch vorhandenen Beschwerde an den Naundorfer Gemeinderat, in der er sich zunächst auf das Gesetz von 1840 stützte, das nur einen Schneider in jedem Orte zuließ und sich auf seine Konzession berief, die ihm die Aufsichtsbehörde erteilt. Er bezeichnete das Vorhaben des unglückseligen Schneiders Hempel für sich, seine Frau und seine 8 Kinder in Naundorf eine neue Existenz zu

gründen, als „policeywidriges Beginnen bei dem er sich nicht beruhigen könne“. Er verlangte von der Ortsbehörde nicht mehr und nicht weniger, als daß diese den neuen Konkurrenten „ohne Verzug“ wieder aus dem Dorfe hinausjage. Falls ihm darin der Gemeinderat nicht zu Willen sei, drohte er Beschwerde bei der Aufsichtsbehörde an. Der Naundorfer Gemeinderat scheint dem Verlangen Richters aber nicht sofort nachgekommen zu sein, denn am 1. September 1845 ließ derselbe, nachdem Hempel um die Erlaubnis zur Ausübung seiner Profession in Naundorf bei dem königlichen Justizamte nachgesucht, eine geharnischte Beschwerde los, in der er darum bat, daß demselben die erwünschte Erlaubnis nicht erteilt werde. Dieses Gesuch ist in zweierlei Hinsicht recht interessant. Einmal behauptet Richter, daß er in der Zeit seiner Handwerksstätigkeit in Naundorf sich überzeugt, daß zwei Schneider unmöglich ihr Auskommen finden könnten, daß vielmehr schon ein Schneider nur eine „sehr dürftige Nahrung“ in dem Orte habe. Zum andern beschuldigt er seinen Gemeinderat in verblümter Weise, daß er das Gesuch seines Konkurrenten nicht auf „legalem Wege“ also jedenfalls nicht zu Richters Gunsten entschieden habe und er bittet die Aufsichtsbehörde das betreffende Sitzungsprotokoll einzufordern. Das Justizamt verlangte nun vom Gemeinderat Bericht und Beschlusfassung darüber, ob ein Bedürfnis für einen zweiten Schneider in ihrem Dorfe vorliege. Trotzdem sich eine ganze Anzahl Naundorfer Einwohner für den Verbleib des armen Schneiders Hempel im Orte schriftlich verwendeten, beschloß der Gemeinderat einstimmig, daß er ein Bedürfnis für einen zweiten Schneider in Naundorf nicht anerkennen könne und der arme Teufel mußte mit seiner Frau und seinen drei Kindern wieder das Dorf verlassen.

Diese kleine Episode aus dem Handwerkerleben auf dem Lande zur Zeit unserer Großeltern wirkt ein ganz interessan-

tes Schlaglicht auf die Erwerbsverhältnisse in unsern Lößniddörfern vor etwa hundert Jahren und kennzeichnet treffend die so viel und oft gerühmte „gute, alte Zeit“!

(Fortsetzung folgt.)

—:—

Ein geologisches Naturdenkmal gerettet.

Unmittelbar neben dem Städtchen Dohna erhebt sich der Porphyrhügel des Kahlbusches, aufgeschlossen durch einen großen Steinbruch. Schon im Mittelalter der Erde zur Kreidezeit ragte der Kahlbusch als felsige Höhe aus seiner Umgebung heraus und als um diese Zeit von Nordwesten her das Meer weithin die Gegend überflutete, bot er als steile Klippe den brandenden Wellen Widerstand. An einigen Stellen besaß die Felsoberfläche sack- oder taschenartige Ausbuchtungen, die allmählich von groben Brandungsgeröllern ausgefüllt wurden. Gleichzeitig mit den Geröllern fanden aber hier auch zahllose Reste von Meerestieren ein Grab: Trümmer von Muschelschalen, Kalkschwämme, Seeigelstacheln, Armsüßerschaln, Haiischzähne u. a. Wir haben ähnliche Klippen am Hohen Stein in Plauen-Dresden und am Gamighübel, aber nirgends kann man die Gerölltaschen so schön beobachten wie am Kahlbusch. Er ist deshalb seit langem ein Wallfahrtsort für Geologen. In jüngster Zeit wurden die beiden schönsten Taschen durch den nahe heranrückenden Steinbruchbetrieb von der Zerstörung bedroht. Durch das opferwillige Eingreifen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz ist aber die Gefahr glücklich abgewendet worden. Der Landesverein hat dem Bruchunternehmer ein Kapital zu sehr billigem Zinsfuß vorgestreckt, damit er den Betrieb auf der entgegengesetzten Seite des Hügel verlegen kann. Die Felspartie mit den beiden schönsten Taschen aber ist als Naturdenkmal in die Pflege des Heimatschutzes gegeben worden; sie bleibt künftig außerhalb des Steinbruchbetriebs.

—:—

Du bist ich.

Ein Nachklang zu Hofrat Seyfferts Vortrag.

Zwei lange, spitze rote Ohren, über die reut sich so leicht niemand — außer mir. Wackeln können sie auch; nicht sehr, aber immerhin.

Wem sie gehören? Nun, einer Dame nicht, die haben ja nur Dohren; rot sind sie zuweilen, aber geschminkt; es richtet sich dies nach dem Grade der Echtheit der daran schaukelnden Gehänge. Einem Manne aber gehören die Ohren auch nicht; denn die Männer sitzen ja meist darauf schon als kleine Pennäler, so behauptete wenigstens unser Ordinarius in Sexta (unten in Meissen, ehe wir uns gabelten!). Nein, die Ohren gehören einem Pferde. Beileibe keinem gewöhnlichen; einem ganz seltenen, einzigartigen Tiere, einem Wunder von Intelligenz.

Entsinnen Sie sich noch des „klugen Hans“, der seinerzeit Quadratwurzeln zog? Er ist tot, in allen Zeitungen ist er gestorben, aber Sie bei Ihrem sabelhaften Gedächtnis werden sich erinnern. Dieses Wurzelpferd also war das komplette Waisenkind gegen meinen Hans. Er gehört mir nicht etwa, es ist nur Seelenfreundschaft über die Gartenmauer hinweg, darum waren auch lange Zeit die suchsroten Ohren das einzige, was ich von Hanssen kannte. Bis die Sache passierte mit der dem Clematis:

Ich gedachte mein Mauerspazier zu begrünen und hatte dazu Clematis erkoren, laut Katalog „Prachtblüher Clematis Jackmanni, violett-purpurn, vollstümmlichste aller Sorten, Stück zwei Mark fünfzig, ich bitte Sie! Die Pflanzen ahnten, welche Erwartungen man in sie setzte, fühlten die Liebe und die Komposterde und wuchsen und strebten, der schattenden Mauer zu entfliehen. Oben angelangt, brachten sie zwei herrliche Blüten zustande. An einer fraß ein Ungeziefer, an der anderen keins. Da, eines Morgens, wankte und erzitterte das ganze Spalier: von der Straße aus riß jemand wie wahnsinnig an der Clematisranke. Ich springe von meinem Schreibtisch auf, den Buben, den Frechling, den Dieb zu züchtigen — da steht breitspurig auf dem Fußweg ein Pferd und laut Clematis. Es sah mich mit großen sanften Augen, Augen, die in meinem Hirn blitzartig den Gedanken an Seelenwanderung aufzuden ließen: Hier stand Hera, die kuh-ängige Göttin, und fraß die violett-purpurne vollstümmlichste aller Sorten. Und die langen, roten spitzen Ohren wackelten. Das Kuhhängige zog einen Milchwagen; hinten, am Ende des Wagens, stand unsere Anna und kaufte Buttermilch. Ich aber handelte unter einem unerklärlichen Zwange: griff in die Tasche und fütterte „es“ mit gespartem Kaffeehauszucker. Ge-

fittet, mit weichen Lippen, nahm es die kleinen Stücke, die winzige Basis einer dicken Freundschaft. Von nun an erscheint des Tieres schöner Kopf allmorgendlich auf der Mauer (die Clematisranke ist ja beseitigt). Unendlich sanft blickt Hans nach meinem Fenster. Zu meinem Erstaunen findet oft gar kein Verkauf statt: der Kuhhängige ist „gerückt“, er hat den Milchmann in einem beliebigen Hause zurückgelassen, hat einige Kunden überschlagen und ist da, sehnsuchtgetrieben und mit einem prachtvollen Appetit. Auf Rohkost und Brot haben wir uns geeinigt und er frühstückt mit vorbildlichem Anstand. Zuletzt ein sanftes Schniefen nach meiner rechten Tasche: Vitt schön, das Zucker! Wir sind zu Kristallwürfeln übergegangen. Meine Frau beantragt Erhöhung des Wirtschaftsgeldes wegen vermehrten Konsums von Obst und Gemüse. Ich habe aber lieber mit der jungen Nachbarin, des Gärtners Tochterlein, verhandelt; wegen Karotten versteht sich. Ob denn dies Jahr die Birnen geraten werden? Auf gute Birnen muß man halten; es ist zu peinlich, mit leeren Händen dazustehen, der Kuhhängige mimi dann „sterbendes Reh.“

An der Clematis lasse ich Drahtnetz anbringen; man glaubt gar nicht, was so ein Garten kostet . . .

Das Dresdner Schulmuseum.

In Dresden besteht ein Museum, das den Sinn für Heimatkunde wach und rege erhalten will. In diesem Jahre feiert es das 25jährige Jubelfest seines Bestehens.

Es ist das „Heimatkundliche Schulmuseum“ des Dresdener Lehrervereins.

Die Wunder der Heimat tun sich uns kund. Im langgestreckten Saal, tadellos erhalten, frisch in Farben und Gefieder grüßen den Beschauer die Vögel der Heimat, besonders die, welche vor dem Blei des Jägers, der Schlinge des Vogelstellers geschützt werden sollen. Der stolze Reiher, eine große, ernst blickende Nacht-eule, Eichelhäher und Sperber, dazu der Schwarzspecht mit dem roten Krönchen, den der Naturfreund in den Wäldern der Dresdner Heide oft erblicken kann. Ferner Käfer und Insekten unsrer Auen, Baum und Gesträuch in all ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit, Früchte und Farne. Eine andere Abteilung zeigt uns die vorgeschichtlichen Funde aus Dresdens Umgebung, und mit Staunen stellen wir fest, daß dort, wo jetzt die Straßenbahn die innere Stadt mit weitverzweigten Vorstädten verbindet, vor Jahrtausenden in unwegsamen Wäldern das Riesenmammut und scheußliche Saurier gehaust haben. Reste zerfallener Riesenzähne, Abdrücke ungeschlachter Erenfüße, im Gestein, festgehalten, dann aus späterer Zeit uralte Gefäße, Pfeilspitzen, Schmuck leiten zu historisch greifbaren Zeiten hinüber.

Nun nun die Neuzeit mit ihren Riesen-

betrieben einer regen Industrie. Was Dresden als Besonderheit herstellt, wird dem Auge vorgeführt, spezialisiert in der Sonderausstellung „Dresden als Großstadt“.

Da fesselt ein Modell unserer Heimatstadt aus dem Jahre 1521. Eine immerhin stattliche Anzahl von Straßen, jetzt der innere Stadtkern, von breiter Mauer umschlossen. Auf dem Altmarkt, der ziemlich in der Mitte liegt, das ehemalige Rathaus, dann die Kreuzkirche in ihrer früheren Gestalt, mit rechteckigem Turm, das alles beherrschende Schloß mit dem „Schönen Tor“, die verschiedenen Stadttore. Eine alte Urkunde, die Darstellung des Brandes unserer Heimatstadt, ferner Bilder und Darstellungen der fortschreitenden Entwicklung.

Bis zur Neuzeit mit ihren gesteigerten Anforderungen, ihrem weitverzweigten Verkehrsnetz, ihren sanitären- und Wohlfahrtseinrichtungen. Ein Gegensatz, wie er schon in der Einwohnerzahl begründet liegt. Im Jahre 1521 an Einwohnern 5000 Heute 619 000.

Da gibt es übersichtliche Tabellen und anschaulich dargestellte Aufklärung z. B. wie ein Schulhaus entsteht, von der ersten Vorbereitung des Schulausschusses an bis zum endgültigen Ratsbeschuß und der Uebergabe des Auftrags an das Hochbauamt. Dort wird gezeigt, wie die Stadt ihren Bewohnern in Notfällen, in Unglück, Krankheit und Brandschäden zu Hilfe

kommt. Lichtversorgung und Beschaffung des Wassers, sowie das sanitäre Fortschaffen der Abwässer. Und der wichtige Zweig täglicher Nahrungsversorgung. Alles Gebiete, über die nicht genug Aufklärung geschaffen werden kann.

Sehr reich ausgestattet sind die Sonderzimmer, die den Besucher in den Plauenschen Grund, nach Moritzburg, in die Dresdener Heide und die Ackerbaugebiete um Dresden führen.

Im Plauenschen Grund, der Gegend reicher Industrie und unserer nächsten Kohlenbergwerke, bietet sich dem Heimatforscher unendlich viel Beachtenswertes. Da ist vor allem, neben einer Uebersicht der dort vorkommenden Gesteinsmassen, der Durchschnitt der Erdoberfläche bis hinab in die Tiefen des Bergwerks dargestellt. Ein Modell in allen Feinheiten der darzustellenden Wirklichkeit. Man sieht die Ablagerungen der Gesteins- und Erdmassen, die breite Schicht der abzubauenen Kohlenlager, in die hinein fleißige Menschenhand Gänge und Schächte gegraben hat. Ein anschauliches Bild des Kohlenbergbaus über und unter Tag. Deutlich erkennbar die Versteifung der Gänge, Bettertüren, Auszug und Arbeitsstelle. Dann die Ausrüstung der Rettungsmannschaften, der Abbau einer gefährlichen Stelle, das Strahlrohr zur Verleselung der Kohlen, kurz, das ganze Gebiet des modernen Kohlenbergbaues.

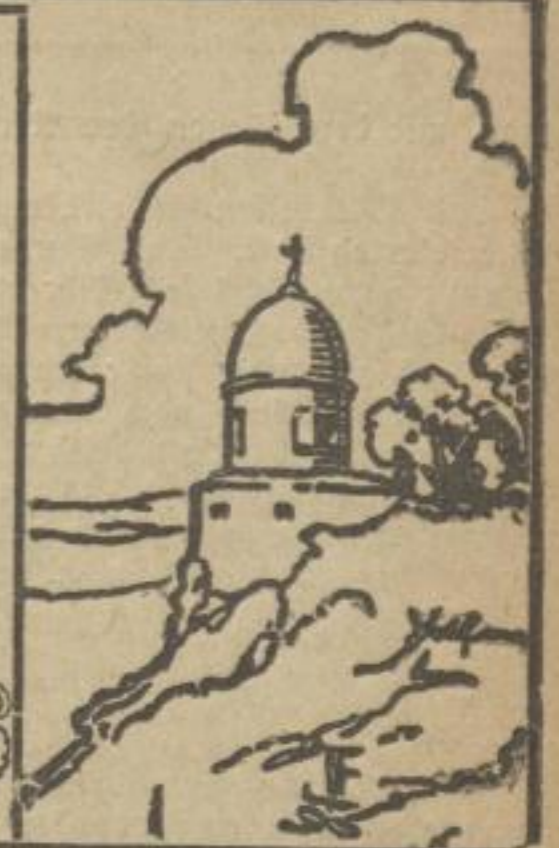
(Schluß folgt.)



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 14tägig für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroda, Gitterhofstraße 4, Fernsprecher Nr. 71541 und 71542
Schriftleiter: H. Schruth, Köhlschendroda-Laundorf.



Nr. 8. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

April 1930

Uralte Lausitzer Osterbräuche.

Das Eierschieben und Osterreiten in Baugen.

Reich an malerischen Städten, reich an einer wechselvollen Geschichte, deren mannigfache Ueberlieferungen noch heute vorhanden, reich auch an alter Sitten und Bräuchen ist der Osten Sachsens, die sächsische Oberlausitz, die man beinahe als die sächsische Ostmark bezeichnen möchte. Eben die wechselvolle Vergangenheit, die die Lausitz unter die Krone Böhmens, Polens und Ungarns führte, das schicksalsharte Erleben war es, das den Lausitzer selbst zäh, hart und beharrlich werden ließ. Und diese Beständigkeit des Volkscharakters, das Festhalten an dem, was einmal von ihm Besitz ergriffen hatte, prägt sich auch in der treuen Ueberlieferung alten Sitten und Gebräuche aus. Die Lausitz ist das Land uralter Sitten und Gebräuche, die fest in dem aus Deutschen und Wenden sich zusammensetzenden Volkstum verankert, sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort-erben und an Zahl und Eigenart kaum von einer anderen Gegend Deutschlands erreicht werden dürfte.

Besonders der Frühling ist es, der diese alten Sitten und Bräuche wieder aufleben läßt. Hier knallen noch in den Lausitzer Bergen die Büchsen zum Eierschießen, hier gehen deutsche und wendische Mädchen am Ostermorgen schweigsam zum Osterwasser holen, hier werden Eierschieben und Osterreiten gepflegt. Frühlingbräuche sind nicht minder die Hexenfeuer am Walpurgisabend, die durch das ganze Lausitzer Land leuchten, von den alten Götterbergen des Czorneboh und Bieleboh, vom Baltenberg, Kottmar und Lausche weit in die Lausitzer Heide hinaus und bis hinüber ins stammverwandte Böhmerland, Frühlingbräuche auch das Maibaumwerfen usw., das namentlich in den wendischen Dörfern gepflegt wird. O ja, es ist interessant, das Lausitzer Volkstum, und es ist lohnend, sich in seine Geschichte und Eigenart zu vertiefen oder einmal selbst in diesen Tagen zu einer Frühlingssahrt und Osterfeier ins Lausitzer Land zu kommen. Am fesselndsten sind das Baugener Eier-

schieben und das Osterreiten. Das Eierschieben ist ein ausschließlich Baugener Brauch, und in seiner Poesie und bunten Bildhaftigkeit einzigartig für ganz Sachsen. Kaum haben auf den Türmen Baugens die Glocken des Frühgottesdienstes ausgeläutet, da beginnt die große Völkerwanderung über die Kronprinzenbrücke zum westlichen Spreenfer. Groß und Klein ist hier in gleicher Zahl vertreten, und das Frühlingssfest auf dem sagenumwobenen Proitzschenberg ist ebenso sehr ein Fest der Kinder wie der Erwachsenen. In zunehmendem Maße zieht es außerdem tausende von Fremden nach der alten Grenzfestung an der Spree, die mit ihren Wällen und Bastionen und sonstigen Bauwerken aus alter Zeit erfolgreich mit Nürnberg und Rothenburg wetteifern kann. Eine Budenstadt, just wie zum Jahrmarkt oder zur berühmten Baugener Schießbleiche, dem großem, 8 Tage währenden Baugener Bürgerschießen hat sich hier aufgetan. Da gibt es Kessel und Apfelsinen, Pfefferkuchen und runde Bäckerkuchen, bunte Oster Eier in gekochtem Zustande, Osterladen und wendische Gappchen. Und alle die leckeren Dinge werden von den Erwachsenen gekauft und dann den Gang zur Spree hinabgerollt oder in großem Bogen hinabgeworfen, unten jubelnd von einer vielhundertköpfigen Kinderschar aufgefangen, die sich schon Wochen zuvor mit Säcken und Beuteln dafür entsprechend gerüstet haben. Durch allerhand Zurufe werden die Erwachsenen noch aufgemuntert ihren Tribut zu zollen, und sie lassen sich wahrlich nicht nötigen. Hat doch mancher alte Baugener einst als Junge mit auf dem Gange gestanden, seine Gaben heischend, und der alte gewohnte Brauch läßt liebe Jugenderinnerungen aufsteigen. Baugener Bürgerfamilien schütten ganze Körbe mit ehbaren Dingen den Gang hinab, und alte Stiftungen sorgen noch dafür, daß der Brauch nicht ausstirbt. Beglückt schleppt die Jugend ihre Säckchen heim, muß vielleicht am Tage mehrmals leeren,

und die Freude besteht nicht nur in der reichen Ernte, sondern auch in dem lustigen Treiben selber, das so recht ein Ausdruck des Lenzesjubels ist. „Der Winter ist dahin, hell glänzt der Saaten Grün“ ...

Das lustige Treiben beginnt, wie schon gesagt, am 1. Osterfeiertage vormittags zwischen 9 und 10 Uhr und dauert bis in den späten Nachmittag. Es bietet ein malerisches Bild, und wer je eine Osterreise oder nur einen Osterausflug unternimmt, sollte nicht versäumen sich das Baugener Eierschieben anzusehen.

Ebenso alt und von ebenso malerischer Wirkung ist das Osterreiten, in der Gegend von Ostrik auch Saatreiten genannt. Es ist nicht so einzigartig wie das Eierschieben, denn es wird auch in Radibor bei Baugen, in Wittichenau bei Hoyerswerda und St. Marienstern bei Ramenz geübt. Aber es trägt ein nicht minder buntes, festliches Gepräge und hat außerdem eine ernste, feierliche Note. In feierlichem Schwarz sitzen die Osterreiter auf prächtig geschmückten Pferden, führen kirchliche Insignien mit sich und ziehen hinaus ins Freie, im inbrünstigem Gebet den Segen des Himmels für das Gedeihen der Saaten erslehend. Schon Wochen zuvor werden die Schweife der Pferde geflochten und die Mähnen gekräuselt. Am Festtage selber erhalten sie funkelndes Baumzeug angelegt und bunte Schabracken (Satteldecken) umgeschmückt. In Mähne und Schweif sind wohl gar noch Blumen und Schleifen geflochten, denn jeder Besitzer und jeder Reiter legt seinen Stolz darein, das schönste Pferd zu besitzen. Dann sammelt man sich an der Kirche, in Baugen an der Diebfrauenkirche, holt Fahne, Kreuzifix und andere Kleinodien aus dem Gotteshaus, umreitet dasselbe dreimal und zieht dann nach dem Nachbarort, wo die Insignien einstweilen in der Kirche verwahrt werden, währenddem Reiter und Pferde im Dorfe freundliche Aufnahme finden. Wendische Gastlichkeit ist ja berühmt. Dann zieht

man mit dem Segen der Kirche wieder heim.

Das Osterreiten findet ebenfalls am 1. Osterfeiertag statt. Das Bauzener Reiten beginnt vormittags 11 Uhr an der wendisch-katholischen Liebfrauenkirche. Von hier aus zieht die stolze Kavalkade über die Spreetalbrücke nach dem wendisch-katholischen Kirchdorfe Radibor, von wo die Rückkehr nachmittags 5 Uhr erfolgt. Wer Vormittags die Prozession versäumte hat nachmittag womöglich noch bessere Gele-

genheit, das farbenfrohe Bild auf sich wirken zu lassen. Dann halten die Reiter durch das Spreetal ihren Einzug, kommen die steile und enge Gerberstraße herauf und ziehen dann durch die Feuergasse am Zwinger; durch die dunkle und enge Nicolaispforte, an der alten Kirchenruine des Nicolaisfriedhofs vorüber nach dem Domstift, dem Sitze des Bischofs von Meißen, und nach dem tausendjährigen Petridom, der mehrmals umritten wird. Uralter Brauch zwischen altersgrauen Mauern,

bunte Rosse in alten Winkeln und Gassen; Ritterzeit und Mittelalter werden lebendig und vermittelt dem Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck. Die alten Bräuche lohnen in der Tat eine Osterfahrt ins Lausitzer Land, vor allem nach dem alten Bauzen, das auch sonst als mittelalterlicher Wehrbau mit Türmen und Zinnen, mit seinen alten Baudenkmalern und sonstigen Sehenswürdigkeiten ein Hort alter Städteromantik ist.

G. S.

Wenn der Wald erwacht.

Das deutsche Gemüt ist voller Sehnsucht nach dem wechselvollen Spiel von Lichtern und Schatten in den tiefen Gründen des deutschen Waldes. Von Kindheit her schwebt über den sonnenvergoldeten Kronen der Bäume, schwingt durch den Moosteppich der Waldeinsamkeit und murmelt aus den munteren Bächlein joviell Poesie von Mythen und Märchen, daß wir uns auch im reiferen Alter der alten Empfindungen nicht entziehen können. Erschließen uns nicht auch die klassischen und selbst die neueren Dichter noch immer in poetischer Zartheit immer neue Schönheiten und und Bäume werden personifiziert.

Der Deutsche hängt an seinem Walde. Er liebt ihn. Er sucht Kühlung in ihm und Frieden, wenn seine Seele Ruhe und Frieden braucht. Die Griechen und Römer kennen nur ihren schauerlichen Wald voller Dämonen und Ungeheuer; von Homer bis Aufonius, sagt Prof. Cohn, werden mit düsteren Farben die Schrecken des unheimlichen Dickichts gemalt, wo durch die eng verflochtenen Äste das Licht der Sonne ausgeschlossen ist. Die deutsche Dichtung bevölkert den Wald mit der lieblichen Schar der Elfen; alle Waldblumen und Bäume werden personifiziert.

Nach dem Winter haben nun Sonne und Tauwind dem Frühling den Pfad bereitet, daß er auch im Walde einziehen kann. Die Grasbede an den lichten Stellen leuchtet auf und zaubert mit dem jungen Moose lebendige Flecken in das Grau und Braun des Grundes. An den Weibern haben die Weiden ihre prächtigen Köpfe entfaltet, die Erlen blühen, Gänseblümchen blinzeln nach blauen Veilchen, die Schneeglöckchenblüten der weißen Viole, des herzigen Märzbechers, läuten den Waldenz ein, der sonderbare blattlose Krauz von Seidelbast zaubert seine in Form und Farbe an den Flieder erinnernden Blüten aus den nackten Ästen hervor, während in den Gärten und auf Wiesenflächen der Krokus bunte Blumen über die Erde steckt und auf den Feldern die nackten Stengel des Husflattichs und Schachtelhalmes sprießen. In den Bergwäldern wagt sich das edle Leberblümchen mit himmelblauer Blüte heraus, die zweiblättrige Scilla streut ein anderes Blau dazwischen, die Frühlingsanemonen zeigen ihr Violett, das Lungenkraut gesellt sich dazu, im goldenen Gelb erscheinen das Himmelschlüsselchen, der Goldstern und die große Schar der stolzen Ranunkeln, in reinem Weiß leuchten das

Hungerblümchen, das Buschröschen und das Maßliebchen.

In den Laubknospen wird es lebendig. Der dunkle Wintermantel, der wie ein Schuppenkleid die zarten Knospen gegen die grimme Kälte geschützt hatte, weitet sich unter dem sprossenden Leben; die Schuppen gehen allmählich auseinander, leichte Ringe leuchten zwischen ihnen hervor. Die Knospen schwellen von Stunde zu Stunde und bald entwickelt sich das reizvolle Bild des ersten Grüns im Gewirr der Zweige. Millionen kleiner blühender Kerzchen sind aufgesteckt, grüne Flämmchen zittern im Winde und übergießen den ganzen Wald mit grünlichem Schimmer.

Die köpchenartige Blüte der Frühblüher Haselstaude, Erle, Birken, Pappeln und Weiden ist vorüber. Bald folgen vollkommene Blüten. Cohn schildert das sehr hübsch: Den ersten Versuch machen die Rüstern, aber noch mit unscheinbarer Färbung und einfacherem Bau; zuerst die aus dem kahlen Stamm nur schüchtern sich hervorstreckenden Blütenbüschel der Feldrüstern; bald darauf auf längeren, hängenden Stielen die zart geordneten Dolden der Flatterrüstern. Nun gelangt auch der Ahorn zur Blüte, ein edles, artenreiches Pflanzengeschlecht: am frühesten der Ahorn mit zottigen Früchten, dessen kühn geschwungene Äste mit bräunlichroten Blüten bedeckt sind; sind diese verblüht, so erscheinen die grüngoldenen Dolden des Spitzahorns und des Bergahorns, jene aufrecht, diese hängend. Endlich brechen aus den großen braunen Knospen der Eiche die hängenden Büschel ihrer unscheinbaren Blüten hervor.

Nicht lange mehr, dann haben schon viele Bäume ihr Laubkleid vollständig entfaltet. Am frühesten hat der Holunder seine dunkelgrünen gefiederten Blätter ausgebreitet. Oft genug muß er seine Voreiligkeit mit Frühjahrsfrostschäden büßen. Wie beeilt er sich dann, das Verlorene zu ersetzen; in wenig Wochen hängen die zarten goldschimmernden Rauten wie phantastisch geschmücktes Frauenhaar. Flieder, Ahornrösche, Eberesche und Hagedorn schmücken sich mit durchscheinendem Grün. In allmählichem Fortschritt lösten nun auch die Korkkastanien ihre harzverklebten schweren schwarz-braunen Schuppen und strecken die in Wolle eingepackten Blattfingerchen eins nach dem andern hervor. Nur Linde, Eiche, Robinie und Platane trauen der Frühlingsbeständigkeit nicht und bleiben

noch dürr und kahl. Aber auch in ihren Knospen beginnt es zu schwellen; auch sie werden bald die Winterhülle abwerfen.

Wenn der Wald erwacht, beginnt ein Raunen und Rauschen. Nicht nur von Knospe zu Knospe, von Zweig zu Zweig, sondern unterirdisch auch von Baum zu Baum. Denn die gleichgearteten Bäume eines Waldes stehen alle in enger Verbindung miteinander. So besonders die Koniferen, die Zapfenträger. Ebenso die Buchen. Aber, als witterten sie ihre Verwandtschaft, verwachsen immer nur die Wurzeln der Kiefern untereinander oder der Buchen untereinander, nie dagegen etwa die Wurzeln von Kiefern mit denen der Buchen!

Eine rastlose Arbeit beginnt für den erwachten Wald. Die Wurzeln schaffen Tag und Nacht Wasser heran und hinauf bis in die höchsten Baumkronen, die Blätter verdunsten es wieder, soweit es nicht als Betriebsstoff gebraucht wird, nachdem sie die im Wasser mit herangeschwemmten Mineralstoffe säuberlich herausgezogen und verarbeitet haben. Billionen von Zellen verrichten ihre schöpferische Tätigkeit und fertigen aus dem Wasser und den Mineralstoffen der Erde, aus ein paar Salzen und der Kohlenäure der Luft unter Zuhilfenahme der Sonnenstrahlen Tag für Tag Eiweiß, Stärke, Zucker, Holz, Gerbstoff, Harz usw. und lagern vieles davon rückleitend in den Stämmen ab, damit Kapital für die Zukunft anhäufend.

Veider aber tobt auch im Walde wie überall in der Natur ein schwerer Kampf ums Dasein. Nicht von den mannigfaltigen Formen dieses Kampfes unter dem Getier oder der niederen Vegetation soll hier die Rede sein, sondern von dem Kampf der beiden Hauptformen, aus denen bei uns der Wald besteht, zwischen Laubholz und Nadelholz. Ist es nicht ein Stück Tragik, daß der grüne Laubwald mit seinen alten Veteranen, in deren lichterem Schatten noch zahlreiche Blumen gedeihen, dem Nadelwald weichen muß, in dessen finsterner Schwärze fast alles andere Leben ersticken muß? Freilich, der Mensch hat in diesem Kampfe ein gerüttelt Maß Schuld, daß die „Fichtenpeste“ immer mehr um sich greift im deutschen Vaterlande; er begünstigt die schnelleren Ertrag bringende, mit schlechtem Boden sich begnügende Kiefer in den Ebenen, die Fichte in den Bergen und drängt damit immer mehr selbst den Laubwald zurück. So sind schon die

deutschen Eichen selten geworden; alte ehrwürdige Recken tragen volkstümliche Bezeichnungen und sind das Ziel vieler Wall-

fahrten der Naturfreunde. Es wäre an der Zeit, daß die „moderne Forstkultur“ auch dem Laubwalde wieder mehr Beach-

tung und Pflege schenken möchte, sonst wird dereinst ein Wehklagen durch die grünen Dome gehen, wenn der Wald erwacht . . .

Himmelschlüssel.

Botanische Plauderei von Otto Galle.

Nicht umsonst trägt die Frühlingsprimel den Namen Schlüsselblume oder Himmelschlüsselchen. Nach ihrer Form, ihrem lebhaften, schönen Farbenschmelz und besonders durch ihren süßen, milden Wohlgeruch muß sie uns wahrlich als ein Schlüsselchen erscheinen, das unsere Herzen für die uns umgebende Pracht und Schönheit öffnet und empfänglich macht — uns damit den Himmel der erhabensten Naturgenüsse erschließt.

Das Himmelschlüsselchen macht wahrlich nicht den melancholischen Eindruck auf uns, dessen wir uns beim Gänseblümchen kaum erwehren können, das wir in der Blumenpoesie immer gern mit sentimentalen Empfindungen verbinden. Das Himmelschlüssel dagegen ist eine kräftige, in frischer Gesundheit erglänzende Blume und gleicht dem vollen rotbackigen Gesichte eines derben Landmädchens.

Betrachten wir zunächst einmal vom Standpunkt des Botanikers aus die Pflanzengattung der Primel, die in dem Binneschen System in die fünfte Klasse gehört. Wir sehen einen fünfspaltigen Kelch, eine teller- oder trichterförmige Blume mit fünf in die Röhre eingewachsenen Staubgefäßen, einen oberständigen Stempel mit fngligem vielseitigem Fruchtknoten, fadenförmigen Griffel und kopfiger Narbe, und sitzt an der Spitze fünfklappige Kapsel. Die Pflanze bildet die Hauptgattung der nach ihr benannten Familie der sogenannten Primulaceen. Man versteht unter diesem botanischen Sammelbegriff sehr zierliche Kräuter, die meistens nur grundständige, langgestielte Blätter, und die Blüten in einfacher Dolde auf nacktem, grund-

ständigem Stempel oder Schaft, selten einzelnstehend tragen und die fast sämtlich in Europa und Nordasien, namentlich in Hochgebirgen einheimisch sind.

Mehrere sind im Frühjahr der bekannte Schmuck unserer Wälder und Wiesen, und zwar vor allem die große Primel oder auch gemeine Schlüsselblume genannt. Sie hat schwefelgelbe Farbe und ist geruchlos. Eine ebenso häufige Gattung ist die sogenannte gebräuchliche Primel oder Schlüsselblume im Volksmund gemeinhin Himmelschlüsselchen oder auch Peterschlüssel genannt. Ihre Blumen sind dunkel-zitronengelb und von angenehmen Geruch. Man zieht sie bei uns in den Gärten in zahlreichen Farbenabstufungen und bezeichnet sie gärtnerisch gewöhnlich mit dem Namen Gartenprimeln. Ihre Blüten werden gesammelt, getrocknet und als Tee getrunken. Die Wurzeln werden auch als Niesemittel verarbeitet und gebraucht.

Anderer Arten von Primeln finden wir in den Alpengegenden, wie die kleinste Primel (*primula minima*), die klebrige Primel (*primula vircosa*), die ansehnliche Primel (*primula speciosa*), die mehligke Primel (*primula farinosa*) u. a. m.

Noch andere sind als Gartenblumen sehr beliebt, wie die stengellose Primel, dann die Aurikel, die gerade in unseren mitteleuropäischen Gärten ein beliebtes Zierkraut bildet und ferner endlich die als Zimmerpflanzen etwa seit 1830 sehr verbreitete chinesische Primel. An ihr fallen uns die zahlreichen lila-, rosa-, dunkel-, kupferroten, violetten, gestreiften oder weißen, zur Winterzeit entfalten Blüten auf. Diese Art ist zugleich durch gelappte

Blätter, vor allen einheimischen Primeln ausgezeichnet und ähnelt etwas der schönen japanischen Primel. Diese fand in unsern Klimaten auch erst später Eingang.

Wir wissen, daß unsere Dichter mit Vorliebe das Weiden und namentlich das Maßliebchen oder Gänseblümchen besungen haben, und man muß schon ziemlich in unserer Blumenlyrik suchen, ehe man auf eine poetische Verherrlichung des Himmelschlüsselchens stößt. Der dem schwäbischen Dichterkreis angehörende Eduard Mörike singt vom Peterschlüsselchen in seiner Art:

Schau mich fröhlich an, und fröhlich
Schaut mich an die ganze Welt,
Ach, ich glaube fast, die Sonne
Sei von deinem Blick erhellt.

In Thüringen und im Harz ziehen alljährlich, wenn die Himmelschlüssel blühen, hunderte von älteren Frauen in Begleitung von Kindern aus, um dieses Pflänzchen zu dem schon erwähnten Zwecke der Teebereitung zu sammeln. Auch diese Kräuterfrauen behalten einen alten Aberglauben folgeleistend, von ihren gesammelten Vorräten einen ganz geringen Bruchteil zurück, den sie im Hause aufbewahren, und in einem Säckchen eingeknüpft über das Kopfende ihres Bettes hängen. Denn es geht im dortigen Volke der Aberglauben, daß derjenige, der ein solches Kräuterjäckchen mit getrockneten Himmelschlüsselblumen über sich hängen hat, damit den Schlüssel zum Himmel erlangt und sich diesen selbst aufschließen kann, und somit nicht erst den Himmelspförtner Petrus zu bemühen braucht . . .

Karfreitag im Volksleben.

Die Kar- oder auch stille, große, heilige, schwarze oder Trauerwoche ist so recht die beste Zeit zum Nachdenken. Ist es doch die Woche vor Ostern, die vorzugsweise dem Andenken an Christi Leiden und Tod gewidmet ist. Wir wissen, daß das Wort Kar von dem althochdeutschen bzw. dem gotischen Kara herrührt, welches Trauer, Schmerz bedeutet. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß die Bedeutung des Karfreitags, des wichtigsten Tages der Karwoche, bei den einzelnen Konfessionen eine verschiedene ist und daß dieser kirchliche Feiertag nicht gleichmäßig streng als solcher betrachtet und eingehalten wird. Die lutherische Kirche faßt den Karfreitag als ihren wichtigsten Feiertag im ganzen Kirchenjahre auf. Anders verhält es sich mit der reformierten Kirche, die sich gegen seine Feiertag ziemlich lange gestraubt hat, weil ihr Hauptstifter Ulrich Zwingli für diesen Feiertag in der Bibel keinen ausdrücklichen Befehl vorfand, und erst in der

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat die eidgenössische Regierung den Karfreitag zu einem Schweizer Kirchenfeiertag endgültig erhoben. Die schottische Kirche z. B. kennt den Karfreitag als Feiertag überhaupt nicht. Unsere heutige katholische Kirche betrachtet den Sterbetag des Heilands nur als sogenannten halben Feiertag. Man führt an ihm Werktagarbeit aus, soweit diese nicht den Gottesdienst und die Handlungen der Priester stört, vor allem aber gibt man sich an diesem Tage nach altem Brauch Volksbelustigungen hin, deren Ursprung im Mittelalter wurzelt und die in ihrer Art besonders wieder in der griechisch-katholischen Kirche seltsame Auswüchse aufzuweisen haben, bei deren Betrachtung man schon von Karfreitagsunsitten sprechen muß.

Daß Jesus an einem Freitag gestorben ist, geht nicht bloß aus der Erzählung der drei ersten Evangelien hervor, sondern auch das vierte Evangelium, das den Tod

Jesu von dem 15. Nisan nach jüdischer Zeitrechnung auf den 14. zurückschiebt, weicht nur in der Berechnung des Monatsstags, nicht des Wochentages ab. Die ersten Spuren einer Feier des Karfreitags, ebenso wie des Ostermontags als Auferstehungstag begegnen uns in der alten römischen Kirche um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. In dieser empfingen die, welche mit ein- oder mehrjähriger Kirchenbuße belegt worden waren, am Karfreitag Absolution. Man heiligte diesen Tag durch strengste Fasten und Meiden aller Arbeit, durch trauerverkündende Aenderung der Liturgie, durch Hinweglassen des sogenannten Introitus und der Aklamationen usw., ferner durch den Gesang des Kyrie eleison, durch Schweigen der Glocken und Orgeln, durch Hinweglassen der Kniebeugung, durch schwarze Bekleidung der Kirche und ähnliches. Daran hält auch heute noch die römisch-katholische Kirche im allgemeinen streng fest.

Nicht bloß in den katholischen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs, sondern auch in Südfrankreich und in Spanien bestehen noch gewisse Karfreitagsfitten, deren Vorgänge ihr Entstehen auf gewisse Vorkommnisse bei der Kreuzigung zurückführen. In Spanien und auch in Italien lassen am Karfreitag die Huf- und Nagelschmiede von sämtlichen Sorten ihrer Nägel je eine Probe weihen, was mit den Kreuzesnägeln des Herrn Jesus in Verbindung gebracht wird. In den südlichen Teilen Spaniens ist es in den strenggläubigen Familien noch Sitte, am Karfreitag Mittag zur Mahlzeit Essigwasser zu trinken, und zwar deshalb, weil durch das Hinaufreichen eines mit Essig getränkten Schwammes der vom fürchterlichen Durst gequälte, am Kreuze hängende Heiland erquickt werden sollte. Man speist am Karfreitag zu Mittag in der römischen wie griechisch-katholischen Kirche den üblichen Fisch, gekocht, geröstet oder auch kalt mit einem Ueberguß von grünen Kräutern, besonders in Rußland. In den romanischen Ländern durchziehen vom Karfreitag Morgen bis in die späten Nachmittagsstunden jüngere und ältere in Büßtracht gekleidete und verummte Männer mit

brennenden Lichtern fiegend und sich bekreuzigend die Straße. Diese Karfreitagsfittte ist ein schwacher Rest jener besonders im Mittelalter auftretenden Flagellanten oder Geißler-Scharen, die sich zu Hunderten auf öffentlichen Plätzen unter dem verzückten Absingen frommer Lieder blutig geißelten.

An diese, unserem heutigem Empfinden abstoßend wirkenden Massenschauspiel knüpften sich dann lärmende Vergnügungen an, bei denen das religiöse Moment ganz auswich und man sich meistens recht irdischen und materiellen Freuden hingab, die mit dem Begriff der stillen oder Trauerwoche nichts zu tun hatten. Etwas ähnliches finden wir heute noch in den Balkanländern, wie in Serbien und Montenegro, wo man am Karfreitag in der Schenke tanzt und Karten spielt und in Serbien mit Papierblumen bekränzte Hammel um die Wette laufen läßt. In diesem Lande ist es auch Sitte, sich am Karfreitag mit einer Eibischwurzel dreimal während des Tages zu einer bestimmten Stunde die Zähne zu putzen. Die Serben vertilgen an diesem Tage große Mengen ihres geliebten *Slivovitz*, des bekannten

Pflaumenschnapses. Dabei vergessen sie nicht, auch ein Gläschen davon unter die im Hause aufgehängten Heiligenbilder zu stellen, dessen Inhalt der Hausherr dann selbst nach Ostern austrinkt. Wer es vorher tut, begeht eine Sünde, und erlebt in dem betreffenden Jahre ein böses Geschick. Die Holländer fahren am Karfreitag ihre Schulkinder auf Rähnen in den Grachten spazieren und beschenken sie mit Tonpfeifen, aus denen dann die Buben zum ersten Male wirklichen Tabak rauchen dürfen, was sicher der eine oder der andere vor ihnen schon vorher heimlich getan hat. Aber an diesem Tage wird es offiziell erlaubt, und wenn es dann einem von den Jungen schlecht wird, trägt ihn sein Vater Hudepad nach Hause. Die niederländischen Maler haben wiederholt dieses Motiv an ihren berühmten Genrebildern verwendet und auch in England muß diese Sitte früher heimisch gewesen sein, denn dort spielt man noch heute unter Kindern Hudepad, indem man sich gegenseitig auf dem Spielplatz in dieser Form herumträgt und dabei ein aus der Keltenzeit stammendes Lied vom Karfreitag singt, indem das altägyptische Wort *cara* wiederholt als Rehrhein vorkommt.

Das Dresdner Schulumuseum.

(Schluß.)

An einer Reliefkarte wird dem Beschauer das eigenartige Terrain des Plauenschen Grundes deutlich vor Augen geführt, mit seiner Sicherung durch die Talperre bei Malter, ferner diese selbst, sowie die Gestaltung des Tales vor Anlage derselben.

Ein besonderer Raum behandelt Moritzburg. Ein Modell zeigt dasselbe, wie es im Mittelalter ausgesehen hat, bis es der geniale Baumeister August des Starken, Böppelmann, in der noch jetzt sichtbaren Form neu erstehen ließ.

Da gibt es viel zu sehen und zu ergründen, Aufnahmen des Schlosses, sowie des dazu gehörigen prächtigen Fasanen-schloßchens, Rückblick in vergangene galante Zeiten. Waldbilder und Aufnahmen der uralten Eiche bei Wilschdorf. Aber auch besondere Erwerbszweige der Gegend, bis zu unseren Tagen. Wir können Bilder aus dem Landesgestüt von Moritzburg sehen, das in diesem Jahre das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens feiert. Bilder von Rassepferden, Jungtieren und dem reichbelebten Pferdemarkt.

Ferner lernen wir die Produkte der zahlreichen Teiche jenes sumpfigen und wasserreichen Hochplateaus kennen; hauptsächlich Karpfen und Hecht, ihre Aufzucht und das wohl allen bekannte herbstliche Teichfischen.

Wer von den zahlreichen sommerlichen Besuchern von Moritzburg hätte nicht mit größtem Interesse der Wildfütterung beigewohnt? Wer wäre nicht im Wald einer umherstreifenden Wildsau mit ihren buntpfeifigen, possierlichen Frischlingen begegnet? Auch von diesen weiß die Ausstellung zu erzählen, teils in Bildern, teils in naturgetreuer Nachbildung. Wir sehen den

stolzen Bierzehmender, das schlanke Reh und den ungeschlachteten Eber, wir lernen ihre Fahrten kennen, ihre Nahrung, ihre Vojung. Sehen zudem noch, wahrheitsgetreu dargestellt, einen Fuchsbau mit dem schlauäugenden Reinecke und seinen spielenden Sprößlingen davor und ein richtiges Eichhörnchen, mollig weich für die jungen possierlichen Tierchen.

Haben wir die Fülle der Einzelheiten dieser überaus interessanten Gegend so nahe der Stadt bewundert, so fesselt ein anderes Zimmer die Aufmerksamkeit. Es führt nach Dresden selbst und behandelt die Elbe auf ihrem gekrümmten Lauf durch die Stadt. Hier gibt es abermals viel zu sehen und zu lernen. Die Elbe, eine natürliche Verbindung mit dem Nachbarland und mit dem Meer. Wir lernen die Grundzüge einer Technik kennen, die den meisten Stadtbewohnern fremd ist, nämlich die Geheimnisse der Schiffahrt. Da wird an Profilen die Tiefe des Strombettes nebst der Fahrtrinne gezeigt, auch alle Signale, die sich auf Flußschiffahrt beziehen, Flaggen, Bälle und Lichtsignale. Das Modell einer Elbzille aus früherer Zeit, dagegen die Zillen moderner Technik mit ihren breiten und tiefen Räumen, die eine Menge aufzunehmen im Stande sind. Auch unsere modernen Dampfer, Personenschiffe wie Schlepper, den Ketenschlepper, der nur noch wenig den Erfordernissen der Neuzeit entspricht, bis zu dem kleinen bescheidenen Fischer Kahn.

Wir sehen ferner die Konstruktion der Baggermaschine, die in dem durch das Elbsandsteingebirge nur zu leicht versandeten Strom die Fahrtrinne in gehöriger Tiefe zu erhalten hat, aber auch die alten Schiffsmühlen, die früher im Strom gestanden

haben und von denen manche Sage berichtet.

Wie die Schiffahrt, so ist auch der Fischfang von größter Bedeutung für Dresden. Unsere Elbe führt Barbe, Birsch, Zehrde, Ucklei, Rotfeder und Aale, deren Nachbildung in all ihren Erkennungszeichen dem Beschauer interessant sind. Auch der wertvolle Wandersilch, der Lachs, ist zur Zeit in der Elbe vertreten, davon zeugt die Lachsfangstation bei Kaditz, ja, Fischer haben erzählt, daß vor kurzem sogar ein Wels gefangen worden sei.

Außer diesem reichen Gebiet vervollständigen Elbmuscheln, glatte Kiesel und andere Funde das Bild unserer Elbe auf ihrem Lauf durch die Stadt.

Ein weiteres, überaus reiches Gebiet tut sich dem Beschauer in dem Zimmer auf, das den Ackerbau im Umkreis der Stadt zum Thema hat. Die Beschaffenheit des Bodens, die Düngung desselben und seine Früchte, alle Getreidearten der Heimat in ihrem Wachstum, in Krankheit und Verwendbarkeit, ein reiches, weitverzweigtes Gebiet. Ferner der Aufbau der um Dresden gelegenen Dörfer, teils germanischer, teils slavischer Abstammung in Beispielen und Erklärung. Die Geräte unserer Feldbauern, Viehzucht und Abführung der Produkte in die Stadt. Mancherlei, das auch dem Laien, der mit offenen Augen umhergeht, bekannt ist, anderes, was in fremde Gebiete litt. Viel zu wenig bekannt ist diese vorzüglich geordnete, allem verständliche Ausstellung, die immer neue Erweiterung findet. Unsere Schüler werden von Zeit zu Zeit durch dieselbe geführt, aber auch jedem Erwachsenen ist ein Besuch der Ausstellung zu empfehlen.

Regina Berthold.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich für die Bezahler des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhschendorf, Glühofstraße 6, Fernsprecher Nr. 71541 und 71542
Schriftleiter: A. Schruith, Köhschendorf.



Nr. 9. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

April 1930

Ein fatales Mißverständnis.

Von G. Schellhorn, Köhschendorf.

Was ich hier erzähle, hat sich vor Jahren in einem Walddorfe der Burzener Pflege zugetragen. Ein Mißverständnis war es, das für den dortigen Geistlichen, den Kirchendiener und der Frau Bäckermeister zunächst überaus peinlich war und argen Verdruß bereitete, schließlich aber, nach erfolgter Aufklärung, allgemeine Heiterkeit hervorrief und mit Windeseile die Runde in dem Pfarrdorfe und den umliegenden Ortschaften machte. — Der alte Ortspfarrer war nach langer, segensreicher Tätigkeit in den wohlverdienten Ruhestand getreten und hatte seine Gemeinde, in der er viele Jahre hindurch gewissenhaft und treu als Seelsorger gewirkt hatte, verlassen, um in unmittelbarer Nähe der Großstadt seinen Lebensabend in angenehmer Weise, ruhig und zufrieden zu beschließen. Es war ihm nicht leicht gefallen, seine alte, liebe Gemeinde zu verlassen. Sie war im sozusagen aus Herz gewachsen. Wieviel Kinder hatte er dort im Laufe der Zeit getauft! Und groß war auch die Zahl derer, die er dort mit herzlichsten Segenswünschen ehelich verbunden oder nach Beendigung ihrer Lebenszeit dem kühlen Schoß der Erde übergeben hatte. Daher wurde auch selten ein Familienfest im Dorfe ohne den Herrn Pfarrer gefeiert. Ja, der mußte dabei sein um den Feste erst die rechte Weihe zu geben. Auf der Kanzel war er ganz Respektsperson, im Familien- und Freundeskreis der angenehme Gesellschafter, der niemals Veranlassung gab, daß etwa Trübsal geblasen oder gar Frömmigkeit geheuchelt wurde. Auch mit seinem Küster oder Kirchendiener verstand sich der alte Herr aufs Beste. Mit stets freundlichen Worten hieß er ihn die Turmuhr richtig zu stellen, die heiligen Gefäße sauber zu halten, den Friedhof ordentlich zu pflegen und was sonst noch seines Amtes war. In der Kirche standen zwei Opferstöße, die der Küster auf Geheiß des Geistlichen hinaus vor die Türen aufzustellen hatte, wenn Kollekten eingesammelt wurden. Opferstöße

— das war in dem Walddorfe der gebräuchliche Name für die Sammelbüchsen, die man in anderen Gemeinden die Becken nannte. Das war jedoch dem alten Kirchner, der aus seinem Orte nicht groß fortgekommen war, gänzlich unbekannt und führte zu dem Mißverständnis, auf das ich eingangs hingewiesen habe. Nach kurzer Vakanzzeit zog ein neuer, junger Pfarrer im Walddorfe ein. Er kam mit dem festen Vorsatze und dem sehnlichsten Wunsche, mit seiner Gemeinde in ebenso guten Einvernehmen zu leben wie sein Vorgänger im geistlichen Amte. Freundlich grüßte er jedermann, wenn er durchs Dorf ging, wie es die Sitte und der Anstand verlangte, wenn er Sonntags einmal einen Arbeiter bei seiner Hantierung antraf, denn damals gab es noch keine achtstündige Arbeitszeit, auch keinen freien Sonnabendnachmittag und keine Ferien. Da waren die Arbeiter froh, wenn ihr einziger freier Tag in der Woche kam, der Sonntag, da sie ihr bißchen Feld und ihren Garten bestellen oder ihr Holz hacken konnten, das sie im Schweife ihres Angesichts im nahen Walde gerodet hatten. Nur wenn das während des Gottesdienstes geschah, oder wenn jemand während der Predigt schlief oder sich Nachbarn miteinander auffällig unterhielten, das war dem jungen Pfarrer gar nicht lieb und er hätte es gern beseitigt, aber wie? Er suchte nach Rat bei seinem Kantor und Organisten. Dieser wollte mitten im Orgelspiel aufhören und eine kurze Pause machen, sobald er hörte, daß sich Kirchgänger während des Präludiums miteinander unterhielten und der Pfarrer wollte es auch so halten, wenn während der Predigt geredet wurde oder wenn er merkte, daß jemand schlief. Im letzteren Falle wollte er dann ganz leise weiter predigen und sagen, daß er die Schlafenden nicht stören wolle. Dann würden die Nebenleute die Schläfer schon antoßen, daß sie munter werden. Ja, das war wohl alles schön ausgedacht, aber es half nur für

kurze Zeit. Die Schwäger und Schläfer gewöhnten sich bald an die Orgel- und Predigtpausen und schwatzten oder schliefen ruhig weiter. Was aber nun machen, um diesem Uebelstande endgültig abzuhelfen? Da war guter Rat teuer. Der Pfarrer war ratlos und wandte sich nun in dieser heiklen Sache an seinen Kirchenvorstand. Dieser beratschlagte hin und her und kam lange Zeit zu keinem Entschlusse. Schließlich machte der Dorfgewaltige, der Herr „Bürstand“ den kühnen Vorschlag: Wer in der Kirche wieder spricht oder schläft, wird auf ein Zeichen des Pastors vom Kirchner hinausgewiesen. Das sei zwar peinlich, aber anders wäre diesem eingerissenen Uebel einmal nicht beizukommen. Weil niemand einen besseren Vorschlag machen konnte, wurde diese seltsame und sehr gewagte Maßregel zum Beschluß erhoben und mittels Laufzettels im Dorfe bekanntgegeben. Darüber gab es natürlich viel Kopfschütteln und lojes Geschwätz, aber der Beschluß blieb bestehen. Nun war man gespannt, ob es fernerhin noch Ruhestörer und Schlafmützen in der Kirche geben würde. Sicherlich nicht. Wer sollte sich auch der Blamage aussetzen, aus der Kirche gewiesen zu werden?

Wieder kam der Sonntag heran. Die Kirchenglocken läuteten und riefen die Kirchner ins Gotteshaus. Mit dem festen Vorsatze, während der Kirche nicht zu schlafen und nicht zu sprechen kamen sie, den Sonntagstaat angelegt, das Gesangbuch in der Hand und hoffentlich auch den Betrag für die Kollekte darin sorgfältig eingeschlagen; denn heute zum Reformationsfeste sollte ja für die Zwecke des Gustav-Adolf-Bereins gesammelt werden. Der Geistliche war mit dem Kirchenbesuche gar nicht recht zufrieden; denn er hatte mehr Kirchengäste zum Feste erwartet und hätte dem Herrn Ephorus gar zu gerne eine reichliche Kollekte eingeschickt. Der alte Kirchner sah es dem Herrn Pfarrer an, das er gar nicht gut gelaunt war. Auf der Empore 8 Männer und im Schiffe

außer der Frau Pfarrer, der Frau Kantor und der Bäckersfrau nur noch 2 junge Mädchen. Was wird das für eine Kollekte geben, wenn man noch bedenkt, daß die Frauen und Mädchen gewöhnlich kein Geld einstecken hatten? Der Kirchendiener beobachtete die Leute vor Beginn der Kirche von der Empore aus, wo die Orgel stand, deren Gebläse er zu treten hatte und flüsterte dem Organisten zu: „He, Herr Kantor! Die Frau Bäden ist auch da, aber heute wird sie wohl nicht schlafen, sonst“ — und damit machte er das Zeichen des Hinausstehens. Die Frau Bäckermeister gab sich aber alle Mühe, ihre Augen munter zu halten, so schwer es ihr auch ankam. War es denn ein Wunder, daß der so still dastehenden Frau der Schlaf ankam? Seit früh 5 Uhr war sie auf den Beinen. Sie hatte schon in der Backstube mit geholfen, ihre Ziegen, Schweine und das Federvieh gefüttert, auch für Mittag bereits das Essen zubereitet. Da kann einem der Schlaf beim Stillstehen wohl ankommen. Aber nein, während der Predigt schlafen, das ist vorbei, wollte man sich nicht aus der Kirche weisen lassen. — Der Gottesdienst ging in der hergebrachten Weise vor sich. Nachdem das Hauptlied gesungen worden war, kam der Pfarrer, seiner Würde voll und ganz bewußt, aus der Sakristei und bestieg die Kanzel. Er war noch ein junger Mann, erst Ende der Zwanzig, aber was und wie er predigte, das hatte Hand und Fuß und mußte seine Zuhörer bis zum Schlusse fesseln. Nicht umsonst hatte aber auch sein Vater einst zu ihm, dem jungen Studenten, gesagt: „Wenn du, so Gott will, einmal Pastor wirst und predigen mußt, so tritt fest auf, reiß's Maul auf, und hör bald auf“. Ein Rezept, das ganz gewiß auch heutzutage noch eine gute Wirkung hat. Als der Geistliche nach beendeter Predigt die Kollekte abkündigte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß die Becken noch in der Kirche standen, die der Kirchner also vergessen hatte hinauszustellen. Wenn die nicht hinaus vor die Kirchenausgänge kommen, daß auch die Männer einlegen können, wie kläglich soll da die Kollekte ausfallen. Der Geistliche winkte deshalb einen Chorjungen in die Sakristei. Dieser sollte sogleich dem die Orgelbälge tretenden Küster sagen, daß er sofort die Becken hinaustun soll. Der Junge richtete den Auftrag wortgetreu aus. Verständnislos schüttelte der alte Kirchner mit dem Kopfe und konnte den Pfarrer ganz und gar nicht begreifen. Hatte er doch von der Empore aus genau beobachtet, daß die Frau Bäckermeister, die man im Dorfe nur als die „Bäden“ kannte, heute nicht geschlafen hatte. Was da tun? Der Junge muß sich wohl verhöhrt haben? Na, da mag nur der Herr Pastor noch einmal schicken. Der Gottesdienst ging zu Ende. Beim Austeilen des Segens merkte der Pfarrer vom Altare aus, daß die Becken immer noch in der Kirche standen. Die mußten unbedingt hinaus. Ehe der Organist das Vorspiel zum Schlußvers vollendet hatte, war der Geistliche zur Sakristei hinausgeeilt und draußen die Stufen zur Empore wieder hinauf, wo er dem Kirchner zurief:

„Sofort die Becken hinaus, ehe die Kirche ausgeht!“ Und damit es dieser auch sogleich tun konnte, schob ihn der Pfarrer vom Blasebalg weg und drückte höchst persönlich die Balken, so ungewohnt ihm das auch vorkam. Aber was hatte sich in der kurzen Spanne Zeit bis zur Rückkehr des Küsters zugetragen? Er ist ganz schüchtern hinunter ins Schiff gegangen, zur Bäckersfrau herangetreten, hatte sie sanft auf die Schulter geklopft und zu ihr gesagt: „He, Frau Bäden“ ich soll Sie 'naustun. Kommen Sie!“ Diese erschrak nicht wenig, bekam einen roten Kopf und entgegnete mit zitternder Stimme: „Was fällt Ihnen ein? Ich gehe nicht. Ich habe nicht geschlafen und auch nicht gesprochen“. Aber der Kirchner war zu gewissenhaft, als daß er sie in Ruhe lassen konnte und sagte weiter: „Frau Bäden! Da hilft alles nichts. Der Herr Pfarrer hat mirs geheißten und was der Herr Pfarrer sagt, das muß gemacht werden“. Dabei nahm er das Gesangbuch und das Taschentuch der gänzlich aufgeregten Frau, faßte die sich immer noch sträubende am Arm und führte sie zur Kirche hinaus. Auch die übrigen Kirchgänger hatte eine derartige Erregung übermannt, daß niemand den Ausgangsverstehen konnte. Von dem allen hatte der Bälge tretende Geistliche nichts merken können. Nach Rückkehr des eigentlichen Bälgetreters eilte er wieder hinunter, um die Becken zu leeren. Unerhört! Die standen noch auf dem alten Plage. Hat mich denn der Küster nicht verstanden? Wie wird die Kollekte ausgefallen sein? Hastig öffnete er die Büchsen. Ein 50 Pfenniger lag darin; sicherlich derselbe, den er zuvor seiner Frau gegeben hatte, und noch ein Zehnpfenniger, sonst weiter nichts. Also 60 Pfennige, die ganze Reformationskollekte und davon 50 Pfennige aus seiner Tasche! Da mußte der Herr Pfarrer wohl oder übel noch einmal in die Tasche greifen und noch etwas dazulegen; denn 60 Pfennige konnte er unmöglich dem Herrn Ephorus als Reformationskollekte einschicken. Nach beendigtem Gottesdienst stellte der Geistliche den Kirchner zur Rede und fragte ihn weshalb er trotz zweimaliger Aufforderung die Becken nicht hinausgetan hätte. Dieser war aber seiner Sache gewiß, stellte sich in Positur und erwiderte: „Aber Herr Pfarrer! Sie tun mir wirklich unrecht. Wenns mir auch schwer gefallen ist, sehr schwer, die Frau Bäckermeister aus der Kirche zu weisen, aber ich hab's getan, weil Sie mir's geheißten haben. Die „Bäden“ sträubte sich zwar, behauptete, sie hätte nicht geschlafen und nicht gesprochen, kriegte einen roten Kopf und fing an zu grinsen. Gewalt habe ich anwenden müssen, um sie hinauszutun, nur weil Sie's verlangt haben. Wirklich, mir hat selber 's Herze weh getan“. Der junge Pfarrer war sprachlos und stand wie versteinert da, bis er schließlich in die Worte ausbrach: „Kirchner! Sie Unglücksmensch! Da haben Sie ja etwas Schönes angerichtet. Doch nicht die Frau Bäckermeister, sondern die Becken oder wie man hier sagt, die D p f e r s t ö c k e, sollten Sie hinaus vor die Kirchentüren stellen, damit auch die Männer etwas in die Sammelbüchsen le-

gen konnten. So ein Mißverständnis! Zu fatal! Wir müssen sofort zur Frau Bäckermeister gehen, das Mißverständnis aufklären und die arme Frau vielmals um Entschuldigung bitten“. Armer Küster! Der stand da wie ein begossener Pudel und schüttelte fortwährend bedenklich mit dem Kopfe. Es ist ja auch ganz erklärlich, daß er sich als der Sündenbock fühlte und der Frau „Bäden“ heute nicht mehr vor die Augen kommen wollte.

Als die Frau „Bäden“ ganz aufgeregt nach Hause kam, warf sie sich sogleich aufs Sofa und schluchzte und weinte ganz laut. Ihr Mann kam aus der Backstube gestürzt und konnte sich das Verhalten seiner Frau nicht erklären. „Aber Laura“, kam es von seinen Lippen, „was ist denn passiert? Was hast du denn? Hat es denn der neue Pfarrer heute so schön gemacht, das du ganz aufgelöst bist und jetzt noch weinst?“ „Geh mir weg mit dem Pfarrer!“ entgegnete sie mit noch zitternder Stimme. „Ach, Ernst! Wenn du wüßtest, was mir passiert ist. Na, der neue Pfarrer, so ein Mann! Aus der Kirche hat er mich weisen lassen. Ich wollte durchaus nicht fort, denn ich habe wirklich nicht geschlafen und auch mit niemand während der Predigt gesprochen; wirklich nicht, ich saß ja ganz allein auf einer Bank, aber der Küster packte mich am Arm und zog mich mit Gewalt zur Kirche hinaus, weil das der Pfarrer verlangt hätte, jawohl der Pfarrer hätte das verlangt. Ach, Männer! So eine Blamage, das überleb ich nicht. Und wie wird sich unsere Nachbarin, die Schulzen, die alte falsche Schlange freuen, wenn sie das erfährt. Nein, das überlebe ich nicht. So eine Blamage! Ach! ach! Aber so wahr ich hier sitze: Heute war ich das letztemal in der Kirche. Der Pfarrer soll mich nicht wieder drin sehen. So ein Mensch! Und das sag ich dir Ernst: „Pfarrers mögen schicken so oft sie wollen, aber sie bekommen von uns nichts mehr, kein Brot, keine Semmeln und kein Stückchen Kuchen, rein gar nichts. Mich so blamieren. Ach! ach! Mir so etwas anzutun! Hält man das für möglich? Ach! ach!“

Der Meister, der bis jetzt ruhig zugehört und auf jedes Wort gespannt hatte, was seine teure Gattin herausweitere, ver setzte endlich: „Na, beruhige Dich nur Laura! Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Der Pfarrer solls schon noch bitter bereuen, was er angerichtet hat. Nichts kriegt er mehr von uns, kein Brot, keine Semmeln und kein Stückchen Kuchen, rein gar nichts. So wahr ich hier stehe, und wenn sie ihr Dienstmädchen bis ins nächste Dorf schicken müssen. Nachher lachen wir. Warte nur, Pastörchen! Rache ist süß.“

Indessen waren der Pfarrer und der Küster vor der Bäckerei erschienen, um das Mißverständnis aufzuklären und um Entschuldigung zu bitten. Sie hörten die Bäckerleute noch schimpfen und wagten sich nicht sogleich einzutreten. Aber es mußte ja sein. Also Mut gefaßt! Mag kommen was will. Der Pfarrer klopfte etwas zaghaft an. Noch ehe der Meister das Herein! rufen konnte, war seine Frau vom Sofa aufgesprungen und in die Backstube geeilt, denn sie wollte sich vor nie-

mand merken lassen, daß sie geweint hatte. Dort horchte sie und war neugierig, wer zu Besuch kam. Als sie merkte, daß es der Pfarrer und der Kirchner waren, hielt sie gespannt den Atem an, damit ihr ja kein Wörtchen verloren ging von alle dem, was nun gesprochen wurde. „Meister, wir kommen, um ihre Frau vielmals um Entschuldigung zu bitten, daß sie aus der Kirche gewiesen worden ist. Es liegt ein Mißverständnis vor. Bitte, entschuldigen Sie!“ „Ach was, da gibts keine Entschuldigung“, fiel ihm der Bäckermeister ins Wort. „Nichts kann das wieder gut machen, was meiner armen Frau zugefügt worden ist. Ein Mißverständnis? Eine schöne Ausrede. Unerhört ist das! Niemand muß mehr in die Kirche gehen. Man kommt sich wirklich vor, als wäre man in Schilde, wenn man über den famosen Kirchenratsbeschuß nachdenkt. Die Leute aus der Kirche zu weisen, da hört doch, weiß Gott, alles aus! Und das sage ich Ihnen, Herr Pfarrer, aus meinem Hause kommt niemand mehr in die liebe Kirche solange Sie hier sind, und Ihre Backwaren können Sie von jetzt ab in der

Stadt holen lassen, von uns bekommen Sie nichts mehr, kein Brot, keine Semmeln und kein Stückchen Kuchen, gar nichts, und auch du, Karl, wandte er sich an den Küster, auch du kriegst nichts mehr von uns, du bist mir ein Schöner. Du, du . . .“ Aber hier schnitt ihm der Pfarrer schnell das Wort ab, indem er ihn also in die Rede fiel: „Meister! Bitte, beruhigen Sie sich doch und hören Sie mal zu was ich sage. Die ganze Sache beruht ja, wie gesagt, nur auf einem Mißverständnis, mir ist das zu fatal.“ „Ja, mir auch und meiner Frau erst recht“, entgegnete polternd der Bäckermeister. „Seien Sie doch nur vernünftig, Meister, und hören Sie mich mal ruhig an“, fuhr der Geistliche fort. „Sie wissen doch, daß ihre Frau im Dorfe kurzweg die Frau „Bäden“ genannt wird, und als ich dem Herrn Kirchner sagen ließ, er soll die Becken hinaustun, da meinte ich die Sammelbüchsen oder Opferstöcke, denn es mußte am heutigen Reformationsteste eine Kollekte für die Zwecke des Gustav-Adolf-Vereins gesammelt werden, aber der Herr Kirchner glaubte, er sollte Ihre liebe Frau hinausführen, weil sie etwa geschlafen oder

gesprochen haben könne. Wirklich, es liegt nur ein Mißverständnis vor und wir bedauern beide das Vorkommnis sehr, sind deshalb sogleich nach der Kirche zu Ihnen geeilt, um Ihnen das zu sagen und Ihre liebe Frau um Verzeihung zu bitten. Seien Sie doch vernünftig Meister! Holen Sie bitte einmal Ihre liebe Frau herein, damit ich ihr alles erklären und wir sie herzlich um Entschuldigung bitten können.“ Noch ehe der Meister dazu kam, tat sich die Türe auf und die Frau Bäckermeister trat herein. Sie hatte alles mit angehört und sich nun einigermaßen beruhigt, so daß es dem Herrn Pfarrer, auf den sie erst so wütend war, nicht mehr allzuschwer fiel, sich ihrer Gunst wieder zu erfreuen, nachdem er und der Küster ihr Bedauern über den peinlichen Vorfall in der Kirche ausgedrückt und die Frau um Entschuldigung gebeten hatten. Sie erboten sich auch, alles tun zu wollen, um sogleich im Dorfe das sonderbare Ereignis aufzuklären. Sie taten es freudig, und schließlich lachten auch der Bäckermeister und die Frau „Bäden“ über das fatale Mißverständnis.

Richard Hartmann und sein sterbendes Werk.

Draußen auf dem Neuen Friedhof an der Reichenhainer Straße in Chemnitz liegt eisenumponnen eine heute schon halb vergessene Gruft, von deren steinernem Male schlicht und doch packend die Büste des sächsischen Lokomotivkönig grüßt: Richard Hartmann. Als man noch ein Bub und noch nicht beschwert war von den Geheimnissen der deutschen Schriftzeichen, von den Rätseln des kleinen und großen Einmaleins, hat man sie schon gekannt und mit weiten, großen Kinderaugen angestaunt, wenn einen die Mutterhand vor sie führte. Und das tat jede Mutter, denn damals war der Name Richard Hartmann noch ein, ja man kann wohl sagen das Symbol der Arbeitsstadt Chemnitz. Ob mit Recht oder Unrecht — darüber kann man verschiedener Meinung sein — soll dahingestellt bleiben, aber für das Geschlecht vor uns, das Hartmanns gewaltigen Aufstieg miterlebt hatte, war er nicht ein, war er der Bahnbrecher der Chemnitzer Industrie, und nichts zeigte der Einheimische wohl mit soviel Stolz und innerer Genugtuung dem Fremden, als die gigantisch sich dehnenden Fabrikanlagen der Sächsischen Maschinenfabrik, deren nie verklingendes Dampfhammergedröhn gleichsam die Melodie des Arbeitsliedes zu sein schien, das über dem Essenmeere janchzte.

Nun ist das mächtige Gedröhn der Dampfhammer schon lange verklungen, lange schon, ehe die große Wirtschaftskrisis unserer Tage die gesamte Chemnitzer Industrie zu einem erheblichen Teil lahmlegte. Es ist schon seit vielen Jahren kein Geheimnis mehr, daß dem gigantischen Werke nicht nur die alle Hindernisse überwindende Aufstiegskraft seines Schöpfers, sondern auch die Lebenskraft fehlte. Seit

langem schon waren Richard Hartmanns Werke nicht mehr führend im Rahmen unserer einheimischen Schwerindustrie, und nun — nun hat der letzte Akt des Abstrieges, der uns allen das Herz bluten macht, die wir diesen einzigartigen Aufstieg miterlebt haben, begonnen: Die Verwaltung der Sächsischen Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann hat die Auflösung des Werkes beschlossen!

Ob das — aller Wirtschaftskrisis zum Trotz — so gekommen wäre, wenn der einstige Zeugschmied Richard Hartmann selbst noch das gigantische Steuer in seiner nervigen Faust gehalten hätte? Man darf es bezweifeln. Mehr als einmal hat Hartmann vor einem Trümmerhaufen gestanden, aber mit zäher Energie hat er sein Lebenswerk immer wieder, und immer lebensstärker denn zuvor, erstehen lassen!

Es mutet wie ein Märchen an, dieser Entwicklungsgang, und hat doch absolut nichts Geheimnisvolles an sich. Das ganze Geheimnis dieses Aufstieges beruht ja nur in dem Geheimnis zähesten Arbeitswillens, unbrechbarer Tatkraft und Nerven, Nerven, die wir heute alle nicht mehr besitzen.

Im Jahre 1809 wurde Hartmann im Elsaß als Sohn eines Weißgerbers geboren. Er erlernte die Zeugschmiederei und ging dann auf Wanderschaft, verließ das Vaterhaus mit dem Versprechen, nicht anders als mit Kutse und Pferden heimzukehren, und kam reichlich ein Jahrzehnt später in die alte Heimat mit — Kutse und Pferden!

Das Felleisen auf dem Rücken, knapp zwei Taler in der Tasche, landete er 1832 in Chemnitz, arbeitete fünf Jahre in verschiedenen Fabriken und hatte sich in dieser Zeit soviel von seinem karglichen Wo-

chenlohn erspart, daß er eine eigene Werkstatt gründen konnte. Mit drei Gesellen begann er, aber Jahr für Jahr vergrößerte er sich, und als die Eisenbahn aufkam, da erkannte er die Nachteile, daß deutsches Geld für Lokomotiven ins Ausland ging, und gründete 1846 Sachsens einzige Lokomotivbauanstalt. Am 7. Februar 1848 konnte Hartmanns erste Lokomotive „Glückauf“ ihre erste Fahrt antreten, d. h. sie wurde auf einem Pferdewagen nach Leipzig gebracht, und mehr als über 4000 Lokomotiven sollten ihr folgen, von denen immer wieder einzelne Typen als die leistungsfähigsten Schnellzugslokomotiven Europas angesprochen werden dürften. Kein Land der Erde gab es, in denen nicht Hartmann-Lokomotiven liefen, und 7000 Arbeiter und Beamte fanden noch bei Ausbruch des Krieges hier Arbeit, Lohn und Brot.

Vorüber — gewesen. Die mächtigen Maschinenhallen liegen bald still. Bald ist das Lied der Arbeit in ihnen verklungen. Noch nie ist den Chemnitzern so schreckhaft die furchtbare Tragik des deutschen Unterganges zum Bewußtsein gekommen wie bei der Kunde von dem Beschlusse, die Hartmann-Werke still zu legen. Wir alle sind der Meinung gewesen, das Richard Hartmanns Lebenswerk leben würde, solange die Fabrikstadt selbst stünde. Nun ist es nicht einmal ganz ein Jahrhundert alt geworden, und wenn wir ausgestorben sind, denen der Name Richard Hartmann noch eine Weltanschauung war, wenn die Goldschrift auf seiner Gruft verblaßt sein wird im Laufe der Jahre, dann wird der Name in Vergessenheit geraten, der eines der stolze Kapitel aus der Geschichte der Stadt Chemnitz darstellt!

Das Oskar-Geuffert-Museum des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz.

Von Hofrat Prof. Oskar Geuffert.

Das Museum zählt 19 665 Nummern. Da sich aber viele Kollektiv-Nummern darunter befinden, so kann ich weit über 20 000 Gegenstände verzeichnen.

So — nun habe ich bei dem Altenmäßigen angefangen und kann von seiner Seele reden. Als ich begann zu sammeln, war mir seine Seele noch nicht recht begreiflich, aber ich ahnte ihren Reichtum. Ich hatte andere Beweggründe als die, welche in jener Zeit die kunstgewerblichen Museen entstehen oder aufblühen ließen. Damals galt es, direkte Vorbilder aus alter Zeit zusammenzutragen, welche die Zeichner und Entwerfer benutzen konnten, um „neue“ Entwürfe zu gestalten. Und man hielt diesen Diebstahl für eine gesunde Tat. Man ernährte sich vom Aufgekochten. Damals plakte die fröhliche, ethnographische Kraft der Volkskunst in diese Musterzeichnerherrlichkeit herein. Und viele und auch solche, die sich in amtlich hohen Stellungen befanden, hielten sich die Augen zu, und weiterhin erklärten sie mich für eine bedenkliche Erscheinung, behauptete ich doch, daß es auch Kunst gäbe, die nicht auf Akademien und Kunstgewerbeschulen gelehrt oder amtlich diplomiert worden war. Mir kam es darauf an, das künstlerische Stammeln des Menschen von seinen Kinderzeichnungen bis zu seinem handwerklichen Schaffen zu würdigen. Ich wollte keine direkten Vorbilder, sondern „Dokumente“ geben. Was heute selbstverständlich ist, mußte damals erst in schwerem Kampfe erobert werden.

Freilich, ich mußte einen anderen Wertmesser anlegen, als wie manche Kunsthistoriker. Mit Jahreszahlen war nicht viel zu machen. Die Geburtscheine und andere Ausweispapiere meiner Kinder waren zumeist nicht in Ordnung oder überhaupt nicht vorhanden, ja die meisten waren gar keine beglaubigten Sprößlinge.

Aber ich liebte sie, die Kleinen und Kleinsten, die einen eigenen, manchmal einen frechen künstlerischen Ausdruck hatten. Das sind die Gassenjungen meines Museums.

Natürlich habe ich auch sehr viele artige, durch eine geregelte Familie erzogene Kinder, die sich und anderen zur Freude an künstlerisches Gestalten wagten. Vor allem kam es mir nicht auf Zeit, sondern auf Gefühlswerte an. Heute will ich nur dank-

bar eines Mannes gedenken, der von Anfang an entschlossen in der Dessenlichkeit für meine Bestrebungen eintrat. Das war Paul Schumann.

Unser Museum durfte kein Altertums-museum reinen Stiles werden. Natürlich war das Alte nicht ausgeschlossen, die Naivität und die Selbstverständlichkeit der Technik früherer Zeiten haben von jeher bei der Volkskunst Pate gestanden. Und das Junge von heute wird schnell alt. Nun, dann kommt das von morgen an die Reihe. Wenn man mir sagt: „Wir haben vieles, vieles Alte“ und davon Proben bringt, so muß ich oft entgegenen: „Wollen Sie dies alte Zeug nicht verbrennen?“ Und lustig ist's, wenn z. B. Fremde (aber nicht alle sind so) durch die Räume gehen und — das Ganze nicht begreifend — fragen, ob das alles „alt“ sei, so habe ich schon einmal geantwortet: „Oh, very, very old“.

Ein trauriges Zeichen der Zeit ist's, daß alles Mögliche und Unmögliche zum Kauf angeboten wird. Von Menschen, die in's Glend gekommen sind. Geschenke laufen oft ein. Untaugliches wird nicht angenommen. Auch Erbschaften sind dem Museum bestimmt. Ankäufe haben nicht viel stattgefunden, wir konnten uns von Geschenken ernähren. Aber einige vorzügliche, jetzt schon berühmte Stücke befinden sich darunter. Es ist ganz klar, daß die Volkskunst nicht wie die hohe Kunst ihr Heil in Spitzenleistungen zu suchen hat. Freudig darf ich vermelden, daß trotz der freien Aufstellung der Gegenstände Diebstähle fast nicht zu verzeichnen sind. Und die große Uhr aus Zwönitz i. Erzgeb. spielt: „Neh' immer Treu und Redlichkeit“, und das klingt, als ob eine alte Weise aus einem fernen Dorfe mahnt.

Weiterhin will ich melden, daß keine großen und bemerkenswerten Publikationen erschienen sind, ohne daß unsere Sammlung nicht z. T. hervorragend darin vertreten ist. Ich nenne nur: Deutsche Volkskunst von Konrad Hahn, Heimatsmuseen von Professor Dr. Schoenichen, Volkskunst in Europa von V. Th. Bosselt, Kinderspielzeug aus alter Zeit von Karl Gröber.

Mit den in Frage kommenden Museen des In- und Auslandes steht unser Museum in Verbindung.

Durch Rat und Tat suchte ich die sächsischen Heimatsmuseen zu fördern. Zumal Sonntags habe ich im Museum eine volkskundliche Beratungsstelle, die außerordentlich benutzt wird, eingerichtet. Hier läßt sich vieles in mündlicher Aussprache leicht erledigen, das im Schriftwechsel zu allerhand Schwierigkeiten Anlaß geben würde.

Von Studierenden der Dresdner Hochschulen und von den Volksschulen wird das Museum eifrig besucht. Vor allem wird es dem Zeichenunterricht nutzbar gemacht. Oft werden leider Schulen, zumal von auswärtig, vormittags durch 3 Dresdner Sammlungen „geführt“. Das sind Treibjagden, bei denen alles Wild „zur Strecke gebracht wird“. Führungen von Vereinen mit Erläuterungen von alten Volksgebräuchen waren sehr begehrt.

Die Sitte, daß Volksschulen, Wandervereinigungen usw. einige Volkslieder während einer Führung singen können, hat viel Freude ausgelöst. Es erscheint mir selbstverständlich, daß in Räumen, in denen sich Volkslieder in Holz, Eisen, Ton, in Stickereien befinden, auch gesungene sich angliedern können.

Unter den festlichen Veranstaltungen erfreut sich die Weihnachtsfeier zunehmender Beliebtheit. Ehrenamtlich stellen sich die Mitwirkenden zur Verfügung. Dieses Jahr besuchten gegen 10 000 Menschen die Weihnachtsherrlichkeit.

Das Museum ist in seiner Aufstellung und im Ordnen seiner unausgestellten Schätze zu einem gewissen Abschluß gebracht worden. Es werden aber fortwährend Verbesserungen vorgenommen. Freilich ist es oft sehr schwer, vorhandene Gegenstände durch Neuerwerbungen abzulösen. Der Wert der schlichten volkskundlichen Erzeugnisse läßt sich nicht leicht zensurenmäßig bestimmen.

In den Tagen der Sensationen, der Schminke von Hollywood, des so außerordentlich beliebten Preisboxens und des Prämieren der Mädchen und Frauen hat das Museum die erhöhte Pflicht, eine Heimstätte für unser Volk zu sein. Eine neue Zeit mit neuen Richtlinien und bisher ungeahnter Umgestaltungskraft ist erwacht. Sie erheischt Opfer. Wir wissen aber, daß die Volkskunst nicht sterben wird, so lange ein Volk lebt.

Eine botanische Seltenheit.

Zur botanischen Seltenheit ist in unserer engen Heimat schon das Silberblatt, die Mondviole oder Mondraute (*Lunaria rediviva*) geworden. Seine sehr ästige Wurzel treibt schon frühzeitig einen dichten Busch, aus dem mehrere 30 bis 60 cm hohe Stengel emporwachsen, die mit blaß-violetten Blütensträußen geziert sind. Die Blüten duften zart. Früher stellte man

den Samen nach, weil man daraus ein harntreibendes Mittel bereiten zu können glaubte. Heute beraubt man die Pflanze ihrer Blumen um der Blumen willen oder man schneidet im Herbst die Stengel ab, um aus den Silberscheiden der Fruchtstände einen Zimmerschmuck zu gewinnen, als wenn man nicht schon längst allen diesen staubfangenden Pflanzenleichen Fehde

angesagt hätte. Ein solches Verfahren spottet jeder Wohnungshygiene. Uebrigens ist die Mondraute in Sachsen geschützt und bleibt nun hoffentlich in der tiefen Einsamkeit, in die sie sich schon zurückgezogen hat, vor weiteren Zugriffen verschont.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 14tägig für die Bezirker des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroda, Güterhoffstraße 5, Fernsprecher Nr. 21541 und 21542
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschendroda.



Nr. 10. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Mai 1930

Ein Dingtag in Zitzschewig.

Ein Bild aus vaterländischer Vorzeit.

Von Adolf Schruth.

An einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1479 trabte der Dresdener Stadtknecht Johann Heidenam auf seinem Ratsklesper die alte Marktgrafenstraße im Elbtale nach Meißen zu entlang. Er hatte das bischöfliche Dorf Raditz schon hinter sich und ritt in das alte Serkowitz ein, wo sich die Straße von der Elbe weg nach Norden den Weingebirgen zu wandte. Beim Kretschmar, mit dem der Dresdener Rat fortwährend in Streitigkeiten lag wegen der Bierbannmeile, hatte er einen herzhaften Satteltunk freibergischen Bieres getan, das der Wirt wieder einmal wider Zug und Recht verschänkte. Mit Behagen hatte er den köstlichen Trunk geschlürft, der weit besser war als das Dresdner Gebräu. Er hatte damit sein weitherziges Stadtknechtsgewissen, das eigentlich solch neuerliche Freveltat des Wirtes wider des Rats Gebot rügen und vermelden mußte, beruhigt. Er bog von der geräuschvollen, belebten Landstraße ab, ritt gemächlich den alten Herzogsweg weiter, der hinter dem alten Marktflecken und Kirchdorfe Köhlschendroda weg durch die Felddreiten der Dorffluren führte. Es war ein unterhaltamer Ritt in der weichen, wohligen Herbstluft. Auf der Elbe zogen die schweren Lastfähnen mit geschwellten Segeln stromab, beladen mit dem begehrten pirnischen Sandstein und der alte eintönige Bomätschergejang, mit dem die Schiffe zu Berg geschleppt wurden, klang vom schmalen Treidelpfad herauf. Drüben in den Weinbergen, die in der goldenen Herbstsonne lagen und die sich von Trachau an bis weit ins Land hinein zogen, regte sich das fronzpflichtige Landvolk und die Winzer der Bergherren, um den reichen Segen des dionysischen Gewächses in die Kellern zu bringen. Er hatte es nicht eilig, der Johann Heidenam, nach seinem Ziele zu kommen und den Bauern von Zitzschewig die Kunde zu bringen, daß ein hochweiser Rat der Stadt Neudresden* am andren Tage sein Recht über die

sechs Häfner und acht Gärtner des Dorfes, die er anno 1420 mitjamt dem Himmelsbuch für vier Schock achtundvierzig Groschen Freiburger Münze von den Dresdener Bürgern Lige und Nickel Kundige gekauft hatte, ausüben und den Ding hegen, das Ehegericht, den jährlichen Gerichtstag, abhalten wollte. Beim Dorfe Raundorf bog er ab, ritt durch die beiden Zeilen der Gehöfte hinüber nach Zitzschewig, das sich an den Berghang anschmiegte.

Die Zitzschewiger Bauern und vor allem ihr Richter Josef Koubtasche, der seit 1448 einen Sitzgarten vom Räte zu Lehen trug, sahen den Reiter in den schwarzgelben Dresdener Stadtfarben diesmal mit recht gedrückten Gefühlen vom Damm her, der zwischen Raundorf und ihrem Orte die östernen Elbhochfluten abhielt, auf das Dorf zukommen. Sie wußten, daß diesmal der ganze Ratsanteil des Dorfes mit seinen Gerichten als schuldig des Ungehorsams gegen den Dresdener Rat, ihren Lehnherrn, vor den Ding geladen werden würde. Hatten sie sich doch dem Befehle, dem Räte bei seiner neuen Badestube im Loch* mit Führen zu fronen, widersezt und Rat Rat und Frondienst Frondienst sein lassen. Der Richter fraute sich bedenklich hinter den Ohren, als der Ratsknecht ihm endlich den Auftrag des Bürgermeisters ansrichtete und hinzufügte, daß ein hochweiser Rat sehr erzürnt sei über die Widerseztlichkeit des Dorfes und gewillt sei, ein warnendes Exemplum zu statuieren alle Bauern gehörig abzustrafen und in die Pön zu nehmen. Trotzdem nahm aber der Ratsbote gnädig das ihm dargereichte Botengehenk, einen Becher besten Zitzschewiger Weines vom Richter entgegen, ehe er nach kurzer Rast sich wieder auf den Heimweg machte.

Am andern Tage kamen denn auch der hochachtbare Ratsherr Johannes Behr und mit ihm des Rats Jägermeister Herr Michel Gluge, dem in Zitzschewig auch ein Weinberg, genannt der Lange Berg, ge-

hörte, in hochrüdrigem von Stadtknechten begleiteten Reifewagen im Dorfe an. Nach gehegtem Ding sollte die dem Rat in der Dorfflur zustehende Fuchs- und Hasenjagd abgehalten werden. Des Richters Ehe- wirtin bot dem Herkommen gemäß den hochmögenden Ratsherrn Imbiß und Trunk, wofür ihr aus dem Ratsäckel ein Trankgeld von zwei Groschen verabreicht wurde, während die Ratsknechte vom Kretschmar bewirtet werden mußten.

Im Dorfe war es wie ein Lauffener herumgegangen, daß der Ratsherr mit seinem Gefolge eingetroffen sei und alles strömte nach dem Dorfplaze, um Zeugi des Dings zu sein. Nicht nur die dem Dresdener Räte unterstehenden Bauern, auch die bischöflichen und die Amtsbauern waren da und alle waren gespannt auf das Unwetter, das sich über der Ratsgemeinde entladen sollte. Bedrücktes Schweigen herrichte bei Beteiligten und Unbeteiligten, als Herr Johannes Behr hinter dem einfachen Bauerntische aus des Richters Stube, an dem auch Herr Michel Gluge und des Rates Schreiber Platz genommen, sich erhob und laut den Beginn der Amtshandlung verkündete: „Der Ding ist gehegt!“ Mit den Worten: „Richter rügel Eure Rechte“, kam er zum ersten herkömmlichen Punkte des Dinggerichtes. Dem Richter Koubtasche zitterte ein wenig die Stimme, als er die alten, von den Voreltern überkommenen Rechte und Freiheiten des Dorfes verkündete: „Zum ersten rügt das Dorf: Die Erbgerichte mit allen Zugehörunge und Hasen- und Fuchsjagd hat ein ehrbarer hochweiser Rat zu Dresden. — Zum zweiten rügt die Gemeinde einen freyen Viehweg aus dem Dorfe bis ins Holz. — Zum dritten rügt die Gemeinde, daß sie Recht haben, fr selbstgewachsen Wein zu schänken mit Rännchen von Scappen. — Zum vierten rügt die Gemeinde, daß nymandt sal die gassen in keiner Weise vorenge. — Zum weiteren rügt die Gemeinde ein Wasser, den Gemeingraben hinter dem Kretscham und ehliche Stegge über ehliche Mecker. — Zum fünften rügt die Gemeinde den tham cawischer

*1) Die jetzige Altstadt, die damals noch von dem selbständigen Alten-Dresden rechts der Elbe geschieden war.

*2) Das Loch, die ehemalige Badergasse lag dort, wo jetzt die Johannstraße ist.

ihn und Rawendorff, den niemandt sal hoen (erhöhen) über die czeichen. — Zum lezten rügt die Gemein, daß der Kretschmar hat recht zu baden und czu slachten und frey ist, Bier zu holen zu Dresden, Meissen und Hayn (Großenhain) und zu schenken. —

Aufatmend beschloß Roubtasche seinen Rügebericht. Herr Johannes Behr erhob sich und bestätigte und befestigte aufs neue wie alljährlich dem Ratsdorfe Zischewig seine Rechte und Freiheiten. Dann rief er den jungen Bauer Martin Panther vor das Dinggericht, daß er nach getanem Untertaneneid die Lehn über die von seinem Vater angestorbene halbe Hufe empfangen. Der junge Bauer trat in den mit Stricken und Pfählen gezogenen Dingkreis und leistete mit erhobener rechten Hand den Lehnseid*, den ihm der Stadtschreiber vorlas: „Ich Martin Panther schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich dem Herzog als meinen gnädigsten Herrn und Landesfürsten als auch seiner Gnaden fürstliche Erben sowohl auch einem hochweisen Rat jederzeit getreu und hold und gehoriam

*) Wortlaut aus dem Handelsbuch Zischewig im Hauptstaatsarchiv.

sein will, ihren Nutzen befördern, hingegen allen Schaden wehren und abwehren... sein, die schuldigen Zinsen und Gefälle zu rechter Zeit, soviel als möglich ist, abzutaten, so oft ich gefordert werde, gehoriamst erscheinen, allen ihren rechtmäßigen Geböthen und Anordnungen gebührend nachkommen und mich sonst als einen gehoriamen Untertan gebührent allerdings verhalten will. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort und Jesus Christus mein Erlöser Amen!“ —

Der junge Panther wurde nach getanem leiblichen Eid von dem Rats Herrn in Lehn und Pflicht genommen und war nun erst eigentlich Herr auf seinem Ererbt.

Nun erhob Herr Behr seine Stimme und forderte die ganze Bauernschaft vor den Ding, auf daß sie sich verantworten möge vor Rat und Richter wegen ihres Ungehorsams gegen ihres Lehnsherrn Forderung und Gebot. Zögernd trat der Richter Roubtasche in den Dingkreis und erzählte den Herren, daß sie überhöht seien mit Lasten und Fronden. Eine Fronpflicht trieb die andere. Bausuhren, Weinbergsdienste, Heidesuhren für das Amt, die sie doch auch zu leisten hätten, ließen sie kaum zur Ruhe kommen. Das Vieh, das sich

kaum von einer Spansuhre erholt, müsse schon wieder zu einer anderen Pflicht aus dem Dorfe. Die Nahrung eines jeden werde so geschwächt, daß es ihnen nicht möglich sei, ihrer Zinsen und Gefälle zu gedenken. Roubtasche sprach, vom beifälligen Gemurmeln der Bauern begleitet, so beweglich von deren und seinem eigenen Elend, daß die Herren am Dingliche geneigt waren, die Untat des Dorfes gegen des Rats Regiment milder zu beurteilen. Zwar hielt er den Unbotmäßigen eine gewaltige Strafpredigt, drohte dem Richter als Verantwortlichen der Gemeinde mit Stock und Loch, aber zuletzt ließen es die Herren doch bei einer Poen von vierzig freiberger Groschen bewenden, die sie in das Ratsäckel zahlen mußten. Das riß zwar ein Loch in den dürftigen Gemeindebeutel, aber die Bauern waren doch froh noch mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein.

Am anderen Tage notierte des Rates Kämmerer in die Kammereirechnung von 1479 als „Innom“: die gemenne czu Czuczschkewicz debit vierzig groschen, daß si ungehoriam geweest und der stat nit mit Fure czu die nuwe hadstoben helfen wolden. —

Eine goldene Hochzeit in Rähniß*).

Das war ein Maientag wie er im Buche steht! Von Gottes- und Rechtswegen hatte er seinen Platz im Wonnemond, dieser 3., so prächtig war er, so voll Sonne und Blüten und Vogellieder.

Nichts störte unser Wanderglück auf dem Höhenweg von Hellaer nach Borsdorf. Die Wiesen leuchteten goldgetupft, aus der jungen Saat stieg die Lerche empor, aber kein Mensch schien hier des lieblichen Bildes zu achten; eilig lief Alt und Jung auf Rähniß zu. So etwas steckt an. Man rennt mit; denn der Wind trug den Klang von Blasmusik über die Felder... sie kommen! Wer? Man rennt schneller. An der Straßenkreuzung des Dorfes hat die Menge Posto gefaßt. Ein Schuhmann regelt den Verkehr, ordnet die Kinderwagen in Linie und bringt ein paar müde Gänse, die noch vom Felde kommen, auf den Trab: Lebhaft, Platz da! Heute ist Goldene Hochzeit hier, das Dorf feiert Goldene Hochzeit!

Wir haben nicht Zeit, über diese merkwürdigen Worte nachzudenken; denn „sie kommen!“ Ein langer, stattlicher, bunter Festzug mit Paukenkrach und Staubwolken, wie sichs gehört.

Sieben Vorreiter! Der erste im roten Reitrock und grauen Zylinder; die starken Pferde schreiten mit hoherhobenen Köpfen; sie tragen grüne Ranken und Schleifen und Bänder um die gestriegelten, glänzenden Hälse; dort drüben steht ein Pflug an Acker; was schert sie heute der Pflug? Gut geht sichs so im Takt; die von Borsdorf blasen, die ganze Kapelle ist da. Ein

*) Am Sonnabend, dem 3. Mai feierte das Hühliche Ehepaar in Rähniß seine goldene Hochzeit, an der das ganze Dorf in der ortsgebräuchlichen Weise teilnahm.

Wagen folgt, ein Chaischen; wir recken die Hälse: das Jubelpaar? „In der Kutsche doch nicht!“ es ist etwas wie Mitleid und Nachsicht mit unserer Dummheit in diesem Bescheid. — Aber jetzt! Eine hochgewölbte Laube erhebt sich über dem Landauer, Fichtengrün mit goldenen Bändern umwunden, dicke Büschel goldener Blüten hängen herab, schaukeln allenthalben; hinten stehen zwei Heiden in heller Livree, während die Beiden auf dem Hoch Zivill tragen. Im Fond sitzt das Jubelpaar, Vater Hühle, ein stattlicher Greis mit langem Vollbart, während das Mütterchen an seiner Seite klein von Gestalt zu sein scheint. Das goldene Kränzlein schmückt den dünnen grauen Scheitel und die Augen blicken so freundlich und froh, daß man gar nicht beachtet, ob denn das Leben eine harte Schrift in dies Antlitz geschrieben. Schritt fahren sie und sind dennoch zu rasch vorüber.

Dem Wagen des Jubelpaars folgt zu Fuß die ganze Verwandtschaft. Von elf Kindern sagt man uns und vielen Enkeln; jugendliche Erscheinungen in modischen Kleidern kommen sie daher, dazwischen alte Frauen im „Schwarzseidenen“, mit dem man sein Lebtag durchgekommen ist, die Männer im Bratenrock, das goldene Festzeichen im Knopfloch. Meist sind es Menschen in dem Alter, da man seiner Lebensarbeit Früchte ernten möchte. Darum folgt jetzt ein großer Erntewagen, mit Sorgfalt und Fleiß und Sachkenntnis gepußt und gerichtet; frische Jugend, hübsche Schmitterinnen grüßen und winken, man kennt sich doch! Hast Du die Gretel gesehen und den Max? —

Vorwärts schreitet der Zug, aber das Rädlein der Zeit ist rückwärts gedreht: die kleine gelbe Postkutsche rollt heran,

auf hohem Sitz der Schwager mit dem steifen Stuh am Lackhut: Biedermeiers auf der Reise! „Und als der Großvater die Großmutter nahm“ fällt uns ein, und wahrhaftig, da kommen sie, sechs, acht Paare in echten Biedermeierkostümen; den Frauen steht die gepuffte Lockenfrisur reizend zu Gesicht, die Kleidsamkeit der Tracht ist recht augenfällig; o hübsches Bild aus einer Zeit, die noch nicht an der Dürftigkeit des „Herrenschnitts“ krankte, da braune und blonde Vöckchen sich allerliebste im Nacken kräuselten, der nicht alljonnabendlich austrasiert wurde... vorbei! Halt! Biedermeiers bedienen sich noch eines Reisewagens; vergnügt schauen sie zum Fenster heraus im großen Schuttenhute und nicken und rufen. — Dorfleute kommen; die Frauen haben den Tragkorb voll Reifig auf dem Rücken, an jeder Hand ein Kind, Vater fährt den Schiebock; na, wenn die nicht im Busche waren... Einer aus der Försterei geht auch mit, er hat die Diana am Riemen. Die Schulkinder mit Fähnlein und Kränzeln fehlen nicht, bis endlich das Dorf den Beschluß macht: alle wollen sie mittun, haben durch Zeichnen in die kursierende Liste ihre Teilnahme zugesagt. Von der Kirche aus, wo das Jubelpaar eingeseignet worden ist, bewegt sich der Zug durch mehrere Straßen des Ortes nach dem Gasthof. Hier wird der Tag noch lang sein bei Schmaus und Tanz!

Wie schön ist dieses Festhalten am alten Brauch, am Hergebrachten! Die Festlichkeit, immer in ähnlicher Weise, ist das Geschenk der gesamten Einwohner an die Hochzeiter, ganz gleich, ob diese mit Glücksgütern gesegnet sind oder nicht. All sind eine große Familie, jeder ist bestrebt, den Tag nach Kräften zu verschönern, her-

auszuheben aus der Kette der Arbeitstage, ihn aufleuchten zu lassen als den wahrhaft goldenen Hochzeitstag. Ist es

nicht herrlich, dies heute zu erleben? Wir gingen heim, nachdenklich und stille, froh des Geichanten, das uns erschienen

war wie ein Gruß aus unserer Väter Tagen.
G. K.

Egals machen eine Gardie.

Seit einer Woche war es beschlossen. Familie Egal (sprich Ehaahl) wollte am kommenden Sonntag mal fort. Mutter Egal hatte schon eifrig bedacht, was alles in den Rucksack einzupacken sei, den Adolf, der 12jährige, tragen sollte. Was nicht rein ging, konnte ja Emma, die sonst ins Büro ging, in die Aktentasche nehmen. Am Sonnabend hatte denn die Mutter eifrig Eier, Butter, Wurst und Schinken eingekauft; der Vater hatte sich mit Zigarren versehen. Bei den Besprechungen über das Ziel hatte es erst geheißen: „Das ist egal“. Aber schließlich hatte man sich darauf geeinigt, in das Tal zu gehen, von dem schon vorjahrs in der Zeitung gestanden hatte, daß dort die Märzenbecher blühen. Adolf hatte beiseiden zu bemerken gewagt, daß in der Schule der Lehrer auf den Schutz dieser Pflanze hingewiesen habe und man Sträucher doch nicht pflücken dürfe. Er wollte nämlich eigentlich lieber auf den Sportplatz gehen, wo die Gelbhosen gegen die Grünkappen spielen wollten. Aber Vater Egal belehrte ihn rasch: „Das ist egal, un Vorschriften lassen mir uns gar keine machen, das geht niemand was an, wenn'sch de Mutter oder Emma e baat Blumm mitnahm. Mir soll bloß so e Duffel kommn“. Also es blieb dabei, und der Zug brachte die Familie bald in die Nähe des Ziels. Beim Laufen stöhnten ja wohl die Eltern ein paar mal, denn im Jungen regte sich das Sportblut, und bei Emma machte sich die Reaktion auf die Schreibstube bemerkbar. Aber nachdem man das erste Mal sich ordentlich gestärkt hatte, ging es rüstig weiter. Die Mutter schälte unterwegs noch eine Apfelsine, den

Beg mit Orange markierend. Eine leichte ästhetische Regung Emmas beschwichtigte sie mit den Worten: „Das ist doch egal, gucksch mal um, wenn mir 100 Meter weitr sinn, das sitt lee Mensch“. Und nun lagen die Wiesen vor ihnen. Bitternd im leichten Frühlingshauch läuteten die weißen, grünbespizten Glocken auf weiter Fläche. „Das ist famos!“ entrang es sich der Jungenseele, und schon war Emma dabei, sich „nur ein Sträuschen“ zu pflücken. „Daß nur keener kommt!“ ängstigte sich die Mutter. „Das ist doch egal“, äußerte sich der Vater, „wenn mir ooch die Blumen egal sinn, wenn'sch aber Emma driewer freut, da sollr ooch keener was schen kenn“. „Dort kommt e Wanderer, na dem werds ooch egal sinn, den gehts ja och niicht an“, meinte jetzt Mutter. In schlichtem Toden kam ein etwa 30jähriger daher, vom Rucksack haumelte ihm im Futteral die Klappkamera. Etwas mißtrauisch betrachtete man ihn doch. Und wahrhaftig, er blieb stehen: „Meine Herrschaften, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie hier geschützte Pflanzen pflücken, das ist verboten, und ich bitte Sie, das zu unterlassen“. „Das kann Ihnen doch ganz egal sein, was mir machen“. „Nein, ich bin Pflanzenschutzhelfer, und für den Schutz der Natur kann sich jeder einsetzen. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen auch meinen Ausweis zeigen, den mir die Kreisshauptmannschaft ausgestellt hat, obwohl ich es nicht unbedingt muß“. „Kimmern Sie sich nur um Ihren Kram, wenn Se so alt wärn wie ich, Sie Jüngling, dann kennten Se enne Spitze riskieren, aber machen se ge-

fälligst, daß Se weiter kommn. Was Se da wechn der Blumm verordnet ham, das is mir egal, das kenn Se keen Menschn verbietn, daß er sich e paar Blumm pflückt“. „Ich habe Sie darauf aufmerksam gemacht, daß Sie eine strafbare Handlung begehen, denken Sie daran, wenn Sie von einem Polizeibeamten angehalten werden!“ „So enne Unverschämtheit!“ klang es ihm nach. 2 Stunden später im Gasthaus. Der Wanderer steht bei einem Herrn in Zivil und zeigt ihm eben einen grünen Ausweis, ein kurzes, knappes Verbeugen gegenseitig, da kommen Egals an. Aus dem „Sträuschen“ ist inzwischen eine „Hude“ geworden. Einige Weidenkästchen haumeln vom Rucksack, und die Mutter trägt rote Blütenzweige, die so schön duften. Da treten beide Männer an die Familie heran. Der eine zeigt eine Blechmarke: „Polizei!“ „Sie haben lauter geschützte Pflanzen, der Herr neben mir hat sich mir gegenüber als Fachmann ausgewiesen. Sie sind von ihm schon aufmerksam gemacht worden, daß das Pflücken und Schneiden dieser Pflanzen verboten und strafbar ist“. Vater Egal will aufbegehren, aber das Wort wird ihm abgeknitten. Eine kurze Handbewegung und er sieht vor sich eine Quittung über 10 Mk. Strafe. „Seien Sie froh, wenn Sie nicht noch von dem Helfer wegen Beleidigung angezeigt werden, die dadurch schwerwiegender wird, daß dieser Herr mit halbamtllicher Vollmacht ausgerüstet ist!“ Vater Egal murmelt nur geschlagen: „Wechn der bar Blumm“. Zu einer „Gardie“ war er aber nicht gleich wieder zu bewegen.
Heimatjuch.

Frühling in der Großstadt.

Es ist etwas anderes, ob der Frühling draußen durch die wintermüden Saatsfelder schreitet und den schlanken, weißschimmernden Birkenstämmen seine grünleuchtenden Fahnen umhängt oder ob er sich im lärmenden poesielosen Großstadttreiben einen Winkel suchen muß, seinen Einzug zu kündigen. Draußen gehört ihm die Weite, gehören ihm Fluren und Täler, Felder und Wälder, Höhen und Berge, und alles ist bereit, ihn zu empfangen. Alles wartet nur auf den Tag, da er vom Waldweg herab durch das lauschende Tal seinen schmetternden Siegesruf ertönen läßt. In der Großstadt freilich kümmert sich kaum einer um den windigen Gesellen, der den kleinen Schreibmaschinenfräuleins die blonden Bübiköpfe verdreht, daß man sie im Büro schier zu gar nichts mehr verwenden kann. Verkehrstürme schlagen auch im Mai nicht aus, die hochragenden Fabrikschornsteine sehen — Got sei Dank, das könnte etwas Schönes werden! — keine Knospen an, und der Asphalt hat nicht die Eigenart, sich im Frühjahr mit frischem Grün zu bedecken.

Das Hupengebrüll und der schrille Schrei der Straßenbahnen erstickt auch den lautesten Vogelruf, und hinauf nach dem Himmel zu schauen, der sich in seinem majestätischen Blau auch über dem grauen Häusermeer lockend und sehnsüchtig breitet, hat der Großstädter keine Zeit, wenn er sich inzwischen nicht irgend ein ungebärdiges Auto über den Bauch fahren lassen will!

Freilich, ganz so schlimm, wie wir es hier gemalt haben, ist es auch im Moloeh Großstadt nicht, wenn auch für uns Arbeitshienen schon so mancher Sommer zur Reize gegangen ist, ohne daß wir ein einziges wogendes Kornfeld gesehen haben. Die Siedlungsbestrebungen des letzten Jahrzehnts haben doch so mancher Familie die herrliche Gotteswelt wiedergegeben. Es sind rings um das eigentliche Häusermeer ganz kleine Landgemeinden entstanden mit entzückenden Gärtchen vor und hinter den Häuschen, mit Balkonen und Erkern, mit niedlichen Marktplätzen wie auf Schwinds Bildern und rauschenden Fichtenwipfeln, die mit ihren neugierigen

Zweigen mutwillig gegen die blanken Fenster Scheiben klopfen. Der Schrebergartengedanke hat auf der ganzen Linie auch in der Stadt gefiegt — immer größer wird die Zahl, die nach des Tages Last und Mühen nun doch auf einem eigenen Stücklein Erde den Zauber des sinkenden Frühlingsabends genießen kann oder mit Grabscheit und Hacke, die Lungen voll frischer Luft, mit dem Junker Lenz Hand in Hand im eigenen Gärtchen arbeiten darf.

Und wir anderen! Wir brauchen, wenn wir ehrlich sein wollen, eigentlich auch nur die Augen auf und die Ohren hellhörig zu machen, um das heimliche köstliche Walten des Frühlings mitten im grauen Häusermeer zu entdecken. Die städtische Gartenverwaltung hat dafür gesorgt, daß sich überall Straßenbäume zwischen das Grau der Häuser drängen, daß überall schmucke Anlagen die Eintönigkeit der Straßensuchten unterbrechen, und wenn man ihr auch den Stot von Jahr zu Jahr mehr beschnitten, wenn der grimme Winter des Jahres 1928 auch empfindliche Lücken in den

prächtigen alten Baumbestand unserer Straßen gerissen hat — soviel ist noch immer da, daß man das heimliche Werbewunder an Baum und an Strauch, an Ast und Zweigen beobachten und bewundern kann.

Und opfert man einmal einen Kegel- oder Skatabend — wenn es doch der gute deutsche Bürger öfters einmal täte! — und wandert hinaus in die Villenvorstädte, in den herrlichen Großen Garten, in die Anlagen der Bürgerwiese, des Zwingerriegels, der Terrasse, da sieht man mit einem

Male, daß ja der Frühling gar nicht Halt gemacht hat vor den Toren der Stadt, sondern auch durch sie Einzug hält mit all seinem Glück und all seinem Zauber. Und wenn man des Abends einmal ein Fenster öffnet, dann wird es einem widerfahren, daß man plötzlich auf einem alten Schuppendach eine Amsel sitzen sieht und den Frühling schmetternd preisen hört, unbekümmert um das Gerassel der Straßenbahnen und das dumpfe Gedröhn der Sumpen. Nähme man sich einmal Zeit, auf dem Markt stehen zu bleiben und den Blick

zu erheben, dann sähe man auch die Schwaben fliegen und jagen um die vielen Türme, wie sie zu Großväter Zeiten ihr fröhliches Haschepiel getrieben, da noch hinter jedem Hause ein Rosengärtlein träumte und unter jeder Dachrinne ein Vogelneist hing. Er ist überall auch in der Großstadt, der Junker Lenz, mit schwellenden Knoipen und ersten zarten Blättlein, mit Krokus und Schneeglöckchen, mit Amselruf und Finkenschlag, aber man darf nicht Augen und Ohren seinem köstlichen Werbewunder verschließen!

Familiennamen erzählen Geschichte.

Der Name ist durchaus nicht so „Schall und Rauch“, wie Goethes Faust behauptet, sondern er ist ein Vermächtnis der Ahnen aus mehr oder weniger ferner Vorzeit, das nicht nur seinen sprachlichen, sondern auch geschichtlichen Wert besitzt. Der Kundige, der in unsern Familiennamen zu lesen versteht, kann daraus so manches vom Werdegang unseres Volkes erkennen, sieht vor seinem geistigen Auge das waffenfreudige, kampferfüllte Dasein der alten Germanen, die andächtige Heiligenverehrung der Klöster, das Treiben der kühnen Raubritter und der „frommen“ Landsknechte, das Wirken ehrlicher Bürger in Rat und Kunst, in Singhülle und Trinkstube und den bald derben, bald gutmütigen Humor der Bauern. So erzählen die Familiennamen deutsche Geschichte, aus der ältesten Zeit in den altdeutschen Heldennamen mit ihrem schönen Gepräge, aus dem frühen Mittelalter durch die lateinischen kirchlichen Namen, die von Heiligen entlehnt sind, und schließlich aus dem reichen Mittelalter durch die große Fülle bürgerlicher Namen, die von allen möglichen Dingen hergenommen sind. Diese letztere Gruppe, die freilich nichts mehr von der Feierlichkeit und Erhabenheit der älteren Namen aufweist, ist dafür reich an interessanten, teils launigen, teils historisch merkwürdigen Anspielungen. Aus ihrer unübersehbaren Mannigfaltigkeit sei ein hunder Strauß von Beispielen zusammengestellt. Sehr häufig sind die Namen vom Stand und Gewerbe abgeleitet. Walter der Müller und Hermann der Krämer wurden allmählich Walter Müller und Hermann Krämer genannt, und dieser Name blieb an der Familie haften, auch wenn spätere Geschlechter das angestammte Gewerbe längst aufgegeben hatten. Da gibt es noch Namen, die an das alte Kriegswesen vor der Erfindung des Schießpulvers erinnern, so etwa Harnischmacher oder Pfeilsticker (Verfertiger der Schäfte für die Pfeile), Plattner (Hersteller der Platten für den Panzer), Schwertfeger (der Schwert ersezt, d. h. blank macht) usw. Aus der Epoche vor der Erfindung des Buchdrucks stammen Namen wie Bucher (der Bücherabschreiber), Buchfeller (der die Felle zum Einbinden bereitet) und Rothmaler (der die bunten Anfangsbuchstaben malte). Zu diesen Gewerbenamen gehören auch die „fünf Großmächte in der Namenwelt“, nämlich die Müller, Schulze, Meier, Schmidt, Schneider, zu denen aber noch die

Lehmann (aus Lehensmann), Bauer und Becker treten könnten.

Nicht selten spielt auch der Spott in diese Namensgruppe hinein, so wohl schon bei den Namen Kaiser, König, Herzog, Papst usw. Es waren natürlich nicht Inhaber dieser Würden, die so genannt wurden, sondern die Bezeichnung rührt manchmal von den Häusernamen her, die ja so mannigfaltig in den Familiennamen fortleben, dann mag es auch vorgekommen sein, daß ein Schützenkönig, Maigraf oder sonst der Würdenträger eines mittelalterlichen Spieles und Umzugs die Würde im Namen behielt. Häufig aber wird man die also ausgezeichneten auch damit haben verspotten wollen, wie z. B. die Familie in Freytags „Ahnen“, ein Bauerngeschlecht, das so stolz war, daß man sie höhnisch „König“ nannte. Für die Unterscheidung sehr häufiger Namen bediente man sich wohl auch der Spitznamen. So erhielt ein Theologe in Halle, der eine Schrift über die Sünde geschrieben hatte, den Namen „Sündenmüller“. Andere solche Spottnamen, die zu Familiennamen wurden, sind etwa Bratengeiger, Pinkepank oder Ruchwurm für einen Schmied. Scherzhaft wurden auch zunächst allerlei Werkzeuge und Kleidungsstücke zur Namenstaufe verwendet. Einen Koch nannte man Schaumlöffel, einen Krieger Degenkolb, den Schuhmacher Knieriemen, den Tischler Leimpfann. Dann aber blieben diese Namen ohne jeden komischen Beigeschmack haften, und so finden wir denn alte Hausgeräte verewigt, wie z. B. die „Fettkack“, ein Hauptgerät der Küche im 15. Jahrhundert, Eisenhut und Kempissen (den Kolben bei den Gottesgerichtskämpfen). Ein Reitermann heißt Klingedorf, ein Schütze Armborst oder Pfeil. Von der Kleidung sind Namen abgeleitet wie Wittkugel (die weiße Kapuze am Mantel des Mittelalters), Blaurock, Rotärmel, Lederhose, woraus Verse wurde, wie ein Jugendfreund Goethes und der getreue Knecht in seinem „Göb“ heißt, während der Verfertiger dieser Hosen in dem Namen Versner weiterlebt. Der Name Bundschuh stammt von dem Schnürschuh der Bauern, der eine sprichwörtliche Bezeichnung der Bauern wurde und als Wahrzeichen im Bauernkrieg eine geschichtliche Rolle spielte. Auch die Speisen haben vielfach an der Namengebung Anteil, wie Familien zeigen, die Kalbfleisch und Rindfleisch, Bratfisch und Pfannkuch, Blutwurst und Kraut-

wurst heißen, und von Getränken erzählen die Namen Dünnbier und Sauerwein, Säuzmilch und Sauermost usw. Daß eine große Anzahl von Namen von Eigenschaften hergenommen wurden, ist ja verständlich. Die Bezeichnung: der Kurze, der Lange, der Schwarze, der Krause bleiben an der ganzen Familie haften. Besonders interessant sind aber die Namen, die aus kurzen Sätzen gebildet wurden. Aus der Zeit der Raubritter stammen Worte wie Schindengast (Schind' den Gast), Leerbeutel (Leer' den Beutel), Bauernfeind, Schlaginhausen (Schlag' in den Hausen) usw. Der Familienname Hassenpflug kommt her von „Haß' den Pflug“, wie wohl ein Bauer genannt wurde, der seines Standes überdrüssig wurde. Von altdeutscher Tapferkeit künden Namen wie Hauenstiel, Klubeschedel (Klöße d. i. spalte Schädel), Schüttesper, Zudeisen (zude das Eisen) usw., während von der alten Kauf- und Trunksucht Namen erzählen wie Haberecht, Hebenstreit, Kehrlein, Schmedebier, Suchenwirt, Fudekeller usw. Solche Namen können sehr komisch wirken, wenn ein Pastor Bierwagen oder Bierfreund oder Schluckebier heißt, wenn ein Lehrer den Namen Schaf trägt, eine Waschfrau Göttlich heißt. Solche Namen wurden mit Genehmigung der Obrigkeit abgelegt. Dies tat z. B. ein Oberst Friedrichs d. Gr., der Schöps hieß, ein Beamter in Kassel mit dem Namen Schust, oder Leute, die mit Namen wie Krauwurst, Ungeraten, Kamohl, Puckelwurz usw. nicht zufrieden waren. (Staatszeitung).

—:—

Vorgeschichtlicher Fund in der Lausitz.

Ein bedeutamer Vorgeschichtlicher Fund wurde in Elbau gemacht. Auf dem Gute des Hofbesizers Theodor Herzog wurde beim Roden eine steinerne Pflugschär ausgegraben, die der Museumsdirektor von Bautzen, Dr. Frenzel der südböhmischen, danubischen Kultur zuschreibt, die also mindestens 3000 Jahre alt ist. Bisher wurde weder in der Oberlausitz, noch im nördlichen Böhmen ein Grab und noch ein Hausrest gefunden, die derselben Kultur angehören, deren Träger etwa von 5000 vor Christi Geburt an aus dem untern Donautal nach Mitteleuropa einzogen.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 14tägig für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5, Fernsprecher Nr. 11641 und 11642
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschbroda.



Nr. 11. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Mai 1930

Altlösnitzer Handel und Gewerbe.

Von Adolf Schruth.

(Fortsetzung aus Nr. 7)

Der Abriss der Geschichte des Altlösnitzer Gewerbes wäre unvollständig, wollte man dabei eines der ältesten Berufe, der

Müllerei

nicht gedenken. Ursprünglich, wie die meisten ländlichen Gewerbe, eine rein häusliche Tätigkeit, die den Frauen vorbehalten war, hat sie sich doch verhältnismäßig frühzeitig zu einem selbständigen Beruf entwickelt. Sie hat sich wohl von allen Gewerben zuerst von der rein manuellen Arbeit zu maschinellen Betrieben entwickelt. Das Wasser, sei es nun das langsam fließende der Ströme, sei es das schnell dahinrauschende der Bäche, war nächst der tierischen Kraftquelle, die die dem Müllerberufe dienbar gemacht wurde. Die ersten allgemeinen urkundlichen Nachrichten über Mühlen gehen in unserer Gegend allerdings kaum über den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. Die älteste bekannte Mühle der Vöknitzlandschaft dürfte jedenfalls die zu Serkowitz gewesen sein, von deren Bestehen schon eine Urkunde vom 5. Mai 1337 spricht. Die Mühlen im Vöknitzgrunde werden um 1460 erwähnt und eine „Lehenitzer molen under Wagnsdorf“ ist zeitlich die nächste bekannte. Um 1547 weiß man schon von 3 Mühlen im Vöknitzgrunde, die zu Reichenberg gehören. Der oft angezogene Matthias Dedder gibt gegen Ende 1500 in seiner Karte ebenfalls 3 Mühlen, im Vöknitzgrunde gelegen, an, und zwar die heutige Kaiser mühle, damals Kanismühle, nach dem Besitzer genannt, die Thilmannsmühle, heute Schefflers Mühle und Peter Meisters Mühle, die heutige Meierei. Ende 1700 sind es im Vöknitzgrunde schon fünf Mühlen, die in den zeitgenössischen Kartenwerken verzeichnet sind. Der Vöknitzgrund ist jedoch infolge seiner Ausdehnung und des relativ stärksten Wasserlaufes das einzige Tal der Vöknitz, das Mühlen aufzuweisen hat. Alle übrigen Gründe bis zum Spitzgrund hin sind zu kurz, um wesentliche, für die Müllerei aufzbare Bachläufe besitzen zu können.

So blieb für die übrige Vöknitz nur

noch der Elbtrom als Kraftquelle zum Betriebe von Mühlen, und diese Kraftquelle ist auch schon frühzeitig ausgenutzt worden. Unnehmbar sind die ersten Flußmühlen, die auf Rähnen erbaut im Strome lagen, schon im 14. Jahrhundert vorhanden gewesen. 1420 gab es zwei Schiffsmühlen zu Köhlschbroda, ansonsten hätte nicht ein gewisser Dietrich von Wagnsdorf in diesem Jahre seiner Ehefrau die Zinsen davon als „Leibgedinge“ überschreiben lassen können. Eigentümer der beiden Mühlen war in ältester Zeit die Gemeinde und sie haben jahrhundertlang zu deren Nutz und Frommen das Korn der Bauern gemahlen. — Das wurde erst anders, als Kurfürst August zur Regierung kam, der „Vater“ August, der das Mühlengewerbe in der Umgegend seiner Residenz mittels des sogenannten Mahlzwinges zum Staatsregal machte. Er kaufte zunächst 1569 die alte Ratsmühle im Plauenschen Grunde, die Vorläuferin der heutigen Bienertmühlenwerke und stattete sie „in fürstlicher Pracht“ aus. Technisch stand sie mit ihren 16 Mahlgängen auf der Höhe der damaligen Zeit. Diese mächtige Mühlenanlage bedurfte, um wirtschaftlich zu arbeiten, natürlich auch eines absolut sicheren Kundenkreises, der dadurch geschaffen wurde, daß anfänglich einige 30, später über sechzig Dörfer der näheren und weiteren Umgebung mit dem Mahlzwinde ihr zugewiesen wurden. Neben der Plauenschen Mühle brachte der Kurfürst auch verschiedene andere Mühlen um Dresden an sich, unter anderen auch die Schiffsmühle zu Gohlis und wieder anderen verbot er einfach den Betrieb. Zu diesen letzteren Mühlen, die zwangsweise stillgelegt wurden, gehörte auch die Köhlschbrodaer Schiffsmühle, die 1569 dieses Schicksal erreichte. Glatt ging aber die Sache für den Kurfürsten nicht. Die widerspenstigen Köhlschbrodaer sträubten sich, fügten sich dem Edikt des Landesfürsten nicht ohne weiteres und nach sechsjährigen Differenzen mit dem Amte kaufte dieses die Köhlschbrodaer Mühle der Gemeinde ab. Sie

wurde wieder in Betrieb gesetzt, für den Mahlbedarf des Ortes und einiger umliegenden Dörfer bestimmt und an einen Müller verpachtet. Fast zweihundert Jahre war die Köhlschbrodaer Schiffsmühle Staatseigentum, dann ging sie im Jahre 1765 gegen die statliche Entschädigung von 3000 Talern und einen jährlichen Erbzins von 250 Talern in den Besitz des Eigentümers der Niederschenke, des heutigen Goldenen Anker, über, in dessen Familie sie bis etwa 1829 verblieb. Trotzdem sie in private Hände übergegangen, blieb ihr jedoch der Mahlzwang über rund 1807 Scheffel Getreide als Realrecht erhalten, ein Recht, das sich außer auf Köhlschbroda auch auf die Dörfer Lindenau, Fürstenhain, Raundorf und einen Teil von Raditz erstreckte. Dieser letztgenannte Ort revoltierte aber gegen den Mahlzwang nach Köhlschbroda, es gab einen langwierigen teuren Prozeß mit ihm und dem Amte, das schließlich die ganze Angelegenheit dahin regelte, daß sie dem Besitzer der Schiffsmühle das Mahlzwangrecht gegen eine Entschädigung von 2000 Talern entzog und die Mühle 1829 somit zur reinen Privatmühle machte. Die Geschichte der Köhlschbrodaer Schiffsmühle ist vom Verfasser dieses Aufsatzes schon 1924 ausführlich in der Elbaue behandelt worden. Die Mühle ist, wie ihre anderen zahlreichen Genossinnen auf der Elbe schließlich doch dem Wettbewerb der aufkommenden Dampfmühlen erlegen. Auch wurde sie als hinderlich für die Schifffahrt angesehen und ging in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein. 1810 schuf der Schiffsmüller sich selbst eine Konkurrenz durch Errichtung einer Windmühle am Ausgang des Elbgäßchens. Diese moderne Mühle scheint aber für den Besitzer der Schiffsmühle eine Notwendigkeit gewesen zu sein, um seine Mahlkunden befriedigen zu können, denn die alte Schiffsmühle war durch einen eigentümlichen lokalen Umstand nicht mehr auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit. Die Hochfluten des 18. Jahrhunderts hatten den rechtsseitigen

Ufergemeinden beträchtliche Landverluste gebracht, die schließlich 1785 zur Errichtung des jetzt noch bestehenden Elbdammes führten. Dadurch wurde aber der Stromstrich der Elbe so verändert, daß die Schiffsmühle an das jenseitige Ufer übersiedeln mußte. Da sie aber für das rechtsseitige Ufer erbaut worden war, kam ihr Wallschiff und damit die Wasserräder in das seichte Wasser desselben zu liegen und büßte wesentlich an Kraft ein. Zwar siedelte sie nach einem entsprechenden Umbau wieder nach ihrem alten Standplatz über, ohne jedoch sich durch diese Maßnahme mit Erfolg der Uebermacht der Dampfmühlen erwehren zu können.

Das Müllergewerbe stand im Mittelalter durchaus nicht in besonderem Ansehen, es galt sogar gleich den Berufen der Bader, Leineweber, Schäfer, Musikanten als unehrlich, ihre Angehörigen waren „verdächtige Leute“. Und den Amtsmüllern der späteren Zeit sagte man nach, daß sie es bei der Bedienung ihrer Kunden mit dem Mein und Dein durchaus nicht genau nahmen. Sie „meßten“ gar zu sehr zu ihrem Vorteil, wenn sie das Mehl abliefern. Die Bauern wurden oft ganz gehörig übers Ohr gehauen, ohne daß sie gegen diese Unredlichkeit der Amtsmüller aufkommen konnten. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wurde der Gebrauch von Waagen und Gewicht in den Mühlen obligatorisch, so daß die Mahlgäste erst dann einigermaßen gegen die größten Uebergriffe der Müller geschützt waren. Daß dieselben auch in Bezug auf die Reihenfolge der Erledigung der Mahlaufträge ihrer Kunden sehr willkürlich verfahren, war ebenfalls eine ofte Klage jener Zeit. Wer sich nicht auf irgend eine Weise die Gunst des Müllers sicherte, mußte oft über Gebühr lange warten bis er sein Mehl oder sonstiges Mahlgut erhielt. Für die hiesige Schiffsmühle bestimmten deshalb die Rügen der Gemeinde, daß die einheimischen Mahlgäste vor den fremden den Vorzug haben sollten.

Der Mahlzwang hat den Mühlen des Vöknitzgrundes Zeit ihres Bestehens schwer zu schaffen gemacht. Die umliegenden Ortschaften waren dadurch für sie vollständig verschlossen und nur die keiner der damaligen Gemeinde zugehörenden Winger und Weinbergbesitzer in der Hoflösnitz und dem heutigen Niederlösnitz durften die Mühlen benutzen. Noch schwerer machte ihnen der ständige Wassermangel des Vöknitzbaches das Leben. Ursprünglich war der Vöknitzbach, dessen Name noch gar nicht so alt ist, der natürliche Wasserabfluß des Moritzburger Gebietes. Als aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Dippelsdorfer Teiche angelegt wurden, war es mit der einigermaßen gleichmäßigen Bewässerung des Bachlaufes vorbei. Die seitlich ihm zufließenden Wässerchen von Buchholz, Lindenau, Reichenberg und Wahnsdorf sind zu unbedeutend, um in Betracht zu kommen. Nur zur Zeit der Fischzäue, wenn die Schützen der Dippelsdorfer Teiche gezogen wurden, hatten die Mühlen des Vöknitzgrundes einigermaßen ausreichendes Wasser. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entschloß eine nach

der anderen von den vorhandenen sieben Mühlen, nachdem der Staat 1835 eine Klage der Müller wegen Wasserentziehung durch die Dippelsdorfer Teichpächter abgewiesen. Nur die Schefflermühle und die Grundmühle dienen heute noch ihren ursprünglichen Zwecken. Die Vöknitzmühle wurde zum Elektrizitätswerk, die Schmiedchenmühle 1881 zur vielbesuchten Meierei, die Jägermühle stellte 1870 das Mahlen ein, die Kaisermühle gegen 1903. — Das Vöknitzer Mühlengewerbe gehörte damit von den beiden erwähnten Ausnahmen abgesehen, der Vergangenheit an. Die Beschränkungen des ländlichen Handels und Gewerbes waren durch die Gesetzgebung von 1840 schon wesentlich abgeschwächt, wurden nahezu aufgehoben durch die sächsische Gewerbeordnung, die der Landtag am 15. Oktober 1861 annahm. Das Emporblühen der sächsischen Industrie, deren von der Regierung wohlverstandene Interessen und deren Bedeutung für die Volkswirtschaft vielfach mit denen des zünftigen Handwerkes divergierten, hatten eine größere Freiheit des Gewerbes gebieterisch verlangt. Und wie dem Handwerk, mußte auch dem Handel eine größere Freiheit gewährt werden. Die alten gesetzlichen Vorschriften bezw. das Verbotungsrecht der Innungen hatte mit der Zeit recht merkwürdige Situationen geschaffen. So durften beispielsweise Kaufleute nicht mit Handwerkserzeugnissen handeln, die im Gebiete der einzelnen Innungen ihres Wohnsitzes hergestellt waren, es war ihnen aber unbenommen, die gleichen Waren von auswärts zu beziehen. Auf der anderen Seite durften wieder Innungsangehörige, bezw. Innungsmeister nur die innerhalb der Innung hergestellten Artikel verhandeln, sich aber nicht beikommen lassen, die gleichen Waren fremder Herstellung zu vertreiben. Man gab deshalb Waren, die im engsten Sinne des Wortes heimischen Ursprungs waren, fremde, wohl auch ausländische Etiketten um sie dann anstandslos an den Mann bringen zu können (Sturmhölzel, Geschichte der Sächsischen Lande.) Das neue Gewerbegesetz ließ zwar die Innungen bestehen, entkleidete sie aber aller bisherigen Vorrechte und Privilegien und hob alle sachlichen und räumlichen Verbotungsrechte derselben auf.

Die Folge davon war ein rasches Aufblühen auch der ländlichen Gewerbe, die nun mit der Entwicklung der ausbreitungsfähigen Gemeinwesen wie unser Kößchenbroda und seiner Nachbarorte Schritt halten konnten. Der Villencharakter einzelner derselben trat immer ausgesprochener hervor, die Vöknitz entwickelte sich zu Vorortsgemeinden Dresdens mit an städtische Bedürfnisse gewöhnten Einwohnern. So trifft man in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon einen sehr ausgebildeten Handels- und Gewerbebestand in Kößchenbroda an. Zur Zeit des 30jährigen Krieges fand sich in der ganzen Kirchfahrt überhaupt kein Bäcker vor. Was nicht im bäuerlichen Haushalte gebacken werden konnte, mußte man aus der Residenz herbeischaffen. Nach und nach siedelte sich auch dies Gewerbe

hier an. 1860 waren es 7, davon in Kößchenbroda 4, in Fürstenhain 1, in Zitzschewig 2, in Naundorf, Lindenau und Niederlösnitz keiner. Die älteste bekannte und noch bestehende Bäckerei ist die heutige Raabe'sche, in der 1813 ein Brotbäcker und Branntweinbrenner Christoph Schuberth ansässig war und die 1828 der erste Weißbäckermeister Karl Friedr. Pehold erwarb. Die Hahn'sche Bäckerei, Hauptstraße 19, besteht seit 1839. Der Gründer derselben, der sein Grundstück von den Erben des Gartennahrungsbefizers David Berge erwarb, erbaute im gleichen Jahre das heute noch stehende Haus. Die Büchner'sche Bäckerei kann dieses Jahr ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Sie wurde 1830 von Grahl auf der Müller-Fickert'schen Gartennahrung errichtet. Eine vierte Bäckerei entstand 1858 auf der Meißner Straße. Heute besitzt Kößchenbroda 27 Bäckereien. Eigenartig ist dabei, daß das Gewerbe in den verflossenen 70 Jahren nicht im Verhältnis zur Einwohnerzahl gewachsen ist. Während heute auf rund 700 Einwohner eine Bäckerei kommt, versorgte 1860 eine derselben nur rund 550.

Noch weniger ist das Fleischiereigewerbe zahlenmäßig entsprechend der Einwohnerzahl gewachsen. Auf die 3845 Einwohner der 5 Orte des Kirchspiels kamen 1860, die Hauschlächter ungerechnet, 10 Fleischer, während heute 24 Fleischer die 18500 Bewohner desselben Gebietes versorgen. Das Verhältnis verschiebt sich demnach noch mehr als wie bei den Bäckereien zugunsten des einzelnen Gewerbetreibenden, auf den heute rund 770 Einwohner gegen 385 von 1860 kommen, also eine Steigerung von 100%. Die 13 Kaufleute und Krämer von 1860 versorgten jeder rund 300 Konsumenten, ein Verhältnis, das sich bis heute nicht allzugroß geändert hat, auf die 50 Kolonialwarengeschäfte entfallen heute je 370 Verbraucher.

Im übrigen setzte sich der Handels- und Gewerbebestand von 1860 (nach Schubert, Chronik) ungefähr folgendermaßen zusammen: 1 Bildhauer, 9 Böttcher, 4 Brauer, 1 Buchbinder, 1 Drechsler, 5 Glaser, 3 Holz- und Kohlenhändler (heute 18), 1 Hutmacher, 1 Klempner (heute 17!), 9 Korbmacher, 2 Kürschner, 2 Gerber (Gottlob Schubert seit 1847 in der Hauptstraße und Gottlieb Frißsche seit 1840 in der Ufergasse.) Merkwürdigerweise zählte das Gewerbe der Kunstgärtner 1860 im ganzen Kirchspiel nur 2 Vertreter, den Kunst- und Handelsgärtner Christian Kämpfe in Zitzschewig in der Nähe des ehemaligen Gasthofes zu den 3 Linden und einen nicht namentlich nachweisbaren in Niederlösnitz. Heute sind deren 49 vorhanden, und dieser große Unterschied in der Zahl der damaligen und heutigen Vertreter der Gärtnerkunst ist ein schlagender Beweis dafür, daß die heute so hoch entwickelte Gartenkultur der Vöknitz relativ noch ziemlich jung ist. Der noch vor 70 Jahren wesentlich umfangreichere Weinbau hatte das noch nicht in Bau land umgewandelte Gelände in der Hauptsache für sich in Anspruch genommen. Der Zweig des Gartengewerbes, den man heute als Handels-

gärtnerei bezeichnet, wurde meist noch als landwirtschaftlicher Nebenbetrieb oder als solcher des Weinbaues betrieben. Handelsware an Gartenerzeugnissen lieferten auch die sogenannten Gräzegärten der Häusler und die feldlosen Gartennahrungen. An sonstigen hauptsächlichsten Handwerkern waren damals vorhanden 6 Schmiede, 4 Schlosser, 13 Schneider, 8 Tischler, 3 Zimmermeister, 3 Maurermeister und 23 Schuhmacher.

In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts finden sich auch die ersten Anlässe der Industrie in unserem Betrachtungsgebiet, die allerdings noch meist auf der Grenzscheide zwischen wirklichen Fabrikbetrieben und dem Handwerke stehen. So bestand seit 1828 in der heutigen Serlowitzer Straße eine Tonpfeifenfabrik, die ursprünglich in Altenburg gegründet und im genannten Jahre nach hier verlegt worden war. In der Glanze, der heutigen Rötiger Straße, hatte ein Drechs-

ler Rosenberg eine Stockzwingenfabrik eingerichtet. 1843 gründete Traugott Schubert in der Hauptstraße eine Fabrikation von Gartenstühlen. Weiter bestand im Brauereigrundstück des Goldenen Anker eine Fabrik für Haushalt- und Gewerbebeesen, die sich besonders mit der Herstellung von Schornsteinfegerwerkzeugen befaßte. Im Lubkowschen Grundstück, Hauptstraße 16, befand sich eine Wattefabrik und im Freundschen, Hauptstraße 2, eine ganz ansehnliche Zigarrenfabrik von Ferdinand Schneider, die gegen 60 Arbeiter beschäftigte. Kleinere Zigarrenfabriken befanden sich noch im Lubkowschen Grundstück und in Fürstenhain. Aus dem Weinbau entsprossen war die 1836 gegründete „Champagnerfabrik zu Niederlöbmitz“, die heute noch als Sektcellerei Bussard besteht. Neben ihr war 1845 die Jähingsche Champagnerfabrik entstanden. Eine dritte Sektcellerei war 1858 von Glück in Niederlöbmitz

gegründet worden, während eine vierte unbedeutende, die von Bredowische überhaupt nicht lebensfähig war und bald wieder einging. Auch mit der Cognac-Brennerei versuchte man sich. In dem Bäckereigrundstück Hauptstraße 5 hatte der Bäckermeister Raumann 1862 unter der Firma „Cognac- und Franzbranntweinfabriken Köhlschenbroda“ eine Brennerei errichtet, die die Treber und den Wein des Löbmitzer Weinbaues auszunutzen versuchte. Ob dieser Industriezweig irgend welche Bedeutung erlangt hat, ist heute nicht mehr festzustellen. Als weitere industrielle Unternehmen seien zum Schluß noch die 1831 errichtete Weinertischen und die 1862 erbaute Höpnerschen Ziegelöfen erwähnt, denen sich noch die Knappeische Töpfererei und Dfenfabrik in der Neuen Straße mit 10 Arbeitern anschloß.

—:—

Was die Chroniken von der Gesundheitspflege erzählen.

Wenn wir heute dazu erzogen werden, Sauberkeit als die Grundlage aller Gesundheitspflege zu erkennen, so will es uns fast wie ein phantastisches Märchen erscheinen, wenn wir von den hygienischen Zuständen hören, die in alter Zeit geherrscht haben. Wir können es uns schwer vorstellen, daß es Zeiten gegeben hat, wo selbst inmitten der Hauptstädte der Schmutz meterhoch gelegen hat.

So erzählt man, daß König Philipp August von Frankreich eines Tages im Jahre 1185 am Fenster seines Palais in Paris gestanden hat, als einige vorüberfahrende Wagen den Straßenschmutz aufwühlten; trotzdem der Monarch doch sicher an die Ausdünstungen seiner Residenz gewöhnt gewesen sein wird, wurde er durch den sich dabei entwickelnden Gestank ohnmächtig. Die Folge war, daß er befahl, die Hauptstraßen mit großen Steinen zu pflastern, und dies war eine der ersten hygienischen Einrichtungen des mittelalterlichen Gemeinwesens, die uns geschichtlich überliefert wurden. Das wollte freilich noch nicht viel besagen, denn der Unrat wurde von den Bewohnern nach wie vor vor die Türen geschüttet, und erst 1531 wurden die Bürger dieser Weltstadt durch Verordnung gezwungen, Abort und Senkgruben in den Häusern anzulegen.

Auch im mittelalterlichen Deutschland haben wir hierzu manche Parallele: als Kaiser Friedrich III. einmal das Städtchen Tullingen besuchen wollte, scheiterte sein Vorhaben daran, daß die Stadt zum Durchreiten zu schmutzig war; und eine Chronik berichtet uns, daß am 28. August 1485 derselbe Fürst um ein Haar in Reutlingen mit samt seinem Pferde im Straßenschmutz versunken wäre. Bekannt ist, daß man in deutschen Städten überall eifrig die Schweinezucht betrieb, man ließ sie nicht nur in den Straßen frei herumlaufen, sondern man brachte ihre Köber auch nach der Straßenfront hin an. In Berlin wurde das erst 1641 verboten, und erst vierzig Jahre später wurde das Mä-

sten der Borstentiere daselbst wenigstens in den Hauptstraßen unterjagt.

Wie man schon damals um die öffentliche städtische Gesundheitspflege bemüht war, zeigt eine Verordnung des Nürnberger Magistrates vom Jahre 1490, in der verfügt war, daß täglich ein Knecht die toten Schweine, Hunde, Katzen, Hühner und Ratten auf der Straße zu sammeln und vor das Tor zu fahren habe, ein Ereignis, das von einem poetischen Gemüt in einem Jubelhymnus begrüßt wurde.

Wenn heute irgendwelche Unsauberkeiten oder Mißstände im Betriebe eines öffentlichen Krankenhauses bekannt werden, so ist man mit Recht empört darüber. Der Bericht, den der Chirurg Tenon vor hundertfünfzig Jahren über den Befund im Hospital Hotel Dieu auf königlichen Befehl abfaßte, wirft ein erschreckendes Schlaglicht auf die damaligen Zustände in derartigen Instituten. Es heißt da unter anderem: „ein einziges der Gebäude des Spitals barg 2627 Kranke, darunter Fieberkranke, Wöchnerinnen, Blatternkranke usw. Die Betten, etwa 1,10 Meter breit, waren für zwei bestimmt, wurden aber gewöhnlich mit sechs belegt, drei am Kopf, drei am Fußende. Dadurch lagen die Füße auf den Schultern oder dem Gesicht des andern. Auch war es ihnen unmöglich, zu schlafen, da sie sich gegenseitig störten.“ Es folgten dann noch Beschreibungen über die Sauberkeit in diesem Hospital, die allen unseren Erfahrungen ins Gesicht schlagen. Im Saale Saint-Jerome desselben Krankenhauses, damals dem größten Operationssaale Europas, war die Luft durch die benachbarte Leichenhalle verpestet; man operierte in Gegenwart der übrigen Patienten und meist, ohne die Instrumente von den einzelnen Eingriffen zwischenein zu säubern. Wir haben einen Brief Voltaire's, in dem er sich empört über diese Zustände äußert. Es heißt da unter anderem: „Sie haben in Paris ein Hotel Dieu, wo ewig Ansteckung herrscht, wo sich die Kranken, der eine auf den andern gehäuft,

gegenseitig Pest und Tod aufhängen.“

Gewiß haben sich die Verhältnisse auf dem Gebiete der Gesundheitspflege im Laufe der Jahrhunderte erheblich verbessert, aber wir sind noch längst nicht am Ende. Die Bestrebungen zur Hebung der Volksgesundheit brauchen die kräftigste Unterstützung aller Volksschichten. Ein gesundes Volk hat Kraft zum Wiederaufbau, wir Deutsche waren von jeher das reinlichste Volk der Welt, so wollen und müssen wir es bleiben!

Die Dorfkirche.

Skizze von R. Kuchler.

Auf einem kleinen Hügel liegt die Kirche, um sie herum der Friedhof, wo die Alten schlafen. Jedes Grab, jeder Stein könnte uns seine eigene Geschichte erzählen, aber die Kirche kann es besser. Sie ist schon sehr alt, mancher Blitz mag sie schon gestreift und am Zerstückelwerk der Natur beigetragen haben. Ihre Wände sind rissig und die Stufen ausgetreten. Sie hütet schon lange das Dorf, jeden Sonntag hat sie die Menschen durch ihr Läuten zu Gottes Wort gerufen.

Außerlich sieht die alte Kirche verfallen aus, aber doch macht sie auf den Fremdling einen vertrauten Eindruck.

Sie hat die Menschen in Not gesehen, sie hat mit ihnen die Freudentage gefeiert, und sie hat viele Geschlechter kommen und gehen sehen.

Manch junge Mutter, hat am Altar, der Kirche einziger Schmuck, zu Gott um Beistand für sich und ihr Kind gebeten, und manch altes Väterchen oder Mütterchen wird Gott für ein gesegnetes Alter gedankt haben.

Jetzt bricht ein glühender Strahl der Abendsonne durch die hohen Scheiben. Er zittert über das Bild Jesu.

Draußen singen die Vögel ihre letzten Lieder und seliger Abendfrieden deckt die Landschaft.

Die Schwalben halten Einzug.

Zuerst, von Ende März ab, kommt die Rauchschwalbe mit der großen, spitzen Schwanzgabel, als zweite die Mehlschwalbe, kenntlich an dem weißen Bürzel, und zuletzt (im Mai) die kleine braune Erdober- oder Uferschwalbe. Sie kommen weit aus dem Süden, größtenteils sogar aus dem südlichsten Winkel von Afrika, wo sie die warme Jahreszeit der Südhalbkugel genossen haben. Unsere Schwalben verraten bald nach ihrer Ankunft große Künste als Maurer oder Vergleute: Während sich die Erdschwalbe armtiefe Röhren in sandige oder lehmige Stellen von Steilwänden gräbt, mauern sich die beiden anderen Arten ein Nest aus feuchtem Lehm. Die

Mehlschwalbe klebt es außen an die Häuser und läßt nur ein kleines seitliches Flugloch frei, die Rauchschwalbe besiedelt (als „Stallschwalbe“) das Innere der Häuser oder Scheunen und läßt ihr Nest offen. Der kluge Landmann freut sich dieser hübschen Gäste, umsomehr, als sie unermüdet sind im Fangen von Fliegen und Mücken. Leider muß man allgemein einen Rückgang der Schwalben feststellen, dessen Ursache nicht ganz klar liegt. Sicher spielt die Abnahme der Nistgelegenheiten und die Zunahme der gepflasterten Straßen zu Ungunsten der Lehmbeschaffung für die bauenden Schwalben eine Rolle. Sind doch in der Großstadt die Schwalben geradezu

seltene Vögel geworden, hier ganz vertreten durch den rauchgrauen, in Dachspalten usw. nistenden Mauersegler. Da die Schwalben oft sehr unter der Trockenheit leiden, indem ihnen dann die für die Maurerarbeit notwendige Feuchtigkeit fehlt, kann man durch Ausschütten von Wasser auf dem Hofe ihnen das Nisten erleichtern. Es gibt auch künstliche Schwalbennester zu kaufen, die gerne angenommen werden. Schade, daß die Häuser immer seltener werden, an denen die eine Front von einem ganzen Bunde von Schwalbennestern umsäumt ist. In manchen Orten zeigt man sie dem Fremden als Sehenswürdigkeit. Wie lange noch?

Ruckucksblümchen.

Es ist gewiß, daß der Ruckuck im Volksleben eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Allerhand Aberglauben ist mit ihm und seinem Ruf verbunden. So darf es auch nicht verwunderlich erscheinen, daß der Ruckuck seinen Namen zur Benennung verschiedener Pflanzen herleihen mußte. Im Mai und Juni sind feuchte Wiesen durchsetzt mit hellpurpurnen Blüten, die einer langstengligen Nelke angehören, der Ruckuckslichtnelke (*Oxynis flos cuculi*). Die in lockeren Blütenständen vereinigten Blüten besitzen auffällig zerteilte Kronblätter. Die schmalen Laubblätter fallen kaum auf, während hingegen die Blüten in großen Beständen einer Wiese ihren Stempel aufzudrücken vermögen. Auch eine Gartennelke aus der Untergattung der Lichtnelken hat einen ihrer Namen vom Ruckuck entlehnt, die Brennende Liebe (*Oxynis halcedonica*), die seltener auch Ruckucksseife heißt. Sie war früher häufig in Bauerngärten zu finden und ist auch heute noch dort anzutreffen, findet mit Recht auch immer mehr Eingang in den modernen Staudengarten. Scharlachrote, radförmig ausgebreitete Blüten bilden eine gedrängte Trugdolde, die über frischgrünen, breiten Blättern auf schlankem Stengel bis zu einem Meter Höhe emporgehoben werden. Eine zarte Frühlingspflanze ist der Sauerflee (*Oxalis aceto-*

fella), der mit seinen weißseidenen Blüten lichte Wälder und Büsche im März und April schmückt. Seine dreizähligen Blätter, die ihm den Namen gaben, lassen ihn nicht verkennen. Er führt auch den Namen Ruckucksflee. Vielleicht liegt hier eine Ableitung aus dem früheren Namen Gauchflee vor, was Narrenflee zu bedeuten hätte. Bekannt ist der Name Ruckuck bei einem blauen Lippenblütler, der in Straßengraben und an Rainen nicht selten anzutreffen ist, dem Kriechenden Günsel (*Ajuga reptans*). Nur spannenhoch erheben sich die beblätterten und von unten an mit Blüten versehenen Stengel aus dem Gras. Die rundlichen Laubblätter fallen nur bei näherer Betrachtung auf, von weitem sieht man nur blaue Kerzen am Wegrande. Vom Grunde des Stengels sendet die Pflanze Ausläufer fort, die wieder wurzeln und neue Pflanzen erstehen lassen, woraus sich auch das truppweise Auftreten erklärt. Der Ruckuck heißt die Pflanze auf dem Lande hier und da. Vielleicht rührt die Bezeichnung nur von einer entfernten Ähnlichkeit in der Anordnung der Blüten mit der eigentlichen Ruckucksblume her, dem Knabenkraut (*Orchis*). Aus tiefliegenden Blättern erhebt sich auf fleischigem Stengel eine meist violette Aehre, die aus vielen Orchideenblüten zusammengesetzt ist. Jetzt blüht schon das männliche Knaben-

kraut oder Ruckucksknabenkraut (*Orchis mascula*), das diesen Namen in erster Linie beansprucht. Auf feuchten Wiesen bildet es stellenweise ansehnliche Bestände. Auch das Holunderknabenkraut (*Orchis sambucina*) wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es besitzt kürzere und etwas lockerere Aehren und kommt sowohl violett als auch gelb vor. Der Name Ruckucksblume erklärt sich vielleicht daraus, daß sowohl der Vogel als auch diese Orchideen als Orakel oder auch Talisman in der Liebe und in Geldangelegenheiten verwendet wurden und noch werden. Während all die anderen Ruckuckspflanzen meist häufig auftreten, sind die Orchideen selten und werden es immer mehr, da sie außerordentlich empfindlich gegen die Veränderung der Bodenverhältnisse sind, die sich bei Kultur- und Bauarbeiten nicht vermeiden lassen. Sie stehen darum unter Schutz und dürfen weder gepflückt noch ausgegraben werden. Lieber werden uns die Blumen auch nicht als Strauß, sondern wenn wir mit ihrer Bedeutung uns vertraut machen, die sie in unserm deutschen Volke haben, dem Volke, das so gern dichtet und und denkt, auch in den einfachen Dingen des menschlichen Lebens, dem jede Blume einst ein Lebewesen war, so daß es zu ihnen in einem engeren persönlichen Verhältnis stand.

Das Wandern.

Heute ist das Wandern nicht allein mehr des Müllers Lust. Im Zeitalter der Freiluftbewegung ist es Hunderttausenden ein Bedürfnis geworden. Man kann fast sagen, daß sich der moderne Mensch zur Natur zurückgefunden hat.

Aber Wandern ist schließlich etwas anderes, als Allgenuß auf der Oberfläche, als bloßer Szenenwechsel, wie er auf den Brettern vor sich geht, die darum auch nur die Welt bedeuten, ohne sie sein zu können. Wandern ist kein nebensächliches Notiznehmen von der Landschaft. Wandern ist ein Ausflug ins All mit offenen Augen, mit wachen, eindrucksbereiten und emp-

fänglichen Sinnen. Der Lebensrhythmus, besonders in den größeren Städten, hat uns abgestumpft gegen die einfache Natürlichkeit, mit der draußen die tiefsten Geheimnisse allen Geschehens, die Welträtsel sinnfällige Formen angenommen haben. Wir müssen wieder Kinder werden, unbefangen und vorurteillos, wir müssen unseren Ueberheblichkeitsdünkel abstreifen, müssen wieder natürlich werden, damit uns die Natur das sagen kann, was sie zu sagen hat.

Wandern ist schließlich keine Angelegenheit eines reich gespickten Geldbentels. Viele schweifen in irgendwelchen Fernen

umher und täuschen sich selbst mit dem Vorurteil, daß sie immer neue Eindrücke in sich aufnehmen, daß möglichst weites Getrenntsein von der gewöhnlichen Stätte Sinn des Wanderns sei. Dabei ist ihnen nichts fremder als gerade die Heimat. Weil sie sich nie die Mühe gemacht haben, ihre Heimat zu entdecken. Sie ist ihnen eine Selbstverständlichkeit, und mit ebensolcher Selbstverständlichkeit haben sie alles in der näheren Umgebung keines eingehenderen Blickes für Wert gehalten. Und doch ist Heimat alles, und ohne die Heimat ist alles ein Nichts. Verne die Heimat wieder Neben, indem du sie dir erwanderst!



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 14tägig für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroda, Güterhofstraße 6, Fernsprecher Nr. 71541 und 71542
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschendroda.



Nr. 12. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Juni 1930

Die Mistchenke im Friedewald.

Von Otto Mörhsch, Dresden.

Das Sprichwort „nomen est omen“ trifft nicht in allen Fällen zu. Wir haben in Dresden einen „Bierstall“, der alles andere als ein Stall ist, und die „Dreckschenke“ in Breitenbach im Erzgebirge könnte mancher Gaststätte zum Vorbild dienen. Wie steht es nun mit der „Mistchenke“? Wer von Oberau, Weinböbla, Coswig oder Moritzburg auf den samtweichen Wegen des Friedewaldes an das freundliche Anwesen kommt, wird verwundert den Kopf schütteln über den unpassenden Namen. Freilich bis 1904 war das Haus in schlechtem Zustande, aber der jetzige Besitzer Karl Thieme hat erfreulichen Wandel geschaffen, und jeder Wandersmann, der dort Rast gehalten, wird die „Mistchenke“ in gutem Andenken behalten.

Ueber die Entstehung der Siedlung gehen die Meinungen stark auseinander. Einige behaupten, daß sie laut Hausbaukonzession vom 19. 7. 1855 auf der damaligen Gutung von Joh. Traugott Müller in Steinbach, Flurstück Nr. 42, errichtet worden sei. Das kann für das jetzt noch stehende Gebäude zutreffen, doch vergißt man dabei, daß bereits früher die Stelle bebaut war. Ob freilich der Volksmund recht hat, der die Anlage in die Zeit Augusts des Starken versetzt, muß bezweifelt werden. Man erzählt sich: Die Dörfer des „Sinterlandes“ mußten für den Weinbau in den Böhmischer und Weinböblauer Bergen den Dünger herbeischaffen. Die Anspanner fuhren ihre Ladung bis zu dem Platze, wo jetzt die Mistchenke steht, von dem dann die Winzer den Mist abholten. — Sie wäre also eine Erinnerung an die alten Frondienste. Diese Erzählung enthält einige Wahrheiten. Schon unter Kurfürst August (1553—86) gab man sich viele Mühe, den Weinbau zu heben, und bedurfte dazu vor allem viel Dünger. Der Landesherr legte 1577 westlich von Moritzburg den Guts- und Viehhof Kreier an (Kreyern, früher ein Dorf) und ließ das „kostbare“ Gut in seine Berge fahren. Der Flügel F des Friedewaldes, der von

Weinböbla nach der Großenhainer Straße führt, heißt auf alten Forstkarten der „Mistweg“. Aber auch die Dörfer hinter dem Walde waren zur Lieferung verpflichtet, und nicht nur für die Weinberge, sondern auch für das Vorwerk Ditra in Dresden-Friedrichstadt. Zur Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Groß- und Musteranlage wurden die Ortshaften der Kemter Dresden, Moritzburg (202 Pflugtage), Radeberg (1857) und Pirna (572) herangezogen. Als unter August dem Starken der Weinbau abermals erhöhte Pflege erfuhr, sind die Wagen der frondenden Bauern wieder häufiger die alte Straße gefahren. Aber weder zu dieser noch in früherer Zeit ist etwas Sicheres über den Anbau der Mistchenke festzustellen.

Endlich gelang es, mit Hilfe der Akten des Hauptstaatsarchivs das Geheimnis zu enthüllen. 1838 entstand ein Streit über die Schankberechtigung der Mistchenke, der durch die Gerichte zu Rannhof bei Radeburg entschieden werden sollte. Diese wendeten sich an die Kreisdirektion Dresden, und die diensthabenden Gendarme mußten Erkundigungen einziehen. Aus den Akten erfahren wir: Die Mistchenke im Friedewald gehört zum Dorfe Steinbach, das unter der Gerichtsbarkeit des Rittergutes Rannhof steht. „Dies Haus sey von einem vormaligen Rittergutsbesitzer aus Rannhof, Namens Reidisch, erbaut und es sey von dieser Zeit an der Bier- und Brauntweinschank darin ausgeübt worden.“ Der genannte R. ist der Moritzburger Amtsverwalter Heinrich Gottlieb Reidisch, der 1795 nicht nur unsre Schenke, sondern auch an der „Post-, Heer- und Landstraße, ¼ Stunde von dem sog. Auerhause auf einem wüsten Flecke“ ein Wirtshaus erbaute, bei dem in wenigen Jahren mehrere Häuslein entstanden, die seit 1805 eine selbständige Gemeinde mit dem Namen „Neuer Anbau“ bildeten. — Christian Golde kaufte das Haus als „Misthänke“ 1814 von einem Auszügler Penke und setzte das Schenken fort. Vom Vater Golde übernahm die Gaststätte der

Sohn Joh. Gottfried G. Im Jahre 1828 klagte der Besitzer des Steinbacher Gasthofes, Böcher, gegen den Ausschank. Da aber Golde das Bier bei ihm kaufte, so hatte er nichts gegen den freien Schank. Auch der spätere (1838) Gasthofsbesitzer Richter und die in der Nähe wohnenden Gastwirte erhoben keinen ferneren Einspruch. Golde schenkte also — ohne Konzession — weiter, und zwar an die Kalkfuhrleute der Weinböblauer Kalköfen, an Bauersleute, die Streu, Holz im Friedewalde holten, und an die Torfgräber der Gegend. Das Anwesen bestand aus einem Wohnhaus, einem Schuppen und einem Stall für 2 Kühe, für die der Eigentümer Gräberei im Walde gepachtet hatte. — Das Gesuch Golde um Konzession wurde am 9. 12. 1839 von der Kreisdirektion abgelehnt, ebenso am 29. 8. 1845. Trotzdem wurde der freie Schank fortgesetzt. Ob und wann eine behördliche Genehmigung erteilt worden ist, kann z. Bt. nicht nachgewiesen werden. Der jetzige Besitzer hat die Schenke seit 25 Jahren inne, seine Vorgänger waren Steglich, Kirsten u. a. — Aber nicht nur die Besitzer haben gewechselt, sondern auch die Gäste. Die Weinböblauer Kalköfen, ein königlicher am Spitzgrund und 5 private (1845), stehen still, sind teils verfallen, teils umgebaut. Der Steinbruchbetrieb ist eingestellt, doch kann man noch heute eine geologische Seltenheit dort studieren: Der Spenit ist schräg aufwärts über den Pläner geschoben worden, dabei hat er den Kalk aufgebogen und überkippt. Auch die Torfgräberei ist fast ganz eingegangen. Während 1845 noch 9 große Stiche in Steinbacher Flur (einer in Oberau) im Gange waren, gräbt man zur Zeit nur noch gelegentlich einige hunderte „Soden“ oder Torfziegel. Kalkarbeiter und -fuhrleute, sowie Torfstecher trifft man nicht mehr in der Mistchenke an, aber frohe Wandersleute, die den etwas abgelegenen und wenig begangenen Forst lieben, kehren oft ein und erfreuen sich der Waldesstille und der stärkenden, harzduftenden Luft.

Rosenmonat.

Vom Juni ab stehen die Rosen im Hochflor. Keine Blume erfreut sich seit alten Zeiten und bei allen Völkern einer solchen Hochschätzung wie die Rose. Die Entwicklungsfähigkeit der Natur hat gerade bei diesem Pflanzengeschlecht eine außerordentliche Mannigfaltigkeit hervorgebracht; ihre Formen, Sorten, Spielarten, Rassen in den Gärten sind unzählbar! Verschieden an Adel und Schönheit, in Größe, Färbung und Bau der Blumen und Blätter, tragen doch alle Rosen unverkennbar dieselben Familienzüge. Die meisten, schreibt Prof. Cohn u. a., sind Sträucher von mäßiger Höhe; manche bleiben klein und niedrig wie Wiesenblümchen; so das niedliche Liliput- oder Lawrenceköschchen, andere erwachsen zu hochstämmigen Bäumen. Viele Arten benutzen ihre lang aufstrebenden Triebe, um sie an aufrechte Stützen anzulehnen und sie mit ihren Auszweigungen zu durchflechten; sie überkleiden das Holzgerüst von Lauben oder das vor der Wand des Hauses befestigte Lattenwerk, sie schlingen sich rankenartig durch das verworrene Gezweig der Gebüsch, sie klettern hinauf bis in die Wipfel hoher Bäume, wobei sie mit ihren krummen Stacheln an Zweigen und Blättern sich festhalten. Manche Rosen erreichen ein hohes Alter. Während die Trauerrose, gleich der Weide von Babylon, ihre schlaffen blumenbehängenen Zweige melancholisch zur Erde neigt, und auch viele einheimische Rosen ihre blütenreichen Zweige in anmutigem Bogen herabhängen lassen, kriecht die Feldrose (Rose arvensis oder repens) mit niederliegenden Ästen weit hin auf dem Boden. Nur wer eine der von Zeit zu Zeit veranstalteten großen Rosenausstellungen oder einen jener poetischen Rosengärten gesehen hat, kann sich einen Begriff machen von der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit des Rosengeschlechts.

Alle Rosen ohne Ausnahme stammen aus dem gemäßigten Teile der nördlichen Erdhalbkugel, jenem Erdgürtel, welchen die Natur auch den bildungsfähigsten Zweigen des Menschengeschlechts zur Heimat auswählte. Die Länder des indogermanischen Volksstammes; das ganze Europa mit Ausnahme seiner nördlichsten,

unwirtbaren Gebiete, Kleinasien der Kaukasus, Persien, dann auch Turkestan, China, Japan und Nordamerika sind von wilden Rosen erfüllt; hier schmücken sie die Flußufer und die Feldraine, die Waldländer und die Gärten; Deutschland besitzt 26, die Schweiz 34 Arten wilder Rosen. Dagegen meidet die Rose das extreme Klima der heißen, wie der kalten Zone; in unseren gemäßigten Breiten liebt sie die Hügel und den Bergabhang, aber sie weicht zurück vor dem rauhen Alpenklima; sie fürchtet die Glut der Tropensonne; die indische Tiefebene betritt sie nicht; Sineses sogenannte indische oder Bengalrose stammt aus China. Dagegen findet die Rose sich in den indischen Hochgebirgen; sie überschreitet den nördlichen Polarkreis in Norwegen bis nahe zum 70. Grade; sie macht Halt an dem Wendekreis des Krebses; jenseits des Äquators ist keine einzige einheimisch. In Afrika beschränkt sie sich auf den Rand des Mittelmeeres, die südliche Halbkugel hat ebenso wenig einen gebildeten Völkernstamm, als eine Rose hervorgebracht; und wenn wir jetzt solche dort finden, so sind sie aus dem Norden eingewandert.

Es ist, als hätte die Natur ihre vollkommenste Schöpfung nur solchen Völkern gegönnt, die gebildet genug sind, das edle Geschenk zu würdigen. Anmutig ist der Anblick unserer wilden Heckenrosen, wenn der grüne Dornbusch um die Zeit der Sommer Sonnenwende mit Hunderten von großen weißen oder blakroten Blumensternen geschmückt ist. Ihre volle Schönheit, die das schlichte Naturgefühl und den gebildeten Geschmack in gleicher Weise zur Bewunderung zwingt, ihre poetische und kulturgeschichtliche Bedeutung hat die Rose erst gewonnen, seit sie vom Waldrande in den Garten verpflanzt, vom Menschen in Obhut genommen und vervollkommenet wurde; noch jetzt überrascht sie von Jahr zu Jahr durch immer neue und vollendetere Gestaltungen. Denn es ist mit den Blumen wie mit den Menschen; in den immer gleichen Verhältnissen des freien Naturlebens ähneln sich die Geschlechter in naturwüchsiger Einförmigkeit, und die edelsten Anlagen bleiben unentwickelt; erst die Kultur mit ihren tausend-

fach abgestuften Bedingungen gibt reicher begabten Naturen Raum zur vollkommener Entfaltung, und sorgsame Erziehung bildet jegliche Anlage zu ungeahnter Vollendung aus.

Vielleicht ist es ein Anzeichen für das verhältnismäßig jugendliche Alter des Rosengeschlechts, daß es sich noch nicht in so scharf gesonderte Arten gespalten hat, wie dies bei solchen Gattungen der Fall zu sein pflegt, welche bereits mehrere geologische Zeitalter überlebt haben. Wenigstens finden die Botaniker große Schwierigkeiten, selbst die einheimischen wilden Rosen durch zuverlässige und unveränderliche Merkmale „nach Nam' und Art“ zu unterscheiden, da zwischen den verschiedenen Formen sich Uebergänge finden. Dazu kommt, daß alle Rosen sich leicht untereinander kreuzen lassen; solche Mischlinge, die aus der Kreuzung zweier Arten hervorgegangen, vereinigen nicht bloß die Merkmale ihrer beiden Stammarten in überraschender Weise, sondern sie zeichnen sich oft auch durch üppige, fast übermäßige Größe und Füllung der Blumen, durch verlängerte Blütezeit, wie durch neue hervorsteckende Eigenschaften aus; gerade die schönsten unserer Gartenrosen sind solche Mittelformen, die durch absichtliche Vermischung zweier Arten von intelligenten Züchtern erzeugt wurden, nachdem sie die in den entlegensten Weltgegenden einheimischen Rosen durch Reisende hatten aufsuchen und in ihre Gärten zu kunstverständiger Pflege verpflanzen lassen.

Von vielen Rosen freilich, und zwar gerade von den schönsten, ist das Vaterland unbekannt, man weiß nicht, wann, und man weiß nicht, wo sie zuerst entstanden sind; sie sind immer nur durch Stecklinge oder durch Veredelung von Geschlecht zu Geschlecht, von Land zu Land verbreitet worden. Gleich den meisten Kulturgewächsen ist auch die Königin der Blumen heimatlos; sie gleicht dem Mädchen aus der Fremde: „man wußte nicht, woher sie kam“. Dies gilt insbesondere von der Centifolie, der Damascenerrose, der Moosrose, der weißen Rose, der gelben Eglanterie und vielen anderen Rosenarten.

—:—

Eine Nachtigall singt in der Lößnitz.

Wo singt sie? Viele Zitzschewiger Einwohner wissen es und haben sie schon gehört.

Wer abends etwa um 11 Uhr in Zitzschewig in die Nähe des Hohenhauses am Sechstein kommt, wird meist einen Vogel singen hören. Erstaunt bleibt er stehen. — Eine Nachtigall! — Da hört er es wieder, einen jubelnden Gesang, der dem der Feldlerche etwas ähnelt. Es ist ein Trillern, das man auf die Silben lili zurückführen könnte. Man ist vielleicht etwas enttäuscht. Plötzlich aber wechselt der Gesang in eine tieflöbende langsame Strophe, die in langgezogene, klagende Töne über-

geht. Alle Töne des Gesanges sind durchgängig rein, klangvoll und melodisch. Also doch eine Nachtigall! Und wie rührt das stille Lied in so friedlicher Nacht! Jetzt ist es etwas leiser, nun wird es lauter und lauter. Will das Vöglein sein des Nachts ziehendes Weibchen anlocken? (Die Männchen vieler Vögel ziehen einige Tage den Weibchen voraus; die Weibchen der Nachtigallen und anderer Sänger ziehen wegen der Tagraubvögel nachts.) Freut sich das Vöglein beim Singen der jubelnden Strophe auf das bald aus dem Süden zurückkehrende Weibchen? Denkt es an Nestbau und seine Jungen? Wird es traurig,

fängt es da an zu klagen, wenn es ihm einfällt, daß sein Weibchen vielleicht nicht mehr zurückkehrt? Es scheint menschliche Gefühle auszudrücken, darum diese eigenartige Wirkung auf uns Menschen. Doch wir können nicht in seine Seele blicken und geheimnissen vielleicht manches hinein, was nicht drin ist.

Unser Nachtsänger läßt sich bisweilen bis gegen 2 Uhr nachts hören. Es klopft uns das Herz, endlich einmal eine Nachtigall gehört zu haben. Man sollte eigentlich niemandem diese Illusion rauben, aber man muß doch der Wahrheit die Ehre geben: Es ist keine Nachtigall,

die da so schön singt. Der Sänger ist aber einer unserer besten; es ist eine Baumlerche, und zwar eine Nachtjägerin. Die meisten Baumlerchen singen, wie auch manche Nachtigallen, nur am Tage. Die Baumlerche oder Haidelerche (nicht mit der Feldlerche zu verwechseln) ist in unserer Gegend nicht sehr häufig. Nachtjäger sind besonders selten. Sie bewohnt hügeliges Gelände, am liebsten verwahrloste Gegenden mit trockenem Boden mit dünner Vegetation und jüngerem Gesträuch, oder sie wählt hart an Waldungen stehende Felder und Lichtungen. Auf fruchtbarem und feuchtem Kulturland fehlt sie.

Vor 3 Jahren konnte man von Anfang März eine Haidelerche in der Nähe der Lindenhöhe, dort, wo die Ringstraße von der Moritzburger Straße abzweigt, beobachten. Sie sang regelmäßig von abends 11 Uhr bis nachts 1/2 Uhr. Aber auch am Tage konnte man sie hören und sehen. Sie sang meist im Fluge, wodurch der Gesang schwächer und stärker zu werden

schien. Manchmal saß sie auch auf einem Kirschbaum und sang. Unter einem Erdbeerstock, aber nicht leicht zu finden, hatte sie ihr Nest. Es bestand aus Halmen und Wurzeln und enthielt vier weißliche, braun gefleckte Eier. Der Vogel selbst ist etwas kleiner als die Feldlerche. Am Kopfe trägt sie eine schwache Haube, die durch einen von Auge zu Auge gehenden weißlichen Ring eingesaßt ist. Sie lehrte das folgende Jahr wieder, verschwand aber dann, als auf dem Grundstück gebaut wurde. Voriges Jahr sang eine am Tage oberhalb der Selterschänke nach Rähnitz zu. Im Frühjahr 1915 ging der Ruf, eine Nachtigall sänge, durch Radeberg. An der alten Papierfabrik, mitten in der Stadt, sang eine Baumlerche abends von fast pünktlich 11.10 Uhr. Die Straße war ständig voller Menschen. Ich hörte da mehrfach, wie die Leute sagten: „Ich hätte mir den Gesang einer Nachtigall schöner vorgestellt, so singt unser Kanarienvogel auch.“ Man kann dazu nicht viel sagen. Wer nicht mehr oder weniger mit der Natur

verwachsen ist, wird ihre Schönheit nicht sehen. So auch hier. Wie man ein Volkslied nicht mit einem Kunstlied vergleichen soll, so wird man auch einen Naturjäger nicht mit einem durch Generationen auf den Geiang gezüchteten Käfigvogel vergleichen können. Die Wirkung des Naturgesanges, zumal in der Stille der Nacht, ist eindrucksvoll.

Unsere Haidelerche läßt, obgleich sie schon Mitte Juli gewöhnlich verstummt, oft nach der Mauser an heiteren Spätherbsttagen ihr Lied wieder erschallen. Zu solcher Zeit klingt es in der reinen, stillen Herbstluft besonders angenehm und lieblich. Wir lassen uns dann in solchen Augenblicken wohl von dem über uns kommenden Zauber täuschen und sind von Frühlingsahnung durchdrungen, ein Gefühl, wie es Umland gibt:

Ahnest du, o Seele, wieder
Sanfte, süße Frühlingslieder?
Blick' umher die salben Bäume! —
Ach! es waren holde Träume.“

W. Sch.

Wie unser Erzgebirge früher hieß.

Dr. Joh. Langer, Freiberg.

Wenn Faust dem Teufel bei seinem Erscheinen zuruft: „Bei Euch, ihr Herrn, kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen“, so trifft dieser Ausspruch in gewisser Hinsicht auch für die ältesten Namen des Erzgebirges zu. Das Erz ist ja erst ziemlich spät großzügiger ausgebeutet worden, so daß es für die Namensgebung früher nicht in Frage kam. Vorher verhüllte dichter Urwald unser Mittelgebirge.

Unser Erzgebirge stellt im Rahmen der deutschen Mittelgebirge eine immerhin beachtliche Erhebung dar, und seine Paßhöhen lassen es im Vergleich mit denen der Alpen als ziemlich unwegsam erscheinen, trotzdem imponierte z. B. den Römern der finstere, unermessliche Urwald mehr. Ja, auch die ältesten Namen bezeichnen es als Eichenwald, Waldgebirge. Allerdings sind damit die deutschen Mittelgebirge insgesamt gemeint. Der älteste Name ist

Arkynia

(bei Aristoteles und Cäsar), er geht auf keltisch Erkynia = Eiche zurück. Ptolemäus und Bellejus Patercullus (ein Zeitgenosse des Kaisers Tiberius) schreiben ferner: Die Markomannen bewohnen die vom herzynischen (= erkynischen) Walde umgebenen Gefilde.

Dann taucht 805 in der Chronik des Klosters Moissac in Südfrankreich der Name Fergunnawald auf, der sich zu Virgunnia, Virgundia, schließlich mittelhochdeutsch zu Virgunt entwickelt. Fergunna oder später Virgunt bedeuten allgemein Waldgebirge. Es muß die Eiche als Charakterbaum aufgewiesen haben. Der Name Fergunna trifft aber für die deutschen Mittelgebirge insgesamt zu. Das erkennen wir auch viel später darin, daß der mittelalterliche Dichter Wolfram v. Eschenbach sein Heimatgebirge in Westdeutschland Virgunt nennt und weiterhin erzählt, von Ritterturnieren würde so

viel Holz verbraucht, daß „der Swarzwalt und Virgunt müezen davon oede liegen“.

Selbst in kultivierten Gegenden Westdeutschlands war noch im 8. Jahrhundert n. Chr. viel Urwald. In größter Nähe des Klosters Fulda mußte sich der Abt Sturm (Gründer des Klosters) mit dem eisernen Baummesser durch die Waldwildnis Bahn brechen. Und unsere Erzgebirgsmoore und -sümpfe mit ihrem trügerischen Boden, ihren Windbrüchen, ihren dicken Nebeln, ihren sturmgepeitschten Krüppelkiefern oder ihrem finsternen, flechtenbehangenen Wildwald geben uns noch jetzt einen wenn auch abgeschwächten Begriff des Fergunna-Urwaldes. In unseren uralten Kindermärchen, die man auch Märchen aus der Kindheit unseres Volksstammes nennen könnte, bildet der Wald stets den Ort des Grauens, der bösen Mächte. Es ist fast das gerade Gegenteil heute eingetreten, wo wir in Waldeslust, Waldesromantik Erholung von der Alltagsarbeit suchen. Der Wald ist in seiner ursprünglichen Entwicklung und natürlichen Entfaltung ein Feind der Tiere und des Menschen, in ihm darf man keinen großen Wildbestand, vor allem nicht viel größere Raubtiere vermuten. Heute noch halten sich die Fleischfresser an den Rändern der afrikanischen, südamerikanischen und Sumatrawälder auf. Dort beginnt die Steppe, dort ist der Tummelplatz der Herden des pflanzenfressenden Wildes. Auch in unserer Urwaldgegend ist es so gewesen. Nur die Flußtäler mögen, wie die Prähistoriker annehmen, sumpfige Wiesenbänder gebildet haben, in denen die wasserreichen Flüsse und Bäche jahraus, jahrein ihr Bett verlegten. Der norddeutsche Boden und die Egerländer Aue können schon damals wie die Elbtalwanne steppenartigen Charakter teilweise getragen haben. Dort finden wir auch die ersten Niederlassungen der steinzeitlichen Menschen.

Ein sehr alter Name unseres Erzgebirges bzw. der böhmischen Randgebirge (Böhmerwald, Erzgebirge, Elbsandsteingebirge, Sudeten) war ferner der

Mirkwidowald.

Im früheren Mittelalter ist er meist gebraucht worden. Er ist eine nordgermanische, altsächsische Bezeichnung und bedeutet: mirk = finster, widu = Wald, Holz. Die Sage erzählt, daß über ihn die Schwanzjungfrauen nach Süden ziehen, die Feuerriesen nach Norden reiten. Nach einem alten Berichte bildet er die Grenze zwischen Götter- und Sonnenreich. Damit können nur Erzgebirge und Sudeten gemeint sein. Eine Urkunde des Kaisers Otto II. für den Bischof von Merseburg (974 ausgestellt) spricht vom Jagdwild im großen Wald „Miriquidi“. Hier ist selbstverständlich nur das Erzgebirge gemeint. Ebenso weiß die Chronik des Altsachsen Thietmar von Merseburg 1004 von einem Zug Heinrichs II. gegen die böhmischen Slawen zu berichten, bei dem Boleslaw von Polen „in dem Wald, der Miriquidi heißt“, einen Berg besetzt hat. Ferner lesen wir: „ein großer und umfangreicher Wald, der damals fast den ganzen meißnischen Gebirgszug einnahm“. Dieser Wald bildete also eine breite, sichere Flächengrenze zwischen den norddeutschen, thüringischen und den böhmischen Wohngebieten. Er ist ein schwer zu überschreitendes Hindernis für Ueberfälle, nach modern geographischen Begriffen bildete er eine sogenannte Pufferfläche.

Im ganzen Mittelalter galt aber als Name für unser Gebirge:

Böhmerwald.

Diese Bezeichnung wäre vielleicht bis heute erhalten geblieben, wenn nicht die Erzfindung eine neue Namensstauung veranlaßt hätten. Der Böhmerwald von heute hieß damals aber der Nordwald (so nannten ihn die Bayern). Die ältesten europä-

ischen, die südeuropäischen Seelarten, umsetzen Böhmen nicht mit Gebirgszügen, sondern mit Bäumen. Auch eine von Kardinal Nikolaus Kues (Cusanus) in Eichstädt 1402 herausgegebene Deutschlandkarte tut dies. Die Kaiserchronik (um 1150) sagt: „damals war der Behaimwald auf allen Seiten versperrt, so daß niemand durchkommen konnte, er hätte denn auf der Stelle sein Leben verloren“. Die mittelalterlichen Quellen nennen ihn zwar alle so, aber meist nicht auf Grund eigener Anschauung, sondern sie schreiben voneinander und von älteren Verfassern ab. Wie volkstümlich der Böhmerwaldname war, sieht man daraus, daß das bekannte Till-Eulenspiegel-Volksbuch erzählt: „Bald hub sich Eulenspiegel aus dem Lande Thüringen gen Dresden vor dem Böhmerwalde an der Elbe“. Auch Vornehme nannten unser Gebirge so, denn 1575 trägt der zum Regensburger Reichstag reisende Kurfürst August in seine Reisekarte zwischen Joachimsthal und Annaberg ein: Böhmer Wald. 1540 weiß Sebastian Münster in seiner Kosmographie: „Der Böhmerwald umgrenzt das Böhmer Land ringsum“. 1858 nennt der Freiburger Rektor und Chronist Möller die weihnächlichen-böhmischen Gebirge, und Freiberg liegt an den sudetischen, an dessen „Ende und Wurzeln“. Wie Stübler anführt, unterschieden die Urkunden aus der Zeit der Hussitenkriege schon scharfer. Nach ihnen (1419 bis 1436) liegt der „Böhmer Wald“ zwischen Donau und Elbe, das „Gebirge“ aber ist die östliche Umrandung

Böhmens. 50 von 1000 Urkunden unterscheiden „Gebirge“ und „Wald“. Vom Böhmerwald heißt es: „vber walt ziehen“ oder „rücken“. Das Erzgebirge heißt stets „Wald“, z. B. am 29. Dezember 1429: „Die Hussen haben sich vber walt erhoben und in das Land gen Meichsen gericht“.

Der Name Böhmerwald wird dann immer mehr verdrängt durch

Erzgebirge.

Zuerst bezeichnete man freilich mit dem Ausdruck „die Erzgebirge“ Bergwerksbezirke, oft auch nur zwei oder drei Bergwerke. So lesen wir bei Petrus Albinus 1589. 1626 wird in der Verwaltungssprache bereits vom „Erz- und Obererzgebirgischen Kreis“ gesprochen. 1699 erschien Christ. Lehmann († 1688) „Historischer Schauplatz der natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißner Obererzgebirge . . .“ 1729 ist nach Weise in seiner Topographie von Hohnstein „das Meißner Erz-Gebirge auf der occidentischen Seite, so ein Stück vom Böhmer Walde“. Der Falkenberg (der jetzige Hohwald bei Neustadt) liegt an der „Wurzel dieses Gebirges“. Die Sächsische Schweiz wurde also mit dazugerechnet. Süße kennt in seiner Historie von Königstein 1755 bereits „das Erzgebirge“; Hauptmann E. Becker nennt 1815 zuerst „das Erzgebirge“ auf einer Landkarte. Wie fest aber der alte Name Böhmer oder Böhmischer Wald im Gedächtnis haften blieb, sieht man daraus, daß in den 1781 erschienenen „Räubern“ Schiller Szenen

sich in einer „Schänke an der Grenze von Sachsen“ oder „in den böhmischen Wäldern“ abspielen läßt.

Man kann den Namen zwar wechseln, aber man bleibt dabei der, der man war. Auch unser Erzgebirgsbild ist bei aller Namensentwicklung bis etwa 1200 im großen und ganzen dasselbe geblieben. Bis dahin war es noch unbewohnt von den prähistorischen Siedlern geblieben. Nur bis Plauen und im Elbtal drangen diese Menschen, die aus Flußgeröllen, Knochen, Bast, Holz, später aus Bronze (Zinn- und Kupfermischung), zuletzt aus Eisen ihre Waffen und Handwerksgeräte herstellten. Auch die folgende Slawenzeit sah nur in den zwei genannten Landschaften, also am Erzgebirgsraum, dann am Nord- und Ostgebirgsfuß dauernde menschliche Siedlungen. Ein schmales Flußauengefilde entlang der Zwickauer Mulde bis Zwickau trug ebenfalls slawische Volkskultur. Erst der nervigen deutschen Bauernfaust blieb es vorbehalten, den Erzgebirgswald um 1200 zu roden. Freilich hatte sich bis dahin infolge klimatischer Veränderungen auch das Urwaldaussehen etwas geändert. Manche Nadelbäume hat erst der Mensch nach unseren Gegenden verpflanzt. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts können aber froh sein, daß noch so ansehnliche Waldungen unser Gebirge bedecken, in ihnen träumen wir uns gern in die Urzeiten zurück, da Botan und Donar noch zu unseren Vorfahren sprachen.

(Staatszeitung).

Frauenkirche — Dresdens Trohkopf.

Friedrich der Große prägte das Wort, als er bei der Belagerung der Stadt die hohe Wölbung der Frauenkirche als Ziel für seine Kartätschen ansah. An dem steinernen, kühn emporragenden Steinen prallten wirkungslos seine Kugeln ab, da rief er: Laßt den Trohkopf stehen!

Manch ernste Feierstunde haben wir schon in dieser Kirche erlebt. Seltsam bewegt und doch in edler Harmonie lösen sich die Linien des Barock an diesem Kunstwerk. Eine wunderbare Mischung von trübiger Kraft mit der Grazie jener Zeit!

Ein alter Kirchner, der Jahrzehnte lang diese Kirche betreute und mit jedem Winkel und Eckchen vertraut und bekannt ist, war unser Führer. Er kannte genau die Geschichte der Frauenkirche, aber auch ihre besonderen Eigenheiten waren ihm geläufig und er erzählte manche seltsame Episode von ihr.

Treppauf und ab, ein verworrenes Netz von Gängen und Türchen, von denen manche verschlossen war, denn die Renovierungsarbeiten sind noch längst nicht beendet. Aber wenn man durch eine der Türen eine Empore oder eines der Betstübchen betritt, bietet sich ein entzückender Anblick. Durch die hohen Fenster leuchtende Vorfrühlingssonne! Weit und hoch der Raum, edel die Gliederung der Kirche bei all der Fülle und scheinbaren Unregelmäßigkeiten derselben. Dann geht es empor zu den Glocken. Auch diese reich und schön, an die Ueberfülle jener Zeit erin-

nernd. Schwarz das alte Gebälk, und doch werden die Glocken gezogen wie in früherer Zeit, wo man von elektrischem Läutewerk keine Ahnung hatte.

Dann treten wir auf die Galerie, welche innen um den Aufbau der Kuppel läuft und von wo aus am Weihnachtsabend der Chor, gleich Engelstimmen herniederhallt. Mächtig wölbt sich die Kuppel über uns, mächtig streben die Pfeiler des Schiffes hoch, — es ist ein herrlicher Anblick! Dann geht es im Mauerwerk der äußeren Kuppel hinauf bis zur Laterne. Keine Stufen, ein ansteigender Gang, der sich empormwindet und nur hier und da den Blick in den gewölbten Hohlraum freigibt. Und hier sieht man so recht die Genialität des Schöpfers dieser stolzen Kirche. Meterdickes Mauerwerk, gestützt durch Querpfeiler, die wieder aus dem Stein herauswachsen. Da erzählt uns unser alter Führer, aus den Unterkellern der Kirche reichten die Luftschächte bis hier herauf. Er konnte sie nicht öffnen, da der Umbau es verbot, aber unzählige Fledermäuse sehe man darin hängen, eine neben der anderen, tief versunken in ihren Winterschlaf.

Endlich sind wir oben in der Laterne, ein Holztreppchen leitete zur letzten Höhe. Tief unter uns liegt die Stadt, weit, weit ausgebreitet. Straßenzüge erscheinen wie dunkle Gräben, Türme ragen daraus hervor und das silberne Band der Elbe mit den hochgewölbten Brücken zieht sich licht und freundlich durch das Bild. Blau und

klar in der Sonne des Vorfrühlingsstages säumen die Berge den Horizont.

Sei mir gegrüßt, du liebe, herrliche Elbestadt! Nun geht es hinunter denselben Weg. Und statt der freien Luft der Höhe umgibt uns dunkles Kellergewölbe. Wir sind in den Kathakomben angelangt. Unser freundlicher Führer erzählt uns da allerlei, wie er bei einem Wasserrohrbruch, der diese mächtige Unterkellerung, die bis in die Rampische Straße hineinragt, unter Wasser gesetzt hatte, selbst die Gräber da unten entdeckt hätte. So an die dreihundert Leichen seien da aufgebahrt, und es sei zur Zeit Augusts des Starken und seines Nachfolgers schier eine Ehre gewesen, seine Toten dort beisehen zu dürfen. Viel Geld habe das gekostet, und nur des Nachts hätten diese Begräbnisse stattgefunden. Da zeigte er eine Öffnung in der Wölbung des Hauptraumes, die sich unter dem Schiff der Kirche befindet. Hier wären die Särge hinabgelassen worden unter Musikklängen und Gesang, bei dem dumpfen Licht der Fackeln. Dann habe man den Sarg in eine Nische gebracht, und wenn diese voll gewesen, habe man sie zugemauert. Dadurch sind so allerlei Winkel und Ecken, Treppchen und Nischen entstanden, durch die wir uns zwängen, um hier und da einen Blick in die Gräfte werfen zu können. Versalene Särge, in denen ein Knochenrest, Moder und eine verblühtene Schleife, ein Fetzen Seide an vergangene Menschlichkeit erinnern!

Regina Berthold.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint, 14tägig für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhoffstraße 5, Fernsprecher Nr. 11541 und 11542
Schriftleiter: A. Schrueth, Köhlschbroda.



Nr. 13. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Juni 1930

Jugendvereine.

Im laufenden Jahre begehen zwei Jugendvereine unserer Stadt festliche Gedenktage. Der eine der ehemaligen Gemeinde Zitzschewig, feierte vor kurzem sein 40. Stiftungsfest als moderner Verein, der andere von Köhlschbroda gedenkt im Laufe des Sommers das erste Auftreten eines „Jugendvereins“, des angeblichen Vorgängers des heutigen vor 75 Jahren festlich zu begehen. Beide Vereine und mit ihnen der dritte des Stadtteiles Raundorf sind heute fast ausschließlich Geselligkeitsvereine, die wohl in verhältnismäßig junger Zeit „gegründet“ wurden, die aber ihre Wurzel, der heutigen in ihnen zusammengeflochtenen Jugend meist unbewußt, in viel früherer Zeit suchen müssen. Sie sind meist so alt, wie die Orte selbst und erwachsen aus den Verhältnissen des ganzen gemeindlichen Lebens, das ehemals ein viel mehr in sich abgeschlosseneres war als heutzutage und in der jüngeren Vergangenheit. Man muß, um den Ursprung der Jugendvereine zu erklären, zurückgehen auf jene Zeit, in der unsere Köhlschdorfer noch fast ausschließlich reine Landwirtschaftsorte mit einem seit Jahrhunderten fest geschlossenen Bauernstande waren, der durch die bestehenden Rechtsverhältnisse fest an die Scholle gebunden war und dessen Altgemeinden weder aus sich heraus, noch von außen her sich vergrößern konnten und wollten. Innerhalb dieser in sich abgeschlossenen Gemeinden schied sich von jeher streng die Jugend, worunter man alle Unverheirateten verstand, von den Dorfgemeinschaften, die in den Ehestand getreten und diese Jugend war, von den wenigen Festen des Jahres an denen das Dorf sich in seiner Gesamtheit der Geselligkeit widmete, mit ihrer sonntäglichen Zerstreung und Erholung fast ausschließlich aufeinander angewiesen. Tanz gab es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur zu Fastnacht, den drei hohen Kirchensesten, zur Kirmeß und dem Erntefeste und wir haben aus Raditz das Zeugnis, daß die dortige Gemeinde noch 1889 darum nachsuchte, zu genannten Gelegenheiten in den Bauernstuben tanzen zu dürfen. Sonst

vergnügte man sich, auch dafür gibt Raditz das Beispiel, in den Bauernhöfen oder auf dem Dorfplatze. Tanzböden wurden in den alten Dorfschänken erst verhältnismäßig spät eingerichtet. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man in den abgeschlossenen Dörfern des Thüringer Waldes an schönen Sommerabenden die Jugend singend die Dorfstraße auf- und abziehen sehen.

Einen gewissermaßen offiziellen Charakter erhielt die zusammengeschlossene dörfliche Jugend jedoch durch die Kirche. Bei besonderen kirchlichen Veranstaltungen und Festlichkeiten trat sie stets geschlossen auf. Das erzählt der Chronist Schubert beispielsweise von der Jubelfeier der Augsburgerischen Konfession vor genau hundert Jahren. Bei dem dreitägigen Kirchenseste am 25. bis 27. Juni 1880 zog die „Jugend“ geschlossen zur Kirche und führte damals zum ersten Male eine eigene Fahne, die die Devise „Friede, Freude, Ordnung“ trug, mit Silberfransen eingefast und an dem Schaft mit weiß-grünen Schnuren und Quasten versehen war. Diese älteste Fahne führte die Köhlschbrodaer Jugend noch 1865 bei festlichen Gelegenheiten. Bei der zweihundertjährigen Gedächtnisfeier des Waffenstillstandes von Köhlschbroda am 24.—27. August 1845, die zugleich mit dem Erntefest begangen wurde, nahm die „Jugend“, worunter man, wie Schubert in seiner Chronik ausdrücklich bemerkt, „hierorts die unverheirateten jungen Leute beiderlei Geschlechts versteht“, in ländlichen Kostümen geschlossen auf. Der damalige Lehrer Großmann von Cosselbaude erzählt, daß auch die „Jugend“ von Cosselbaude, Gohlis, Oberwartha und Gruna (heute ein Teil von Niederwartha) an diesem Feste teilgenommen, und zwar die männliche in „altertümlicher Bauerntracht mit weißen Hüten“, die weibliche in „ziemlich kurzen, wollenen Röcken, blauen Schürzen, weißen Strümpfen, bloßen Hemdärmeln und Knetten (?)“.

1855 feierte man den dreihundertjährigen Religionsfrieden, wobei die „Jugend“

den feierlichen Zug der Gemeinde von der Niederschänke aus unter Vorantzen einer neuen, der zweiten Fahne, eröffnete. Diese Fahne war weiß, ebenfalls mit Silberfransen wie die von 1880 besetzt und hatte als Devise die Inschrift „Zum Jubelfeste 1855 von der Jugend zu Köhlschbroda.“ Unter derselben befand sich eine gestickte grüne Eichenlaubkante. Diese alte Fahne wird noch jetzt geführt und von ihr leitet der heutige Jugendverein, der als solcher viel später gegründet, sein diesjähriges 75jähriges Jubiläum her. Er könnte mit demselben Rechte sein hundertjähriges Bestehen auf Grund der ersten Fahne von 1880 begehen. Die Fahne von 1855 wurde der Kirche als Geschenk der „Jugend“ von Köhlschbroda überwiesen, während die „Jugend“ von Niederlöbnitz derselben zwei Altarvasen stiftete. Diese letztere Jugend war übrigens die erste der Parochie, die sich in einem ausgesprochenen Verein zusammenschloß. Schon in den ältesten Nummern der ehemaligen Köhlschbrodaer Zeitung von 1866 findet man Ankündigungen des „Jugendvereins Niederlöbnitz“. 1861 wieder hören wir, daß die gesamte „Jugend“ des Kirchspiels anlässlich der Einweihung einer neuen Orgel unserer Kirche eine stattliche Summe unter sich gesammelt hatte und dafür dem Gotteshaus einen Altarteppich und ein silbernes Kreuz für den Altar stiftete, die sie in feierlichem Zuge zur Kirche brachten. Ein besonderes Zeichen des Gemeinschaftsgefühles der Jugend vor 70 Jahren erwähnt Schubert in seiner Chronik. Als im Sommer 1860 in Pindenan ein armes unbescholtenes Mädchen in jugendlichem Alter starb, beschloß die „Jugend“ des Kirchspiels zum Zeichen der Trauer und des ehrenden Andenkens an die verbliebene Kameradin „auf das liebste ihrer Vergnügungen, auf das Tanzen während der nächsten Zeit zu verzichten“. „Und sie hielt Wort“ fügt der Chronist anerkennend hinzu. — In den siebziger Jahren vorigen Jahrhunderts schloß der jahrhundert alte Zusammenhalt der Jugend ein. Die schnelle Entwicklung der Köhlschdorfer

für denselben nicht förderlich gewesen zu sein. Die stark fluktuierende Bewohnerzahl der Orte ließ solch kräftiges Gemeinschaftsgefühl der Jugend wie in früherer Zeit nicht recht wieder hochkommen. Erst das Ende des vorigen Jahrhunderts weckte den Jugendvereinsgedanken wieder auf,

wenn auch die neuen Vereine von ganz anderen Gesichtspunkten aus entstanden als der frühere Zusammenschluß der „Jugend“. Immerhin halten diese Vereine ein Stück alter Tradition aufrecht und wenn sie noch heute beispielsweise die schöne Sitte des Brautpförtensessens ausüben

und dabei dem angehenden Ehepaare, das von der „Jugend“ in ihrem Sinne Abschied nimmt, die letzte Jugendbegegnung erweisen, so heben sie schon allein damit ihre Organisation über das Niveau eines reinen, banalen Geselligkeitsvereines hinaus.

—15

Die Syrauer Drachenhöhlen.

Wohl selten trifft man in einer Landschaft, die an Flächenraum unserm Sachsenlande gleichkäme, so vielerlei verschiedene Gesteinsarten und so vielgestaltete Felsformen an, wie in unserm Heimatländchen. Fast jedes der vielen Seitentäler unsrer Elbe hat dementsprechend dem aufmerksamen Wanderer etwas Besonderes aus grauer Vorzeit unsrer Mutter Erde zu erzählen. Das gilt namentlich von den Schluchten, wo nacktes Felsgestein zutage tritt. Weniger reich als andere Landstriche in Mitteleuropa sind wir jedoch an Felsenhöhlen; denn die hier und da im Elbsandsteingebirge vorkommenden Ueberdachungen und Spalten sind wohl originell, bilden aber selten größere Hohlräume. Um so mehr dürfen wir uns über die vor zwei Jahren ganz unerwartet entdeckten großen unterirdischen Kalkschieferhöhlen bei Syrau im Vogtlande freuen.

Bekanntlich hatte man von ihrem Vorhandensein bis vor zwei Jahren keine Ahnung gehabt. Nur eine alte Sage dortiger Gegend will von einem Drachen in einem Höhlenversteck wissen, dem viel Opfer gebracht worden sind, bis ein junger Bauer ihn erlegt hat. Bei Steinbrucharbeiten in einer ziemlich flachen Kalkschiefergrube rutschte einem Steinbrecher ein eiserner Keil in eine bisher nicht beachtete Spalte. Bei der Bemühung, sein Werkzeug wieder heraufzuziehen, entdeckte

er eine tiefergehende Felspalte, die sich nach unten hin erweiterte und sich nach vorsichtigem Weitergraben bald als Zugang zu einer flachgewölbten Grotte entpuppte. Nach allmähligem weiterem Eindringen, Abteufungen und Durchleuchten des ersten Raumes hat sich dann nach und nach eine ganze Kette unterirdischer, durch Wasser ausgewaschener Hohlräume mit wunderbar schönen Tropfsteingebilden den staunenden Entdeckern gezeigt.

Die Gemeinde Syrau hat es sich viel Mühe und Geld kosten lassen, diese interessante Unterwelt nicht nur zugänglich zu machen, sondern auch in ganz reizvoller Beleuchtung den Besuchern vor Augen zu führen. Eine steinerne Wendeltreppe von 82 Stufen führt in das durchschnittlich 30 Meter unter Tag gelegene Höhlenlabyrinth, wo an gefährlichen Stellen überall schützende Geländer angebracht sind.

Unter den zahlreichen vielgestaltigen Tropfsteingebilden, die teils vom Felsboden herauswachsen, teils aus den Spalten der Deckengewölbe herunter im Laufe der Jahrhunderte sich aus den kalkgesättigten Tropfen geformt haben, ist wohl das eigenartigste „die Gardine“, besser gesagt „die Gardinen“, denn es hängen mehrere wie bei einer Wäsche von der Decke herab. Diese einzigartige Tropfsteinbildung, einem in modedarbigen

Streifen gewebten Vorhange täuschend ähnlich, macht auf den Beschauer ganz und gar nicht den Eindruck, als wäre sie wirklich aus glashartem Gestein in ungezählten Zeitläuften entstanden. Während die größeren Gewölbe durch spiegelnde Wasserflächen ihren besonderen Reiz haben, der durch magische Beleuchtung noch erhöht wird, findet man in den kleineren Kammern originelle, wie von Künstlerhand geformte Lehmornamente als Fußbodenschmuck. Auf dem untersten See, der übrigens im vorigen trockenen Sommer drei Meter Wasserstand eingebüßt hatte, befindet sich ein Kahn, der noch zu weiteren Forschungen in den Felspalten dienen soll. Wer weiß, was da noch weiterer Erschließung harret!

Da die Bahnverbindung und Autobuslinie nach Plauen einem Besuche von Syraus Unterwelt günstig ist und sich damit eine sehr reizvolle Wanderung durch die Vogtländische Schweiz vereinen läßt, kann eine Fahrt dorthin jedem Natur- und Heimatfreunde warm empfohlen werden. In der Nähe sind ja auch die herrlichen Felsentäler der wildschäumenden Trieb und der weißen Elster. Wer gut zu Fuß ist, soll auch nicht versäumen, die Schleizer uralte Bergkirche zu besuchen.

D. Th.

Vom Wasserhaushalt des Waldes.

Das Geheimnis der Holzringe. — Unterschiede zwischen Laub- u. Nadelholz. — Der Wald als Wasserregulator.

Dem Laien erscheint der Wald gleich einem Bilde, schön, aber ohne Leben. Doch sobald wir den Wald mit dem Auge des Naturforschers betrachten, so ist alles mit einem Male verwandelt. Da ist, wie Prof. Cohn wunderbar darlegt, ein Leben und ein Weben im Walde, ein Schaffen und Arbeiten, ein Knospen und Sprossen, ein Auf- und Niederströmen, ein Bilden und Umbilden ohne Raft und ohne Haft, ohne Anfang und ohne Ende. Unterhalb des Waldes, der die grünen Laubwipfel in die Lüfte streckt, werden wir einen zweiten Wald gewahr, den die Erde unseren Blicken entzieht. Jeder Stamm teilt sich unten in eine Anzahl Hauptwurzeln, die erst in stärkere, dann in immer feinere Seitenwurzeln sich auszweigen und zuletzt in ein Fadengewirr zarter Faserwurzeln sich auflösen. In den Nadelwäldern des Gebirges, wo eine dünne Humusschicht den Felsboden bedeckt, breiten sich die unterirdischen Baumkronen in der Fläche aus und verwachsen, gegenseitig sich haltend und ernährend, untereinander zu einem zusammenhängenden

Wurzelnetz; in dem lockeren Boden der Ebenen steigen die Wurzeln in die Tiefe abwärts, so daß sie auch an Höhe den Laubkronen nahe kommen, bis sie den unterirdischen Strom des Grundwassers erreichen, der Jahr aus, Jahr ein mit nahezu gleicher Stärke unsichtbar dahinfließt und die Blätter auch in der heißen Jahreszeit trinkt, wo die obersten Bodenschichten oft ausgetrocknet sind. Durch die Faserwurzeln aber, welche die feinsten Spalten und Lücken zwischen den schwarzen Humusbröckchen und den Sandkörnchen des Bodens umspinnen, verwächst der Baum so innig mit der mütterlichen Erde, daß nur die Riesengewalt der Wetterssäule mit drehender Bewegung ihn auszureißen und niederzulegen im Stande ist. Aber diese Faserwurzeln sind auch eben so viele Mäuler, durch welche der unterirdische Wald das Wasser einsaugt, das vom Himmel fällt und leise und verstoßen zwischen den Sandkörnchen des Erdbodens verrinnt. Im Innern der Bäume steigt das eingeschöpfte Wasser von Zelle zu Zelle und wird wie in einer unendlichen Eimer-

fette emporgehoben, von der Wurzel in den Holzstamm, vom Stamme in die Äste, bis hinauf zu den letzten Verzweigungen und in die an sie gehefteten Blätter.

Bekanntlich unterscheiden wir am Baumstamm Holz und Rinde; was wir aber Holz nennen, sind fest verbundene Massen zahlloser schmaler, aber langer Zellen, die an beiden Enden in Spitzen auslaufen und so übereinander gestellt sind, daß immer zwischen die Spitzen einer unteren Reihe die Enden einer oberen genau einpassen: die Wissenschaft bezeichnet sie als Tracheiden. Zwischen ihnen verlaufen, vereinzelt oder in Gruppen gelagert, Haarröhrchen von außerordentlicher Länge, die wir als Holzgefäße bezeichnen. Tracheiden und Holzgefäße besitzen die Fähigkeit, mit ganz besonderer Leichtigkeit und Schnelligkeit Wasser in ihrer Längsrichtung fortzuleiten. Außerdem finden wir im Holz noch dickwandige Holzasserzellen; je nachdem diese in größerer oder geringerer Zahl vorhanden sind, ist das Holz härter oder weicher. Wird Holz mit auflösenden Chemikalien,

zum Beispiel mit verdünnter Natronlauge gekocht, so zerfällt es in seine einzelnen Fasern, die dann, untereinander verfilzt, das Hauptmaterial zu den geringeren Papierarten liefern. Im lebenden Holzstamm sind alle diese faserartigen Zellen und Gefäße in konzentrischen Zonen um einen mittleren, aus runden Zellen aufgebauten Cylinder, das Mark, geordnet; von diesem laufen, wie die Speichen von der Nabe des Rades, die Markstrahlen als schmale Streifen tafelförmigen Zellgewebes strahlenartig zwischen den Holzfasern quer nach außen zur Rinde. Jede Zone des Holzes ist das Erzeugnis eines Jahres und wird deshalb als Jahresring bezeichnet; wir können an ihm die weichere, poröse, gefäßreiche Bildung der Frühlings- und Sommermonate, das sogenannte Frühlingsholz, von dem dichteren und festeren, gefäßarmen Herbstholz schon mit bloßem Auge unterscheiden. Leicht unterscheiden wir auch auf den ersten Blick Laub- und Nadelholz; denn diesem fehlen die Gefäße der Laubbölzer, die im Querschnitt als feine Poren, im Längsschnitt als haardünne Kanälchen sichtbar sind; Nadelholz, gleichviel, ob es von Kiefer, Tanne, Fichte, Lärche, Eibe oder Wachholder oder von einer ausländischen Konifere stammt, besteht ganz und gar aus vierseitigen Tracheiden, die, unter dem Mikroskop betrachtet, auf zwei Seitenflächen mit Reihen großer Doppelkreise, sogenannten Hoftüpfeln, zierlich gezeichnet sind.

Alljährlich bildet sich unter der Rinde an der Außenfläche des Holzstammes ein neuer Jahresring; dieser ist es, in dessen Gefäßen und Tracheiden das von den Faserwurzeln eingesaugte Bodenwasser emporgetrieben wird bis hinein in die Äste und Zweige des Wipfels, um von hier aus die Laubmassen mit Wasser zu versorgen. Nur im Frühling, wo beim Erwachen der Vegetation der Wasserstrom am stärksten ist, nehmen auch noch die sechs bis zehn jüngsten Jahresringe, die den Splint bilden, als Reserveleitungen den Ueberfluß des aufsteigenden Wassers auf. Aber wenn der Baum auch schon Jahrhunderte überlebt hat, so dienen doch immer nur die jüngsten Holzlagen dem Wassertransport; alles ältere Holz ist tot; seine Zellen, in denen kein lebendiger Cytoplast mehr arbeitet, enthalten nur Luft, ihre Wände färben sich, von Gerbstoff durchtränkt, dunkler und bilden das Kernholz.

Der Liebende, der nach altem üblichen Brauch das Monogramm seiner Angebeteten, vielleicht noch mit Datum und Jahreszahl, tief in die Rinde eines Baumes einschneidet, ist sich dessen nicht bewußt, daß er gleichzeitig ein interessantes physiologisches Experiment anstellt. Die Jahre vergehen, der Baum lagert über die vertieften Buchstaben einen Jahresring nach dem anderen, und wenn er endlich gefällt und das Holz durch Zufall an der richtigen Stelle gespalten ist, dann verrät er in den wohlerhaltenen Schriftzügen das Geheimnis einer vielleicht längst erloschenen Flamme, das er so viele Jahre

hindurch getreulich in seinem Innern verwahrt hatte; die Zahl der inzwischen neu gebildeten Jahresringe entspricht natürlich der eingeschnittenen Jahreszahl.

Abwärts setzt sich das Holzgewebe der jüngsten Jahresringe in den Wurzeln fort und verteilt sich in alle Auszweigungen derselben; selbst die dünnsten Faserwurzeln werden noch der ganzen Länge nach von einem mittleren Holzbündel durchzogen, das mit dem wasserleitenden jüngsten Jahresring in Verbindung steht. So kommt es, daß alles Wasser, das die zahllosen Faserwurzeln des Baumes aus allen Enden des von ihnen durchwurzelten Erdreichs einsaugen, sich im Holzgewebe der Hauptwurzeln vereinigt und zuletzt in einen einzigen Strom an der Außenfläche des Holzkörpers in den Jahresringen des Splintes zusammenfließt, etwa so, wie das an tausend verschiedenen Stellen aus der Erde quellende Wasser zuerst in Bächen, dann in Flüssen, zuletzt im großen Strome sich sammelt.

Das jüngste Holzgewebe des Stammes setzt sich wie schon bemerkt, aufwärts fort in die Äste und Zweige; aus diesen treten Holzbündel in die Blattstiele und verzweigen sich in feinerem und immer feinerem Geäder im Innern der Blattflächen; der Wasserstrom, der den Stamm umfließt, verteilt sich daher in den Blättern in dünne Wasserfäden. So steigt in jedem Baumstamm, verhüllt und zusammengehalten von der Rinde, eine Wasserjähle in Form eines gewaltigen Cylinders gen Himmel, die sich oben in den Ästen, Zweigen und Blättern garbenartig in feinere und immer feinere Wasserstrahlen auflöst; ein Wald erscheint dem Auge des Naturforschers gleich Tausenden und aber Tausenden solcher Wasserjählen, ein, zwei, drei, ja sechs und mehr Meter im Umfang, dreißig bis sechzig Meter hoch, viel großartiger, als irgend eine Wasserfontäne von Versailles, Wilhelmshöhe oder Peterhof sie emporzutreiben vermag.

Der größte Teil des Wassers, das von den Wurzeln aus im Holzstamm aufwärts steigt und in die Blätter tritt, verdunstet langsam in ihren breiten, dem Luftzuge ausgehnten Flächen wie in einem Gradierwerk. Wäre der Wasserdunst nicht durchsichtig wie die Luft, wir würden jeden Baum in eine Dampfwolke eingehüllt sehen, gleich dem Schornstein einer Lokomotive. Das Gewicht des Wassers, welches ein Hektar Buchenwald in einem Sommer verdunstet, wird im Durchschnitt auf drei Millionen Kilogramm geschätzt. Diese Wassermenge würde, wenn sie über einen Hektar ausgebreitet wäre, denselben dreißig Zentimeter hoch mit Wasser bedecken; da nun aber in Deutschland jährlich im Durchschnitt siebzig Zentimeter Regen fallen, so ergibt sich daraus, daß die größere Hälfte des Regenwassers, das auf den Wald sich ergießt, nicht in den Blättern verdunstet wird, sondern im Boden verbleibt und, in die Tiefe versinkend, zur Speisung des Grundwasserstromes und der Flüsse zu Gebote steht. Das ist eben die Arbeit, welche die Natur den Bäumen des Waldes zuteilt, denn das

Wasser, das vom Himmel fällt, ist eine Gabe Gottes; zwischen den Blättern brechen sich die Regentropfen, als seien sie von Millionen Regenschirmen aufgefangen; nur allmählich, nicht in vollem Strahle, gelangen sie endlich zum Boden, der außerdem im Walde stets mit einer modernden Laubschicht oder mit Preisel- und Heidelbeergesträuch überdeckt und durch das grüne Laubdach der ausdörrenden Macht der Sonnenstrahlen entzogen ist. Auch die Waldmoose halten zwischen ihren zarten Blättchen, die sich dachschindelartig an die feinen Stämmchen andrücken, die Wassertropfen fest und hüllen den Erdboden wie mit einer feuchten Decke ein, so daß er nicht austrocknen kann. Der Regen kann daher auch im Walde nur langsam und allmählich zwischen dem dicht verschlungenen Gewirr der vielen tausend Wurzeln und Wurzeln hindurch in die Tiefe sickern — gerade hinreichend —, um dauernd die Quellen aufzufüllen und die Waldbäche zu speisen, die die kostbare Flüssigkeit wie in einem Adernetz über das ganze Land verbreiten, und im Flusse gesammelt, die Felder und Wiesen befruchten. Das überflüssige Wasser aber saugen die Baumwurzeln wieder auf, treiben es zurück in den Stamm und verdampfen es in den Blättern, damit es aufs neue den gegenpendenden Kreislauf beginne.

Judem aber in den Blättern der Bäume Wasser in Dampf sich verwandelt, wird Wärme gebunden und die Temperatur der Luft erniedrigt; kein Wunder, daß im Walde frische Kühle herrscht, die wieder dazu beiträgt, die in die Luft ausgeatmeten Wasserdünste als Nebel oder Regen niederzuschlagen. So erniedrigt der Wald die Temperatur der Luft und vermehrt ihre Feuchtigkeit und ihre Niederschläge; er wirkt gleich den Bergen und den Flußläufen, über denen sich die Morgen- und Abendnebel bilden, die dann wieder der Vegetation zu Gute kommen. Wo der Wald fehlt, da ist, wie in einem schlechten Haushalt, das Geschenk des Himmels „wie gewonnen, so zerronnen“. In waldlosen Gebirgen, wo an den schroffen Gehängen ohnehin sich nur wenig lokaler Pflanzenboden ansammeln kann, wird dieser durch die Gewalt der Regengüsse abgespült, so daß die Vegetation nicht mehr Fuß fassen kann; das Wasser verliert sich im Ru zwischen den Spalten des nackten Gesteins oder zwischen dem Geröll, sammelt sich plötzlich in den Rinnalen, um in Wildbächen herabzustürzen, wohl auch überschwemmend umherzutoben, dann wieder verschwindend und statt des Segens Verheerung zurücklassend.

Die Bäume des Gebirgswaldes sind von der Natur als Verwalter des Wasserreiches hingestellt, die den Talebenen ihre Ration nach Bedürfnis zuteilen. Aber sie besorgen dieses Geschäft nicht uneigennützig; es ist mit den Bäumen nicht anders als mit den Menschen; sie arbeiten, um sich zu ernähren; mit der Arbeit verdienen sie sich ihren Lebensunterhalt.

Wer weiß, welche wichtige Bedeutung unser Wald hat, wird ihm mit größerer Ehrfurcht begegnen.

Baum- und Blumenfrevel als Volksfittte.

Im „Kosmos“, einer in nahezu 200 000 Exemplaren verbreiteten Monatschrift der Gesellschaft der Naturfreunde (Französische Verlagshandlung, Stuttgart) schreibt Egon von Kapherr über das Thema „Baum- und Blumenfrevel als Volksfittte“. Es ist erfreulich, daß diese gut geleitete Zeitschrift immer wieder einmal dieses traurige Gebiet behandelt. Wir bringen im Folgenden das Wesentliche aus den Ausführungen, die wir Wort für Wort unterschreiben können:

„Unsere Natur ist, von wenigen Winkeln unseres Vaterlandes abgesehen, wirklich nicht mehr reich, und wir haben allen Anlaß, das zu erhalten, was uns geblieben ist. Kritikallose Schießer, die sich Jäger und gar Weidmänner nennen, knallen, trotz aller Verordnungen und des Vogelerschutzgesetzes, zur Verzweiflung der wirklichen Jäger und Heger die letzten Schellenten, Bussarde, Falken, Adler und andere seltene Vögel ab. Eine einseitige Forstgärtnerei führte die Reinbestände ein und sorgte dafür, daß jeder alte Ueberständer und hohle Baum als „unrentabel“ der Art verfiel. So verschwanden auch die schönen Höhlenbrüter mehr und mehr und nur selten sieht man noch Baumläufer und Kleiber, fast gar nicht mehr aber Hohltauben und Mandelkrähen (Blauracken). Die neue Dauerwald-, oder besser gesagt, Naturwaldrichtung wird ja vielleicht hier einige Besserung schaffen, doch fürchte ich, daß es für gewisse Eulen und die schöne bunte Mandelkrähe schon zu spät sein dürfte. Wenn ich an frühere Jahre zurückdenke und Vergleiche ziehe zwischen dem Tierleben, besonders der Vogelwelt, in russischen und baltischen Wäldern und den heimischen, so fällt mir jedesmal mit schmerzlicher Deutlichkeit auf, wie ärmlich der deutsche Wald an Vogelleben geworden ist, wie arm auch an großen Ameisenbürgen, verschiedenen interessanten Käfern und Bodenflora.“

Was soll man dazu sagen, daß man in einem zivilisierten Lande wie Deutschland immer wieder dem sinnlosen Unfug des Baumfrevels begegnen muß, wenn man sich vergegenwärtigt, wie verarmt unsere Wälder schon an sich sind! So wurde z. B. die Birke, früher ein weit verbreiteter Baum, mehr und mehr durch die auf Nadelholz eingestellte Forstwirtschaft zurückgedrängt und fristet in unseren Wäldern, meist aber bloß an Waldrändern, ein sehr bescheidenes Dasein. Die Birke ist eben ein Baum zweiter Größe und erreicht nur in Teilen Ostpreußens annähernd die Ausmaße der baltischen und mittelrussischen Birken. Darum hieß es: Fort mit ihr! So verschwindet der freundliche weiße Baum mit den zarten, zierlichen Zweigen und dem anmutigen Laube mehr und mehr und mit ihm der herrliche hellgrüne Frühlingschimmer und das goldene Herbstleuchten der Wälder. Die wenigen Reste unserer Birken aber müssen alljährlich noch dazu herhalten, die unglückseligen „Pflingstmaien“ zu liefern. In Mengen ziehen Jung und Alt vor dem Feste in die

Auen und Wälder und berauben die Birken ihrer grünen Zweige, oder, was noch schlimmer ist, sie hacken die jungen Bäumchen einfach auf roheste Art ganz ab, bringen die Stämmchen nach Hause, stellen sie in allen vier Stubenecken, vor der Haustür und vor dem Garteneingang auf und haben ihrer alten „Volksfittte“ Genüge getan, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen anderen germanischen Ländern und in Rußland überall zu Hause ist. In Rußland, Schweden und Norwegen mag das ja noch angehen, da dort die Bevölkerung nicht dicht, und an Birken kein Mangel ist. Bei uns aber ist diese Volksfittte zu einer bedenklichen Unfittte geworden; denn sie wird in absehbarer Zeit dazu beitragen, daß einer der schönsten Bäume unseres Landes aus der Pflanz der Lebenden getilgt wird. Das mag noch Jahrzehnte dauern, endlich aber wird die Stunde schlagen, wenn dem Unfug nicht durch Polizeiverordnungen oder besser noch durch Gesetze gesteuert wird. Nun stehen die abgehackten Birkenstämmchen ein paar Stunden lang laßgrün da, dann lassen sie die zarten Zweige hängen, die feinen, jungen Blättchen verwelken und werden unansehnlich und nach dem zweiten oder dritten Pfingstfeiertage wirft man sie auf den Mist oder hackt sie klein fürs Herdfeuer. Ich meine doch, daß junge Birken zu wertvoll als Schmuck unserer Landschaft, und auch als spätere, wertvolle Laubbäume zu teuer sind, als daß man sie drei Tage lang wie einen Blumenstrauß im Zimmer hält und dann fortwirft!

Auch das Abreißen (nicht etwa das ordentliche Abschneiden mit der Gartenschere oder einem scharfen Messer) der Weidenkätzchen zum Palmsonntag und zu Ostern ist bei uns längst zum größten Unfug ausgeartet. Wenn eine Herde Großstädter in unseren Auen gewesen ist, dann sieht man nachher die zerfetzten und zerrissenen Weidenbüsche mit kläglich geknickten und zum Teil entrindeten Zweigen. Dann aber findet man an Landstraßen ebenso wie immer die schönsten Feld- und Waldblumen sinn- und zwecklos ausgerupft und abgerissen, damit sie nachher irgendwo am Begrande verkommen oder bestenfalls in irgend einer Vase zwei oder drei Tage einen immerhin zweifelhaften, weil meist geschmacklos angeordneten Strauß bilden und nachher in den Müllkasten wandern.

Diesem Baum- und Blumenfrevel, der uns schon so manches an hübschen Gewächsen gekostet hat (ich brauche nur an das schwer gefährdete Edelweiß, an den blauen Enzian, die Schwertlilie, u. a. zu erinnern, oder an den Bärlapp, der bei uns auch schon fast ausgerottet ist), gesellt sich im Spätsommer und Herbst der ungeheuerliche Pilzfrevel. Das naturentfremdete Volk, besonders aber die Städter, können gute von giftigen oder unbelömmlichen Pilzen nur in den aller seltensten Fällen unterscheiden. Leider ist es bei uns mit der Naturentfremdung schon so weit gekommen, daß selbst die Landbewohner

„gute“ und „schlechte“ Pilze nicht auseinanderzuhalten verstehen. Ließen nun diese feltamen Wanderer, die schon dadurch, daß sie jedes Wild durch ihr Geschrei im Walde scheu machen und auseinanderjagen und die Auen und Wälder mit weggeworfenen Butterbrotpapieren und auch Eierschalen „schmücken“ („Berliner Edelweiß“), wenigstens die Pilze, die sie nicht kennen, stehen, dann würde erstens einmal weniger an Pilzreichtum vernichtet werden (durch Verhinderung der Sporenverbreitung), zweitens aber Pilzkennern die Möglichkeit geboten sein, schmackhafte, den Städtern und sonstigen Unwissenden unbekanntes Pilze zu sammeln und für die Küche zu verwenden. Ich meine die von fast allen Pilzsuchern verkannten Täublinge, die verschiedensten Arten der Reizker, Kapuzinerpilze, Birnen-, Eier- und Riesenboviste, Parasolpilze usw. Statt diese Pilze stehen zu lassen, werden sie mit dem Spazierstock oder mit dem Fuß vernichtet. Es ist nun eine merkwürdige Erscheinung, daß eine gewisse Zerstörungswut nicht nur der unreifen Jugend in Blut und Gliedern sitzt, sondern auch vielen Erwachsenen, denen man doch die nötige Einsicht zutrauen könnte. Behäbige Familienväter hauen ohne jeden Grund mit dem Stock Klettenstauden, Taubnesseln, Farnkräuter, Kummelstauden und andere harmlose Gewächse ab und köpfen sogar schöne, am Begrande blühende Blumen.

Heimatschutz.

Schwertlilien.

Die Schwertlilien (Iris), die in Deutschland wild vorkommen, gehören zu unseren eigenartigsten Blütenpflanzen und sind ein Schmuck ihrer Standorte. Der Wurzelstock der deutschen Schwertlilie (Iris germanica) enthält in frischem Zustande einen sehr scharf schmeckenden Saft. Beim Trocknen verschwindet die Schärfe; übrig bleibt aber ein angenehmer Veilchengenuch. Er entstammt einem in der Wurzel vorhandenen ätherischen Öl, dem kleine Mengen von Iron beigemischt sind, das eben diesen Geruch ausströmt. Er ist auch die Ursache, weswegen die Iriswurzel den Namen Veilchenwurzel erhalten hat. Von altersher steht sie in dem Rufe, den Kleinkindern das Zahnen zu erleichtern. Der bekannte Greifswalder Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hugo Schulz warnt seine Hörer vor dieser Wurzel und schreibt u. a.: „Sollten Sie, was auch heute noch möglich ist, in Ihrer Praxis dieser Anwendung der Veilchenwurzel noch einmal begegnen, so sorgen Sie dafür, daß sie von da ab unterbleibt. Sie können sich mit wenig Aufwand von Phantasie vorstellen, welche geradezu ideale Veranlassung das Kaufen auf der Wurzel und die Zerlegung des in ihre Ritzen und Spalten eingedrungenen Speichels für die Entwicklung von allerlei Schädlichkeiten geben muß, deren Vorhandensein sich dann im weiteren an der Mundschleimhaut des Kindes bemerkbar macht.“



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: A. Schrut, Köhlschbroda.



Nr. 14. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Juli 1930

Zum Jubiläum der Schule Naundorf.

Schulgebäude und Schulwesen des Ortsteils Naundorf im Laufe der letzten 25 Jahre.

Von Schuldirektor Kurze.

„Was lange währt, wird gut!“ könnte man über die Entstehungsgeschichte des neuen Schulgebäudes in Köhlschbroda Ortsteil Naundorf schreiben. Bereits 1898 wußte man, daß die seitherige Schule der Entwicklung des Ortes und seiner Einwohner bald nicht mehr entsprechen würde. Unter der Leitung des damaligen Schulvorstandsvorsitzenden, Diakonus Frotzcher, erfolgte in der Januaritzung 1898 der erste amtliche Hinweis auf die Notwendigkeit, ein neues größeres Schulgebäude zu errichten. Als man 4 Jahre später in der Schulvorstandssitzung vom 9. 1. 02 sich wieder einmal mit der Zukunft der Schule befaßte, hatte man für 1903 mit 62, für 1904 mit 54, für 1905 mit 80 Osterneulingen zu rechnen. Darum beschloß man, nicht länger zu zögern, sondern den Kauf von Land zu einem Neubau unmittelbar neben dem bisherigen Schulgebäude (städtisches Grundstück Nr. 16 Vertheilstraße) - in die Wege zu leiten. Dieses Vorhaben gelang schließlich aber. Einer Kommission zur Durchführung des Kaufs anderen Baugeländes unter dem damaligen Vorsitzenden, Gutsbesitzer Moritz Trache, glückte es, das nötige Land weiter südlich von den Gutsbesitzern Große, Scheibe, Vogel und Böttcher im Ausmaß von 8800 qm. bei 67 Meter Breite zu erwerben. Ein Erkundigungsausschuß unter der Führung des dirigierenden Lehrers Höppler bejahte nun größere Schulen der Dresdner Umgebung. Außer dem besonders verdienten Lehrer Höppler trat der damalige Bezirkschulinspektor, Schulrat Dr. Lange in Dresden, ratend und bestimmend für Größe und Einrichtung dem Schulvorstande zur Seite. Allezeit hat er mit großem Interesse das Bauvorhaben verfolgt und manche fortschrittliche Einrichtung im Sinne damaliger Schulbaukunst durchzusetzen gewußt. Neben Vorgenannten wollen wir des energischen und nimmermüden Schulvorstandsvorsitzenden im Orte, des Gutsbesitzers Julius Schwarze nicht

vergessen, der ungemein das Werk gefördert und Außerordentliches der Schulgemeinde geleistet hat. Vorläufig sollten 3 Lehrzimmer im Erdgeschoß, 3 im ersten Oberstock, 2 und ein größeres Kombinationszimmer im zweiten Oberstock erstellt werden. Der Raum je eines Lehrzimmers in den Obergeschossen war zur Herrichtung einer Lehrerwohnung und der nötigen Nebenräume, wie Lehrer-, Lehrmittel- und Büchereizimmer bestimmt. Wie großzügig die Planung anfangs gedacht, ersieht man daraus, daß der Einbau einer Turnhalle vorgesehen war und auch einer Hausmeisterwohnung erst im Keller, dann im Dachgeschoß. Nach mancherlei Schwankungen gelangte von den verschiedenen Skizzen, die eingegangen waren, Projekt I der Architekten Gebr. Kiebling zur Annahme, das zunächst als Teilbau ausgeführt werden sollte. Die ursprüngliche Zeichnung enthielt einen Frontbau mit 2 etwas vorgezogenen Flügeln, von denen nur der rechte zur Ausführung kam, der linke aber allezeit noch möglich ist. Die Schöpfer des Bauplanes, Gebr. Kiebling, wurden zugleich auch die Leiter des Baues, dessen Ausführung an verschiedene Firmen vergeben wurde. Genannt sei die Firma Gebr. Große für Maurer- und Zimmerarbeiten. Granitbauteile bezog man von Sparmann, Demitz-Thumitz in der Lausitz, Sandsteinarbeiten von Pirna. Ein ständiger Bauausschuß, bestehend aus den Herren Gem.-Vorst. Prasse, Schwarze, Trobisch und Boose verfolgte den Fortschritt der Arbeiten. Der Bau sollte ursprünglich Ostern 1905 fertig sein. Da aber verschiedener Verzögerungen wegen die Grundsteinlegung erst am 15. 9. 04, die Hebung am 5. 11. 04 erfolgen konnte, verspätete sich auch Vollendung und Weihe, die erst am 5. 7. 05, also heute vor 25 Jahren, schließlich aber unter großer Beteiligung der Gemeinde, den Ortsvereinen, der Kirche in Verbindung mit einem Schulfeste am 12. Juli begangen wurde.

Die größere Schule erforderte größeren Aufwand an Reinigung und Pflege. Deshalb machte sich die Anstellung des 1. Schulhausmannes in Naundorf nötig. Als solchen wählte und verpflichtete man den seitherigen Schutzmann Carl Gery, der am 15. 7. 05 das neue Grundstück bezog. In die Amtswohnung des 2. Oberstocks siedelte Lehrer Rischke, der Ostern 1930 das 25jährige Ortsjubiläum begehen konnte, als 1. Bewohner über und Michaelis 1905 in die Hilfslehrerwohnung des 1. Oberstocks der Schulamtskandidat Gläßer. Vorher nur 2, zählte die Schule jetzt 3 ständige Lehrer und 1 Hilfslehrer, die zusammen 376 Schüler in 8 Schulklassen unterrichteten. Der Kirchgemeinde wurde gegen Vergütung der Kombinationsraum im 2. Oberstock zu Gottesdiensten und Versammlungsstunden Sonntags und zeitweise abends überlassen. In Benutzung waren vorerst 4 Lehrzimmer. Bereits 1907 aber wuchs die Schülerzahl auf 410, 1908 auf 438, 1911 auf 458 Kinder, so daß das 5. Lehrzimmer, dann der Saal, zuletzt das 6. Zimmer zur Verwendung kam. Außer des Raumes, der zur Hausmannswohnung eingerichtet wurde, waren 1911 sämtliche zu Klassenzimmern vorgesehene Räume benutzt, und noch kein Ende des Steigens der Schülerzahl, die 1914 die 500 überschritt und die Bildung von 14 Klassen zum Dauerzustand machte, abzuwarten! Dabei war die Naundorfer Volksschule eine einfache im Sinne des Schulgesetzes von 1873. Elementarschüler erhielten 12, Mittelklassen 14 und 16, Oberklassen 20 Stunden wöchentlich Unterricht. Turnen wurde viele Jahre hindurch nur im Sommer und nur für Knaben erteilt. Das Bedürfnis nach weitergehender Bildung, nach fremdsprachlichem Unterricht, nach Kurzschrift und Mädchenturnen war schon mehrfach erkenntlich, vorerst aber nur durch Erteilung von Kurzschrift und Französisch als Privatunterricht befriedigt worden. Umwandlung in

eine mittlere Volksschule war der Wunsch vieler im Orte.

Vielleicht brachte das die Einverleibung nach Kößchenbroda? Aber gerade die hohen Kosten, die die Angleichung der Schulverhältnisse erforderten, ließen das Vorhaben 1913 scheitern. Die mehrfachen Schulbauten (1878 und 1905) hatten die Schuldenlast der Schulgemeinde so erhöht, daß der innere Auf- und Ausbau, die qualitative Entfaltung des Schulwesens, noch zurückgestellt bleiben mußte. Trotz der Verschlagung des Einverleibungsgedankens brachte das Jahr 1913 eine Wendung zum Besseren zu letzter noch möglicher Stunde vor Ausbruch des Weltkriegs. Der Bau einer Schulturnhalle wurde beschlossen und begonnen, abermals in Ausführung eines Projekts der Baumeister Gebr. Kiepling. Das ermöglichte für Schuljahr 1914/15 die Einführung des Mädchenturnens, zwar nur erst mit 1 Wochenstunde, dafür aber ganzjährig. Da auch Singen in der Turnhalle zu erteilen möglich war, schenkte die Errichtung der Turnhalle das aufs neue auftauchende Gespenst der Raumnot. Aber doch ist weiterhin die Absicht des Schulvorstandes, allmählich zu einer inneren Hebung des Schulwesens zu kommen, unverkennbar. Die Anforderungen, die man an den nunmehr anzustellenden Schuldirektor stellte, denken darauf hin. Seit 3 Jahren waren die gesetzlichen Bedingungen dafür gegeben. Aber die Aufsichtsbehörde hatte die Durchführung des Gesetzes bisher gestundet. Als aber wieder — nun 1914 — die Anstellung einer Lehrkraft, nunmehr der achten, nötig ward, drang die Bezirksschulinspektion auf die Umwandlung der geistlichen Ortschulaufsicht, die bisher Pfarrer Mannschak ausgeübt hatte, in eine pädagogische durch Anstellung eines Schuldirektors. Dieser möchte, so beschloß man am 13. 2. 14, in einem mittleren oder größeren Schulwesen, aber nicht direkt in einer Großstadt, längere Zeit mit Erfolg tätig gewesen sein und die Befähigung zur Erteilung fremdsprachlichen Unterrichts besitzen. Gewählt wurde der augenblickliche Schulleiter, Lehrer Kurze aus Riesa. Mit der Einweihung der neuen Schulturnhalle erfolgte seine Einweisung am 8. Juni 1914. Leider vernichtete der nach 2 Monaten ausbrechende Krieg die Hoffnung auf baldige Verwirklichung des Planes, die einfache Volksschule zur mittlern im Sinne der damals geltenden gesetzlichen Bestimmungen zu erheben. Wie andere Schulen auch, wurde die hiesige durch Einberufung von Lehrkräften und Zusammenlegung von Klassen in Mitleidenchaft gezogen. 4 Lehrkräfte waren schließlich noch vorhanden, die 509 Schulkinder unterrichteten. Und doch erzeugte der Krieg Verhältnisse, die der Verwirklichung der Raundorfer Schulwünsche günstig lagen. Die Hebung der Schule, nun veranlaßt durch das Übergangsgesetz von 1919, das Schulbedarfsgesetz und seine Ausführungsverordnung, war ein Raum- und Personalproblem insofern, als die Erhöhung der Wochenstundenzahl für die Einzelklasse und die Erniedrigung der Schülerzahl in der Einzelklasse mehr Lehrkräfte und auch Unterrichtsräume er-

forderte. Einerseits machte der Geburtenrückgang die Raumnot weniger fühlbar, andererseits erlaubte die Großzügigkeit der Erstanlage des neuen Schulgebäudes eine Raumvermehrung zunächst ohne Neu- und Anbauten. Die Erbauer hatten im besten Sinne für die Zukunft gebaut und so der Schulgemeinde in schwerer Zeit hohe Ausgaben erspart. Es war möglich, aus dem reichlich großen Lehrmittelzimmer und der Hausmeisterwohnung je 1 und aus dem sehr großen Kombinationszimmer 2 neue Lehrzimmer für Durchführung der Stundenvermehrung zu gewinnen, so daß nun 10 Unterrichtszimmer vorhanden sind. Die Verlegung der Hausmannswohnung in einen Anbau an die Turnhalle im Jahre 1925/26 ließ außerdem die Einrichtung eines Arztzimmers mit Warteraum zu, das zugleich der Bezirksjünglingspflege dient. Ferner waren durch die Vereinigung mit Kößchenbroda 1923 im früheren Gemeindeamtsgebäude von Raundorf Räume frei geworden, die, mit Nebenraum versehen, wie geschaffen zur Aufnahme des Werkunterrichts und des Nadelarbeitsunterrichts waren. Nur in Verbindung mit der eben dargelegten Raumpolitik war es dem Schulvorstande und der Lehrerschaft möglich, nach Rückkehr der eingezogenen Lehrkräfte energisch die qualitative Hebung der Schule zu betreiben. Aus einer ganzjährigen Wochenstunde für Turnen der Knaben und Mädchen wurden ab Ostern 1919 zwei. Das Schuljahr 1920/21 führte die 2. Chorringstunde und für die Sommerzeit zu weiterer körperlichen Erleichterung der Schulkinder Spielstunden für beide Geschlechter vom 5. Schuljahre ab ein. Ebenso begann fremdsprachlicher Unterricht in Französisch und Englisch als Wahlfach sich einzubürgern. Kurzschrift war seit Kriegsende wieder Lehrfach geworden und, den Schulen von Hauptort und Niederlöbnitz gleich, führte man als Parallele zu dem Nadelarbeitsunterrichte der Mädchen den Werkunterricht für Knaben ein. Wenn damit auch nur das 5. Schuljahr anfang, wurde 1926/27 dieser Unterricht Pflichtfach vom 3. Schuljahre ab. Das Schulbedarfsgesetz und seine Ausführung half nebenbei auch die Wochenstundenzahlen der übrigen Fächer Deutsch, Rechnen, Naturkunde steigern. Was der Schulvorstand der Altgemeinde angebahnt und begonnen, vollendete die Vereinigung der westlichen Löbnitzorte. Ostern 1927 war, da manche Neueinrichtung, organisch sich aufbauend, eingeführt worden war, die völlige Angleichung an die Schulverhältnisse in Hauptort und Niederlöbnitz, die Wochenstundenzahlen betreffend, erreicht. Aber auch sonst brachte das letzte Jahrzehnt Raundorfer Schulentwicklung manchen Fortschritt zum Segen des heranwachsenden Geschlechts. Im Jahre der großen Dresdner Hygiene-Ausstellung verstehen wir als Zug der Zeit die besondere Beachtung hygienischer Forderungen. Wir finden das bestätigt in den hohen, lichten Räumen der neuen Schule, in den sauberen, staubfreien Fußböden. Ferner bezeugt das die Einführung schulärztlicher Untersuchungen und Berufung des ersten Schularztes Dr. med. Pippert, seit

1922, die Einrichtung von Ferienwanderungen seit 1921, der Schulschwimmunterricht seit 1925/26, die Schulzahnpflege, die Milchpflege und ähnliches.

Kunst- und Geschmacksbildung, das Streben, gründliche Anschauung zu vermitteln, betrachtete von jeher Lehrerschaft und Schulvorstand, bez. Schulausschuß als besondere Aufgabe. Sämtliche Musikinstrumente, Harmonien, wie Flügel, sind der Schulgemeinde durch Aufführungen geistlicher oder turnerischer Art erworben. Künstlerischer Wanderschmuck, Scherenschnitte und ähnliches zieren die früher so kahlen Wände. Seit 1915 dienen ein Lichtbildapparat, seit 1919 ein Physikzimmer mit Gas-, Wasser-, Stromanschluß und stufenweisen Aufbau der Bänke anschaulicher Vertiefung. Die Bemühungen der Lehrerschaft wurden durch die Opferwilligkeit von Schulgönnern und Ortsvereinen unterstützt. Bilder, Apparate, sogar die bisherige Verdunkelungsmöglichkeit der Schulturnhalle sind auf diese Weise der Schule erworben worden. Und wieder versucht die Lehrerschaft durch Zusammenfassung aller Kräfte und Veranstaltung eines Schulfestes in Verbindung mit einer Wiedersehensfeier der Freude und Fröhlichkeit ebenso wie dem schulischen Fortschritt zu dienen durch die Beschaffung einer Schulkinoeinrichtung, die nötig wurde, weil die Mitbenutzung des Hauptortschulkinos zu allzugroßen Verlusten an wertvoller Unterrichtszeit durch den weiten Weg und bei unfreundlichem Wetter zur Erkältung der Kinder führte.

Opferwilligkeit, Dankbarkeit und Gemeininn abgehender Schüler war es, die sinnig den Ort der schulischen Ausbildung durch Stiftung köstlicher Wandbilder und Treppenhauseingänge zu schmücken suchten. Durch Zusammenschluß, durch Zusammenfassung Größeres, Besseres zu erreichen, war oft Wunsch und Wille der schulischen Behörden. Für die Fortbildungsschule, die im Jahre 1901 noch halbjährlichen, also Winterunterricht besaß, im Jahre 1908 ganzjährigen Unterricht mit Teilung in je 1 landwirtschaftliche und gewerbliche Klasse einführt, war 1913 der Sinn zu einer gemeinschaftlichen Schule für die Löbnitzorte noch nicht reif. Erst 1919 kam es unter Aufgabe der Einzelfortbildungsschulen und durch die besonderen Bemühungen der damaligen Schulleiter zur Gründung der gemeinsamen Berufsschule. Ebenso entstand 1922 für schwachbefähigte Volksschüler eine Verbandshilfsschule, der auch Radebeul und Oberlöbnitz angeschlossen sind.

Fortschreitende Entwicklung im neuen, schönen Schulhause war der Inhalt der letzten 25 Jahre. Ein gewisser Abschluß, ein Höhepunkt ist erreicht. Dessen dürfen und wollen wir uns berechtigt freuen!

In den letzten 25 Jahren waren an der Schule Ortsteil Raundorf tätig:

1. Oberlehrer Hermann Hüppler Ostern 1884 — 10. Dezember 1917
2. Lehrer Felix Salomon 25. 11. 01 — 1. 8. 09
3. Vikar Lähjch 1905
4. Vikar Gläber 1908

- | | | |
|-------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------|
| 5. Lehrer Richard Nischke Ostern 1905 bis heute | 14. Lehrer Fritz Stetefeld 1. 11. 1910 bis heute | 23. Hilfslehrer und Lehrer Fritz Kotte 10. 8. 1920 — 30. 11. 1928 |
| 6. Hilfslehrer Hermann Münch Ostern 1906 — 1907 | 15. Hilfslehrer und Lehrer Georg Grunert Ostern 1911 — Ostern 1922 | 24. Lehrer Otto Schrempel Ostern 1923 — Ostern 1930 |
| 7. Lehrer Kurt Nierich Ostern 1907 bis heute | 16. Hilfslehrer und Lehrer Max Stopp Ostern 1912 bis heute | 25. Vikar Walter Wächter 10. 5. 1922 — 14. 7. 1928 |
| 8. Hilfslehrer u. Lehrer Paul Holzmüller Ostern 1907 — 30. 7. 16 an d. Nema † | 17. Vikar Arno Hahn 20. 4. 1914 — 28. 5. 1914. | 26. Hilfslehrer Gerhard Mohr 7. 6. 28 — Ostern 1924 |
| 9. Nadelarbeitslehrerin Helene Strohbach Ostern 1907 | 18. Vikar Oswald Herm. Mohn 8. 4. 1914 — 9. 5. 1914 | 27. Vik. Max Wittholz 7. 6. 28 — 14. 7. 28 |
| 10. Vikar Gust. Willy Gebhardt Ostern 1908 — Michaelis 1908 | 19. Hilfslehrer Walter Witke Ostern 1918 — Ostern 1919 | 28. Vik. Paul Tschke 1. 10. 28 — Ost. 1924 |
| 11. Hilfslehrer Rudolf Schlegel Michael. 1908 — Ostern 1909 | 20. Lehrer Erich Möbius Ostern 1919 bis heute | 29. Hilfslehrer Alfred Klotz Ostern 1925 — Ostern 1927 |
| 12. Hilfslehrer Kurt Plöze Ostern 1909 — Ostern 1912 | 21. Hilfslehrer u. Lehrer Walter Nischke 12. 8. bis heute. | 30. Hilfslehrerin Helene Rachel 1. 12. 28 — Ostern 1929 |
| 13. Vikar Rudolf Petermann 13. 8. 1910 — 31. 10. 1910 | 22. Hilfslehrer und Lehrer Oswin Lehmann 1. 1. 1919 bis heute | 31. Lehrer Hellmut Eckardt Ostern 1930 bis heute |

Schulhausmeister:

1. Carl Gersch Juli 1905 bis 1914
2. Otto Raumann 1914 bis heute.

Die Wiedersehensfeier.

Im Rahmen der Jubelfeier der Raundorfer Schule soll auch eine Wiedersehensfeier stattfinden. Alle die wollen sich einmal zurückfinden, die in diesen fünfundzwanzig Jahren aus dem neuen Schulhaus entlassen wurden, zurückfinden zu der Stätte, in der sie Kind waren, zu dem Orte, wo sie Jahre ihrer Jugendzeit verbrachten. Es ist selbstverständlich, daß das nicht alle sein werden und können, die da kommen. Manchen hat das Leben einen weiten Weg zwischen sich und seiner einstigen Schule gelegt, manchem ist es aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich, manchen hält Sorge oder gar Krankheit ferne, anderen ging der Lebensweg nicht aufwärts, anderen brachte er zu viel Bitterkeit und ein Teil — nicht der beste — steht immer innerlich allem fern, was Erziehung und Bildung heißt, weil sie beides am meisten nötig haben.

Denen aber, die ihr Leben schufen und meistern lernten, denen es wenigstens Teile der Erfüllung brachte, die sich auch

heute noch innerlich verbunden fühlen mit Kindheit, Schule, Jugend und Heimat, sollen frohe Stunden des herzlichen Wiedersehens winken. In rastloser Arbeit hat ein Festausschuß in vielen Sitzungen die umfangreichen Vorarbeiten dazu erledigt. Es war eine Zeit vieler Arbeit, aber auch vieler Freude; denn die hinausgeschickten Einladungen fanden freudige Aufnahme. Ja, bis Amerika gingen solche Blätter, und gerade aus den fernsten Gegenden kamen begeisterte Zuschriften, die die Freude ausdrückten über ein Wiedersehen in der alten, trauten Heimat. Nun haben sich schon die freundlichen Siebelhäuschen am Dorsteich gerüstet, alle die vielen Gäste aufzunehmen, die einst hier als Kinder froh gespielt haben, und Blumen-schmuck, Kränze und Guirlanden werden die Häuser und Straßen zieren, allen sollen sie zurufen:

„Freut euch in der alten Heimat!“

Die Wiedersehensfeier selbst wird eingeleitet werden durch ein Konzert der

Stadtkapelle auf dem Dorfplatze von Alt-Raundorf. Dann folgt der Festkammer im Saale des Raundorfer Gasthofes.

Erfreulicherweise haben sich eine Anzahl früherer Schüler und Schülerinnen, die früher dem Schulchor angehörten, zusammengefunden, um unter ihrem einstigen Leiter bei der Wiedersehensfeier die Anwesenden durch die Lieder der Heimat zu erfreuen. Ebenso werden gemeinsame Gesänge das Band früherer und gegenwärtiger Zusammengehörigkeit schlingen und die Stadtkapelle wird mit reichhaltigen Konzertgaben den übrigen musikalischen Teil übernehmen.

Auf alle, die da kommen, warten frohe Stunden herzlichen Erinnerns aus den Kindheitstagen, „aus der Jugendzeit“ und Heimatglück.

Der Festausschuß:

Richard Nischke, Kurt Nierich,
Willy Hüttig, Paula Dubielzdt.

Altnaundorfer Schulen.

Von H. Sch r u t h, Redakteur des General-Anzeigers.

Von der „neuen“ Raundorfer Schule wehen Fahnen; Pflanzengrün windet sich um die spitzgiebeligen Häuslerchen, um die altertümligen Torbogen, die sich in dem blanken Dorsteich spiegeln. Musik rauscht auf, Lieder werden gesungen, frohe Menschen, große und kleine überall, die sich der Lust der Stunde hingeben. Schuljubiläum feiert man und zugleich ein Wiedersehensfest der alten Schüler der Jubilarin. Ein Heimatfest ist's, das alle die verbindet, die ihre Jugend einst in dem idyllischen Obh-nitzdorfe verbrachten. Man freut sich der alten Schulfreundschaften, freut sich des Zusammentreffens mit den ehemaligen Lehrern, wenn der Schüler vom Strome des Lebens hinausgetragen worden ist in die Welt. Man freut sich aber auch des schmucken Schulgebäudes, das opferwilliger Gemeindefinn eines aufstrebenden Ortes schuf und das noch heute der Stolz des Gemeindefinns bildet, wenn es auch in der Gemeinschaft von Groß-Röhschen-

broda aufgegangen ist. Da erinnert man sich daran, daß der Ort seit ältesten Zeiten schon für seine Jugend und für seine Schule immer eine offene Hand gehabt hat, daß er sich ein eigenes Schulwesen schuf in einer Zeit, als es durchaus noch nicht zu den Pflichten jeder Gemeinde gehörte, für die Ausbildung ihrer Jugend besorgt zu sein, in der man diese Sorge vielmehr meist dem Kirchorte überließ, nachdem das Dorf eingepfarrt war. Freilich mochten es rein praktische Gründe sein, die Naundorf veranlaßten, wie andere Dörfer vor und nach ihm, sich einen „Kinderlehrer“ zuzulegen, der den Bauernjungen und -mädern, meist aber nur erlernen die Köpfe mit Schulweisheit füllen sollte. Der Schulweg nach dem Kirchorte entzog die Kinder mehr als nach Meinung ihrer Eltern nötig, die jugendliche Arbeitskraft der bäuerlichen Wirtschaft, Arbeitskraft, mit der bei den beschränkten wirtschaftlichen Verhältnissen

der Kleinbäuerlichen Betriebe stark gerechnet wurde. Wenn man in Röhschenbroda schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts den ersten Anzeichen eines Schulbetriebes begegnet, der allerdings noch rein fakultativ war, so währte es noch reichlich hundert Jahre, bis der Staat so etwas wie eine obligatorische Schulpflicht in unserer Gegend einführte, „eine Schule aufzurichten“ befahl. Und nochmals hundert Jahre dauerte es, bis sich unser Naundorf von der Kirchschule unabhängig zu machen begann zum großen Ärger und Verdruß des „privilegierten“ Kirchschullehrers, der für sich das Monopol in Anspruch nahm, den Bauernjungen die schwere Kunst des Lesens und Schreibens einzutrichtern und die primitive Rechenkunst der Väter, die noch mit dem Kerbholze ihre bescheidene Buchführung besorgten, durch Tafel und Stift zu ersetzen. Aber auch dieser „obligatorische“ Schulunterricht, diese „Schulpflicht“ hatte bis ins Ende des 18. Jahr-

hundertts hinein so viele Lücken, lag noch so viel im Belieben der Bauern, daß oft genug die alten Schulmeister süßten und klagten ob des schlechten Schulbesuches, der infolge der ausbleibenden Schuldreier und -sechser für sie und ihren schmalen Geldbeutel sich recht unangenehm auswirkte.

Unter solchen Umständen war es immerhin eine Kulturtat, wenn ein Ort wie Raundorf sich in dem Kinderlehrer Jakob Grahl einen eigenen Schulmeister gulegte, der aus Glaschütten kam und von einem „wohlwollenden Consistorio anno 1661 im Februario confirmiert worden“. Freilich war Raundorf nicht das erste Dorf, das sich dazu aufschwang. Sein Nachbardorf Zischewig kann diesen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, da dort schon um 1650 ein Kinderlehrer Martin Kirchbach wirkte, der allerdings nicht behördlich „confirmiert“ war. Da Grahl mit Raundorf zugleich auch Zischewig schulisch versorgte, war dies einer der wenigen Fälle, in denen mal beide Orte, deren gegenseitige Rivalität Jahrhunderte alt ist, einig waren und gemeinsame Einrichtung benutzten. Zu einem Schulgebäude konnte sich in jener Zeit allerdings weder Raundorf noch Zischewig aufschwingen. Der Schulmeister betrieb sein Amt in Umherziehen, unterrichtete bald in dieser, bald in jener Bauernstube, bis ihm diese Art Schulbetrieb anscheinend selbst zu dumm geworden ist. Wenigstens baute er sich in den Dammstücken an der heutigen Coswiger Straße ein Hänsel, dort wo heute das Grundstück Nr. 8 sich befindet und unterrichtete dort seine Kinder, so daß, wenn man will, dieses alte Schulmeisterhäuschen auch schon als Schulgebäude anzusprechen ist. Die Einstellung Grahls als Kinderlehrer von Raundorf im Jahre 1661 als Beginn des dortigen Schulwesens angenommen, kann Raundorf, darauf sei schon heute aufmerksam gemacht, in 8 Jahren, also 1938, das 275-jährige Bestehen seiner Schulgemeinde feiern. Zischewig hat diesen Zeitpunkt verpaßt, es konnte das 275-jährige Bestehen seines eigenen Schulwesens schon vor 5 Jahren begehen.

Vom ersten Schulmeister bis zum ersten Schulhaus in Raundorf ist allerdings ein gewaltig langer Schritt. Rund 120

Jahre dauerte es, bis der Zustand der Reibehule, den spätere Schulmeister wieder aufzunehmen gezwungen waren, für Raundorf überwunden war, bis der Schulmeister mit seinen Schülern nicht mehr von Hof zu Hof zog, sondern die Schule ein eigenes Schulgebäude erhielt. 4 Kinderlehrer, die Schulmeister Michael Hänjel, Johann Michael Föhne, Johann Georg Lindner und Johann Gottlob Peschel amtierten inzwischen, bis die Altgemeinde zu Beginn der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts mit dem großen Gedanken umging, ihre Schule aus den unzeitgemäßen Verhältnissen des Vagabondierens zu erlösen. Man dachte damals entschieden sehr modern, als man sich entschloß, am Dorfteiche ein eigenes Schulgebäude zu errichten. Und wenn man die beschränkten Mittel des nicht übrig vermögenden Dorfes berücksichtigt, wenn man weiß, daß die Bauern damals auch schon unter einer ganz gewaltigen Steuerlast zu leiden hatten, dann würdigt man diesen Entschluß der alten Raundorfer als eine Kulturtat, die sich der ihrer Epigonen nach 120 Jahren, die die heutige Schule bauten, zum mindesten gleichwertig an die Seite stellen kann. Es ist dies umso beachtenswerter, als mit dem Bau der Schule am Teich die Gemeinde Raundorf zum ersten Male als solche für den Schulunterricht tief in die Tasche griff, denn für die Besoldung der amtierenden Lehrer hatte sie in den 120 Jahren, seit sich ein solcher in Raundorf befand aus Gemeindemitteln nicht einen Pfennig angewendet, sondern die Besoldung, wenn dieser Ausdruck für das unregelmäßige nur aus dem Schulgeld der Kinder bestehende Einkommen überhaupt anwendbar ist, ganz und gar den Eltern seiner Schüler überlassen und überließ sie ihnen auch noch weiter. Dieses erste Schulgebäude Raundorfs ist gegenwärtig das älteste Gebäude des Ortes überhaupt, denn es überstand den Totalbrand von 1822, der rings um die alte Schule das ganze Dorf in Trümmer legte. In 8 Jahren, 1933, kann demnach der Ort das 150-jährige Jubiläum seines ersten Schulgebäudes feiern. Es ist aber auch das älteste noch erhaltene ehemalige Schulgebäude der gesamten Böhmik, denn das zweitälteste, die alte ehemalige Köp-

fenbrodaer Kirchschule an der Hauptstraße wurde nach 1805, nach einem großen Brande wieder neu aufgebaut. In dem alten Schulgebäude amtierten nacheinander die Lehrer Gottlieb Kerndt, Friedrich Ernst Schreiter, Traugott Großmann, der nach der Gemeindeordnung von 1836 der erste ständige Lehrer der Raundorfer Schule war. Die Lehrerschaft kann also auch bald, 1932, das hundertjährige Jubiläum eines ständigen Lehrkörpers im modernen Sinne feiern. Ihm folgte August Bernhardt Közel, ein Fletcherianer, der zuerst Hilfslehrer in Weistroppe und dann ständiger Lehrer in Raundorf wurde. Közels Nachfolger wurde Heinrich August Zschöcke und dann Lehrer Böhme, unter dessen Amtsführung die Notwendigkeit eines Schulneubaus mit größeren Räumlichkeiten immer dringender wurde und zur Errichtung des zweiten Schulgebäudes von Raundorf, das in den sogenannten Gartenstücken am Zischewiger Kirchwege seinen Platz fand und am 11. Juni 1878 feierlich eingeweiht wurde. Knapp ein Drittel jener Zeit, da die alte Schule am Teiche den Raundorfer Kindern eine Bildungsstätte war, nur 27 Jahre genügte die „neue“ Schule am Schützenwege den Ansprüchen des Schulbetriebes. Die Entwicklung der Böhmik in den letzten Jahren des 19. und den ersten des 20. Jahrhunderts wirkte sich auch auf das Dorf Raundorf aus, es wuchs und dehnte sich, seine Bewohnerzahl vergrößerte sich ständig und mit ihr auch die Schülerzahl. Und somit war die Gemeinde wieder vor die Aufgabe gestellt, ihrem Schulwesen ein neues Heim zu schaffen, jenes das heute sein 25jähriges Jubiläum feiert und dessen Werdegang im vorhergehenden Artikel eine bernsenere Feder geschildert hat. Auf sie, die jüngste Schule Raundorfs ist auch jenes Lied anwendbar, das ein Thüringer Dichter, Ludwig Storch seiner Heimat sang, als er sie nach langer Abwesenheit wieder sah:

Und deine Schulen gleichen jetzt Palästen,
Pflanzstätten junger Kunst u. Wissenschaft
Wo in der Hand der Trefflichsten und
[Besten
Der Mujendienst gedeiht zu schönen Festen
Durchgeistet von des Eifers ganzer Kraft.



Alt-Raundorf.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschbroda.



Nr. 15. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Juli 1930

Die Fähre zu Niederwartha.

Die Geschichte eines uralten Elbüberganges von A. Schruth.

Sie ist lange schon vergessen, die alte Fähre, die seit Jahrhunderten den Strom dort kreuzte, wo seit über fünfzig Jahren die Niederwarthaer Brücke die Elbe überspannt. Nur drüben am jenseitigen linken Ufer, in der Niederwarthaer Exklave der Flur Köhlschbroda erinnert der Straßenname „Am Fährhaus“ an die Verbindung, die nach langem Hin und Her vor über einem halben Jahrhundert aufgehoben wurde und die einmal im Jahre zur Zeit der Heuernte, wenn der Schnitt der jenseitigen Weiherwiesen beendet, für die Köhlschbrodaer und Raundorfer Bauern von einiger Wichtigkeit war. Aber unsere Vorfahren haben nie eine reine Freude an jener Ueberfahrt gehabt und sie haben sich zuguterletzt fast ein ganzes Jahrzehnt, lange bevor an einen Brückenbau überhaupt zu denken war, erfolglos bei den Behörden bemüht, die Verlegung nach einer bequemeren Stelle zu erreichen, bis sich schließlich diese brennende Frage eben durch den Bau der Brücke von selbst löste.

Die Geschichte der alten Niederwarthaer Fähre ist wenig bekannt. Die Vöknitzer Chronisten, Schubert, der noch zur Zeit des Bestehens derselben schrieb und sein Nachfahre Bilie, der seine Chronik in den 80er Jahren verfaßte, erwähnen diese Verbindung der beiden Stromufer überhaupt nicht. Sie scheinen derselben demnach keine besondere Wichtigkeit beigemessen zu haben. Erst in allerjüngster Zeit hat sich ein Heimatforscher, der Dresdner Oberlehrer Otto Mörhsch, mit ihrer Geschichte beschäftigt. Allerdings behandelt die interessante Arbeit, die 1924 in Wilsdruff erschien, in der Hauptsache die älteste Zeit jenes Elbüberganges und in Schlussfolgerungen, die der Verfasser selbst als „etwas gewagt“ bezeichnet und die er mit allgemeingeschichtlichen Daten und topographischen Eigentümlichkeiten der nächsten Umgebung zu belegen versucht. Die neuere und jüngste Geschichte der Fähre streift Otto Mörhsch nur beiläufig. Er ist aber bemüht, der Niederwarthaer Fähre den Charakter eines wichtigen Elbüberganges zuzuweisen, eine Eigenschaft, die diese Ueberfahrt kaum

jemals, bestimmt aber nicht in der Zeit, in der wir von ihr beglaubigte Kenntnis haben, besessen hat.

Der Niederwarthaer Burgberg dürfte allgemein bekannt sein, wenn sich für manchen Vöknitzer die ganze Kenntnis davon auch nur an die neuerlich errichtete Gaststätte der Burgbergbaude, die der jetzige Besitzer des Burgwallgeländes in der Nähe derselben errichtet hat, bestenfalls aber an irgend ein Hörensagen knüpft. — Der Niederwarthaer Burgberg, der nach dem Lännichtgrund zu steil abfällt und der auf seinem Scheitel noch deutlich sichtbare Wallanlagen trägt, ist eine jener vorgeschichtlichen Befestigungen, wie sie im sächsischen Elbegebiete und der angrenzenden Landschaft noch verschiedenschon bekannt sind. Ueber die Bedeutung dieser „Heidenschanzen“ ist sich die Fachwissenschaft heute noch nicht ganz einig. Man hält sie zum Teil für Kultstätten der sorbischen Vorzeit, zum Teil und jedenfalls mit größerem Rechte für Befestigungen, wobei noch strittig ist, ob sie nur als Zufluchtsstätten der Bewohner der näheren Umgegend gedacht, oder ob sie fortifikatorische Anlagen waren, die irgend einen militärisch wichtigen Punkt schützen sollten. Letzterer Theorie neigt Mörhsch in seiner Arbeit „Der Burgwall Woz und die Niederwarthaer Fähre“ zu. Der Niederwarthaer Burgwall soll als Sicherung des Elbüberganges, an jener Stelle, wo heute die Brücke steht, gedient haben. Ja noch mehr. Außer diesem Burgwall weist der Forscher noch ein ganzes System ähnlicher Befestigungen nach, die alle zum Schutze der Fähre und ihrer Zugänge errichtet worden seien. So soll im sogenannten „Heiligen Hain“ des Amselgrundes ein Burgwall ähnlich dem Niederwarthaer bestanden haben und südlich des letzteren selbst glaubt Otto Mörhsch noch die Spuren einer weiteren Befestigungsanlage zu erkennen. Daß Weistropp eine vorgeschichtliche Befestigung gewesen und auch bei Oberwartha eine solche vorhanden war, ist aus älterer Literatur bekannt. Die scharfsinnigen Folgerungen des Dresdner Forschers setzen, wie schon erwähnt, eine

besondere militärische Bedeutung des Niederwarthaer Elbüberganges voraus, die derselbe in der Kolonisationszeit gehabt habe, die jedoch für die Zeit, seit die Fähre zu Niederwartha geschichtlich bekannt ist, und das ist seit 1485 der Fall, nur ganz gelegentlich und untergeordnet einmal in Frage kommt. Die alte Fähre dürfte seit Jahrhunderten über eine eng begrenzte lokale Bedeutung nie hinausgekommen sein. Ihr südliches Hinterland hatte als wesentlichsten Ort nur das Städtchen Wilsdruff aufzuweisen. Alle anderen Dörfer der Umgebung kamen für einen Verkehr über den Strom nicht groß in Betracht. Demzufolge ging auch das Wegnetz zwischen denselben und der Niederwarthaer Fähre nie über die Bedeutung der üblichen Kommunikationswege hinaus; es waren keine Durchgangsstraßen, wie etwa die von Meissen nach Wilsdruff und weiter über Kesselsdorf nach Dresden. Noch viel weniger aber war das der Fall mit den Zugangswegen der Fähre von Köhlschbroda, Raundorf-Zitzschewig und deren Hinterland. Für Coswig, Kötzsch, Brockwitz und Weinböhl lag die Prahmfähre zu Niederwildberg, die in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Kötzsch verlegt wurde, viel näher und günstiger, als daß diese Orte für den Verkehr der Niederwarthaer Fähre irgendwie in Betracht gekommen wären. Dafür spricht auch der außerordentlich schlechte Zustand der rechtsseitigen Zufahrtswege, über den ständig geklagt wurde und an deren gutem Zustand die beteiligten Gemeinden so wenig Interesse hatten, daß beispielsweise die Gemeinde Raundorf mehr als einmal durch Androhung militärischer Exekution zur Instandsetzung des „Kommunikationsweges nach der Niederwarthaer Fähre“ gezwungen werden mußte. Das geschah noch im Jahre 1848. Die Gemeinde Köhlschbroda hatte für diese Fähre, die so weit vom Orte entfernt lag, niemals viel übrig, abgesehen von ihrer Notwendigkeit bei der Heuernte, und betrieb, wie schon erwähnt und später noch zu streifen ist, die Verlegung derselben nach Flur Gohlis in

der Ueberzeugung, daß eine Verbindung der beiden Ufer dort viel wichtiger sei als in Niederwartha. Einmal des viel dichter bestellten Geländes zwischen Gohlis-Coffebaude und Stehsch-Kennitz-Briesnitz wegen, zum andern, weil der Weg ins Hinterland, der durch den Coffebauder Grund führte, weniger steil und deshalb weniger beschwerlich war, als der schroffe Abfall der Höhen von Weistropf. Man war sogar zu für jene Zeit erheblichen finanziellen Opfern bereit und wollte die neu zu errichtenden Zufahrtswege auf eigene Kosten, ohne den Staat dafür in Anspruch zu nehmen, herstellen. Die Angelegenheit scheiterte aber an der Gemeinde Gohlis, die sich weigerte, ihrerseits den zur Zufahrt nötigen Grund und Boden zur Verfügung zu stellen.

Die Niederwarthaer Fährre erscheint urkundlich zuerst im Jahre 1485, als der damalige Besitzer des Dorfes und des Vorwerkes von Niederwartha, ein Herr von Saalhausen, beide an das Meißner Domkapitel abtrat. Unter den Einkünften, die bei dieser Uebereignung mit als Pertinenzen aufgeführt wurden, befinden sich auch 21 Groschen, die der „vehrmann“ von der Fährre als Fahrzins zu entrichten hatte. Zugleich zahlt der Fährmann Zinsen vom „Kretscham“, der schon 1397 als „taberna“ im Besitze des Dresdner Patriziergeschlechtes der Kundige erwähnt wird. Dieser alte „vehrmann“ aus dem 15. Jahrhundert wurde der Stammvater der in der Niederwartha-Coffebauder Gegend heute stark verbreiteten Fehrman-Familien und es ist dies ein recht anschauliches Beispiel für die Entwicklung eines Familiennamens aus einer Berufsbezeichnung. Diese für die Namensforschung und Familiengeschichte interessante Tatsache wird durch eine gerichtliche, bei Mörhsch erwähnte, Aussage eines Mitgliedes der Fehrman-Familie, das zu Helbigsdorf wohnte und Besitzer der Fährgerechtigkeit von Niederwartha war, bestätigt. Dieser sagt 1726 aus, daß seine Familie seit über 250 Jahren die Fährgerechtfame von Niederwartha besessen habe, also fast genau seit jener Zeit, in der die Fährre das erste Mal urkundlich erwähnt wird. 1817 ging die Fährre durch Heirat in den Besitz eines Christian Hartmann über, dann gehörte sie der Weistropfer Gutsherrschaft, die einmal ein Prinz von Parma innehatte, und als letzter Besitzer ist der Fährmeister Thiele bekannt, dessen Eigentum sie zur Zeit der Erbauung der Brücke war.

An der Kriegsgeschichte unserer Gegend hatte die Niederwarthaer Fährre naturgemäß auch ihren bescheidenen Anteil. Im Dreißigjährigen Kriege hört man davon, daß der Fährmeister sie einmal „wegen ankommender Feinde“ versenkt habe. Vermutlich geschah das 1645, als in der letzten Phase des Krieges zwischen Kursachsen und der Krone Schweden in Coffebaude über einen Waffenstillstand unterhandelt wurde. Diese Unterhandlungen im Coffebauder Gasthof wurden durch schwärmende kaiserliche Reiterei beunruhigt, weshalb man sie in das Köhschenbrodaer Pfarrhaus verlegte. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß man zur Sicherheit der Unterhändler, die täglich von Meissen und von Dresden

nach Köhschenbroda ritten, und um einen Ueberfall zu vermeiden, die Fährre versenkte und damit einen etwaigen Stromübergang in der Nähe des Verhandlungsortes mindestens erschwerte. In den friederizianischen Kriegen ging ein Teil der preussischen Armee am 11. Juli 1760 auf einer vom Köhschenbrodaer Tännigt nach Niederwartha an der Fährstelle geschlagenen Schiffsbrücke über den Strom und am 31. Oktober 1813 geschah dasselbe durch die Oesterreicher, wobei sie die Rähne der Köhschenbrodaer Schiffsmühle mit zur Schiffsbrücke verwendeten und die Mühle dabei zerstörten.

Die Form der Niederwarthaer Fährre hat im Laufe der Zeit verschiedensch gewechselt. Wie Mörhsch berichtet, bestand sie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus zwei zusammengekoppelten Rähnen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war eine große Fährre zum Uebersetzen von Fuhrwerk, außerdem eine der noch heute üblichen Schaluppen zum Fährbetrieb für Personen vorhanden. Als solche Doppel-fährre ist sie auch 1762 auf der Zürnerischen Karte des Amtes Dresden eingezeichnet; einen Zugangsweg zu dieser Fährre enthält aber diese Karte merkwürdiger Weise weder auf der linken noch auf der rechten Uferseite, während bei den Fährren Vöschwitz, Blasewitz, Raubegast, Söbrigen-Zschieeren solche Wege deutlich eingezeichnet und als wesentliche Stromübergänge gekennzeichnet sind. Fast bis zum Schluß ihres Bestehens blieb die Fährre eine freie Fährre, die lediglich durch menschliche Kraft fortbewegt wurde. Der Fährmeister unterhielt zwei Fahrzeuge für den Verkehr mit Fuhrwerk, wenigstens läßt sich das für die Zeit der Heuernte nachweisen. 1866 gestaltete Fährmeister Thiele seine Fährre grundlegend um. Er behielt auch bei starkem Verkehr, eben zur Zeit der Heuernte, nur ein Fahrzeug bei, das aber an einer 500 Ellen langen Kette lief, die in Pserlohn gefertigt worden war und 400 Taler kostete. Der Betrieb war damit wesentlich rationeller, denn wie ein Zeitungsbericht vom 6. Juli 1867 besagt, war er imstande, mit dem einen Fahrzeug täglich die doppelte Menge an Pferdegeschirren, als wie bisher mit zwei Prähmen zu befördern. Diese Art Fährbetrieb scheint sich aber nicht recht bewährt zu haben. Denn schon nach 5 Jahren, am 18. Januar 1873, gibt die königliche Wasserbaudirektion amtlich bekannt, daß die bisherige Kettenfährre zu Niederwartha neuerdings mit Führungsseil, das in der Stromrinne verankert und von Bobern und Tonnen getragen, ausgestattet worden sei und daß sie zur Nachtzeit am südlichen Ufer zu liegen habe. Damit wurde die Niederwarthaer Fährre eine sogenannte „fliegende Fährre“, wie es jetzt die meisten Stromfähren des sächsischen Elbegebietes noch sind. Merkwürdiger Weise geschah diese Umwandlung kurz bevor der Bau der Niederwarthaer Brücke begann.

Der Bahn- und Brückenbau beschäftigte zu Beginn der siebziger Jahre die beteiligten Elbgemeinden lebhaft, umsomehr, als eine ganze Weile das Projekt betreffs der Linienführung völlig in der Schwebe war. Ursprünglich war für die neue Bahn, die die Metropole des jungen deutschen

Reiches mit der sächsischen Residenz verbinden sollte, ein Elbübergang überhaupt nicht vorgesehen. Man wollte die geplante Berlin-Dresdner Bahn, die von einer Privatgesellschaft gebaut werden sollte, in Dresden-Neustadt ausmünden lassen. Die Linie sollte von Großenhain aus die Gegend um Radeburg berühren. Dann plante, angeblich wegen zu großer Terrain-schwierigkeiten der ersten Linie, die Gesellschaft die schließlich ausgeführte Strecke über Weinböhla-Coswig mit dem Elbübergang bei Niederwartha. 1872 kam man wieder von diesem Projekt ab, weil die enge Kurve, die die Linie bei Niederwartha kurz vor dem Elbübergang machen mußte, aus betriebstechnischen Gründen bedenklich erschien. Man wollte zwar die Endstrecke der neuen Bahn am linken Elbufer weiterführen und in einem Bahnhofe „vor dem Vöbtauer Schlage“ in Dresden-Friedrichstadt enden lassen, wollte aber die Elbe zwischen Cotta und der Flur Raditz überschreiten, also ungefähr dort, wo heute die neue Flügelwegbrücke den Strom überspannt, und dann die Linie durch den Vöhsnitzgrund nach dem Moritzburger Plateau hinaufführen. Vermessungen für diese Führung begannen Anfang April 1872. Im Juni änderte man den Plan nochmals und entschied sich endgültig für den „schwierigsten und kostspieligsten Elbübergang“ bei Niederwartha. Von allem Anfang an hatte das sächsische Ministerium an die Erlaubnis zum Brückenbau die Bedingung geknüpft, daß die Brücke nicht lediglich für den Eisenbahn-, sondern auch für den Personen- und Fuhrwerksverkehr eingerichtet werde. Am 11. Juni 1873 wurde der erste Spatenstich zur Niederwarthaer Brücke ausgeführt.

Köhschenbroda hatte erklärlicherweise ein ganz besonderes Interesse, ob die Brücke in seiner Nähe erbaut würde oder nicht. Wenn auch die Verlegung der Niederwarthaer Fährre, wie erwähnt, jahrelang vor dem Brückenbauprojekt von Köhschenbroda aus betrieben wurde, so konzentrierte sich das ganze Interesse derselben für die Fährre eigentlich nur auf die kurze Spanne Zeit eines jeden Jahres, in der die Heuernte der jenseits des Stromes gelegenen Wiesen eingebracht wurde. Da war allerdings die Frage des Stromüberganges von größter Wichtigkeit. 1867 wurden zur Heuernte beispielsweise in einem Tage 103 beladene zweispännige Heuwagen vom linken Elbufer über den Strom gesetzt. Die überelbische Heuernte war allemal ein kleines Volksfest. „Halb Köhschenbroda“, so berichtet die Köhschenbrodaer Zeitung 1873, „ist in diesen Tagen gefahren ins Heu“. Drüben auf den Weisewiesen war ein Schankzelt errichtet, in dem nicht nur ein Trunk frischen Bieres feilgehalten wurde, sondern auch allerhand Erwaren zu haben waren. Es ist lustig zugegangen bei der überelbischen Heuernte und die alte Zeitung berichtet in fast poetischer Weise, wie zu jenen Zeiten auf dem linken Elbufer „die Sichel blinkel und die wuchtige Sense in weitem Bogen schürset, um die saftigen, grünen Futterhalme abzumähen und vom glühenden Sonnenstrahle austrocknen zu lassen, damit die gehörnten Bierfüßler und edlen Araber während der langen Wintermonate

gespeiset werden können“. Die Bedeutung der jenseitigen Weiherwiesen lag für Kößschenbroda und Raundorf, die beide nicht besonders mit Wiesenslur gesegnet waren, ja gerade darin, daß dort der Hauptteil der Winterfütterung des Viehstandes produziert wurde. Und erst in der allerjüngsten Zeit wurde das wieder besonders betont, als man einen großen Teil dieser Wiesen für den Speicherwerksbau entzignete. Wann und wie diese Wiesen zur Kößschenbrodaer und Raundorfer Flur gekommen sind, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. Wahrscheinlich sind sie schon im 15. Jahrhundert erworben worden, als man das alte Borwerk Niederwartha aufleilte. Fest steht nach Akten des Hauptstaatsarchives (Schocksteuerkataster von Gruna 1791), daß die Flurteile schon 1610 zu Raundorf bzw. Kößchenbroda gehört haben.

Die Freude der alten Kößchenbrodaer an ihrer überelbischen Heuernte war keine ungetrübte. Gerade in jenen Tagen, in denen man die Fähre nach Niederwartha so oft benutzen mußte, machte sich der unglaublich schlechte Zustand der Zufahrtswege erklärlicherweise besonders stark und recht unliebsam bemerkbar. Unsere alte Zeitung klagt darüber einmal beweglich mit den Worten: „Die Freude (an der Heuernte) würde umso größer sein, wenn nicht die beschwerliche Fahrt mittels Kahn oder Fähre wäre“. Und ein ander Mal heißt es, daß „der Weg nach der Ueberfahrtsstelle unter aller Würde miserabel sei, daß, wer sich und sein Vieh nicht zu Tode rackern will, lieber den Umweg über Coswig mache.“ Dabei konnte die Wildberger Fähre benutzt werden, die 1875 nach Rötitz verlegt wurde und deren Zufahrt in besserem Zustande war.

Ueber diese Verhältnisse klagte man seit undenklichen Zeiten und man war ständig bemüht, wie schon erwähnt, eine Verlegung der Fähre zu erreichen. 1867 wird eine Verlegung als eine der brennendsten Tagesfragen bezeichnet. In damals zwischen der Wasserbaudirektion, dem Fährenbesitzer Thiele und Mitgliedern des Gemeinderates von Kößchenbroda schwebenden Verhandlungen werden die Ueberfahrtsverhältnisse infolge der „unbeständigen örtlichen Verhältnisse“ als unhaltbar und die Verlegung der Fähre als dringend notwendig bezeichnet. Dies umsomehr, als bei hohem Wasserstand, wie er auch zufällig 1867 herrschte, die Fähre überhaupt nicht zu benutzen war. Ueber den Ort, wohin man die Fähre verlegen wollte, war man allerdings uneins. Die Gemeinde Raundorf wollte von einer Verlegung überhaupt nichts wissen. Für sie, die ihre Wiesen am nächsten der Fähre nach Niederwartha zu liegen hatte, hätte eine Verlegung nur einen unbequemen Umweg gebracht. Sie nahm deshalb lieber die schlechten Wegverhältnisse in Kauf. Kößchenbroda wieder wollte den neuen Fährplatz am unteren Ende des Fleckens errichtet haben. Die Wasserbaudirektion erklärte ihrerseits, daß nur eine Verlegung nach Gohlis in Frage käme, wo der anzulegende Fahrweg leicht an die Dresdner Straße unterhalb Serkowitz herangeführt werden könnte. Dieses Verlegungsprojekt tauchte in den sechziger Jahren zuerst auf, um dann anscheinend wieder ad acta gelegt zu werden. Schließlich schien der Plan ganz einschlafen zu wollen. Der Brückenbau ließ die Frage wieder akut werden. Zunächst mußte die alte Fähre als für den Brückenbau hinderlich ihren bisherigen Platz räumen. Sie wurde eine Strecke

stromauf verlegt. Die Kosten für diese interimistische Translokation mußte die Bauverwaltung der neuen Bahn tragen. Bei den Verhandlungen darüber, die am 18. August 1873 gepflogen wurden, griff man auch wieder auf das Gohlis-Projekt zurück, ohne es jedoch zur Ausführung zu bringen. 1875 ist jedoch die eigentliche Fähre endgültig verschwunden und nur noch eine Kahnüberfahrt für den Personenverkehr vorhanden, ohne daß jedoch der Wagen- und Fußgängerverkehr über die Brücke möglich gewesen wäre. Zwar war dieselbe schon im Juni 1875 eingeweiht und dem Bahnverkehr übergeben worden, aber mit der Aufschüttung der beiderseitigen Auffahrtsrampen ließ sich die Bauverwaltung gemächlich Zeit. Sie ließ diese Angelegenheit so hinhängen, daß, als die Futterernte auf den Weiherwiesen einsetzte, die Kößchenbrodaer und Raundorfer Landwirte überhaupt keine Gelegenheit zum Passieren des Elbstromes bei Niederwartha hatten, da ja die Fähre für Fuhrwerke eingezogen war. Mit vieler Mühe erreichte man, daß dem Fährmeister Thiele während der Heuernte ein interimistischer Betrieb der ursprünglichen Fähre gestattet wurde, da sie sonst den zeitraubenden Umweg über die nach Gauernitz-Rötitz verlegte Niederwildberger Ueberfahrt hätten machen müssen, da die Serkowitz-Gohliser Fähre noch nicht in Betrieb war. Endlich, nachdem die sächsische Regierung der Bahndirektion empfindliche Geldstrafen bei weiterer Verschleppung des Rampenausbauens angedroht hatte, wurde die Zufahrt zur Brücke doch fertig. Die Niederwarthaer Fähre hatte nach vielhundertjährigem Bestand ihre Rolle als Verkehrsmittel über den Elbstrom endgültig ausgespielt!

Hieronymus Lotter, ein Baumeister der Renaissance.

Der 350. Todestag des Erbauers der Augustusburg.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Kunstgeschichte den wahren Erbauer der stolzen Augustusburg nicht kannte, ja sogar abzuleugnen versuchte, und erst in neuerer Zeit ist man seinen Verdiensten wieder gerecht geworden. Der 350. Todestag des großen sächsischen Renaissancebaumeisters Hieronymus Lotter am 24. Juli dürfte deshalb die rechte Gelegenheit sein, ein schlichtes Blatt der Erinnerung auf sein vergessenes Grab zu legen. Lotter war eines Nürnberger Kaufmanns Kind, war 1498 geboren, kam aber schon 1509 mit dem Vater nach Annaberg, wo der Vater bald zu Reichtum und Ansehen gelangte, ja sogar Bürgermeister wurde. 1523 finden wir Lotter in Leipzig, in einem Jahre, in dem dort die ersten Renaissancebauten entstehen. 1545 führt er die ersten städtischen Bauten hier aus: das Kornhaus, später das Waagegebäude, die Baderei und einen Aufbau am Nikolaikirchturm. 1558 begann er dann den Leipziger Rathausbau, der seinen Namen für alle Zeiten mit der Geschichte der Stadt Leipzig verkettert, deren Bürgermeister er wiederholt gewesen ist. Gegen

1550 trat er auch in den Dienst des Kurfürsten und begann den Pleißenburgbau. Sein Verhältnis zum Kurfürsten gestaltete sich so herzlich, daß dieser, wenn er in Leipzig weilte, immer bei Lotter wohnte. Als Sechzigjähriger wandte sich Lotter noch dem erzgebirgischen Bergbau zu und ließ in der Nähe von Geyer, wo er auch einen der freien Lehnhöfe erwarb, den Lotterhof, Stollen anlegen, auf denen er 300 Arbeiter beschäftigte. Da um diese Zeit herum verschiedene markante Bauten in Geyer entstanden, darf man annehmen, daß er auch deren Schöpfer gewesen ist. Nach den bekannten „Grumbachischen Sündeln“ wollte der Kurfürst ein monumentales Siegeszeichen errichten und dazu die durch ein Frühlingsgewitter vor mehreren Jahrzehnten zerstörte Burg auf dem Schellenberg über der Bishopen wieder aufbauen. Zum Baumeister hatte er sich den nahezu 70jährigen Lotter ausersehen, der sich vergeblich auf sein Alter berief. Unterstützt von dem ihm zur Hilfe beigegebenen Niederländer Gerhard van der Meer begann Lotter noch 1567 den Bau, und der Kurfürst interessierte sich

so für dessen Fortgang, daß in den Archiven noch heute ein umfassender Schriftwechsel zwischen Lotter und dem Kurfürsten vorhanden ist. Aber zum ersten Male konnte Lotter seinen Herrn nicht befriedigen. In dem Briefwechsel mehrten sich die Anzeichen der Ungeduld, der Unzufriedenheit und des Mißtrauens, und obwohl Lotter alles tat, seinen Kurfürsten zufriedenzustellen, kam es doch in der allerletzten Bauphase zu einem endgültigen Bruch zwischen Lotter und seinem Herrn. Im Januar 1572 wurde Graf Nothus von Tinar mit der Vollenbung des Baues beauftragt. Lotter aber ging nach Leipzig, wo der schwer gedemütigte Mann rasch steigender Verarmung verfiel. Er hatte bei dem Bau wesentliche Summen zugelegt und auch seine Leipziger Geschäfte vernachlässigen müssen. Schließlich wurde seine Lage so trostlos, daß er sich 1575 auf den Lotterhof zurückziehen mußte. Ja, man weiß nicht einmal, ob er diesen bis an sein Lebensende zu erhalten vermocht hat. Vereinsamt und vergrämt schloß er am 24. Juli 1580 in Geyer seine Augen.

Aus der Geschichte der Cossendaer Schule.

Eine Inschrift über dem östlichen Eingange zum Gemeindeamte bekundet, daß dieses Gebäude im Jahre 1805 als Schule errichtet wurde. Die Bevölkerungszunahme bedingte 1840 einen Ausbau am nördlichen Giebel zur Vergrößerung der Schulstube und der Wohnräume. Im Jahre 1861 erfolgte am südlichen Giebel ein Erweiterungsbau zwecks Schaffung eines zweiten Lehrzimmers und einer Hilfelehrerwohnung. Der erste angestellte Lehrer war Schmiedgen. Ihm folgte 1838 Großmann, welcher Ende 1860 nach Somsdorf veretzt wurde. Die nächsten Lehrer waren Schellhorn (Ostern 1861 bis 15. Mai 1862), Thiemig (26. August 1862 bis 31. März 1894) und vom 1. April 1894 an Zimmermann, der spätere Schuldirektor. Mit den Jahren machte sich eine Ueberfüllung der Cossendaer Schule, welche auch von Gohliser Kindern besetzt wurde, unangenehm bemerkbar. An einem Inspektionsstermine am 24. Februar 1885 erklärte die Schulgemeinde Gohlis, eine eigene Schule errichten zu wollen. Die Weihe des neuen Gebäudes fand am 30.

April 1886 statt. Die Ausschulung von Gohlis bedeutete für die Schulgemeinde Cossenda einen Rückgang von 301 auf 216 Schulkinder. Sechs Jahre später wurde nun ein Schulneubau in Cossenda ernstlich erwogen. Der Platz dazu war bereits vom Schulvorstand Berge vom Gutsbesitzer Mehlig erworben worden. Am 15. Mai 1893 wurde unter entsprechender Feierlichkeit der Grundstein gelegt. Man benutzte dazu den großen Stein, welcher bisher im alten Kapellenraum als Altartisch gedient hatte. Unsere Schule hat also eine feste Gründung im christlichen Sinne erhalten und wird hoffentlich auch nach dem Wunsche der überwiegend christlichen Elternschaft aus diesem Grunde bestehen bleiben. Den Schulneubau führte Baumeister Säurig aus. Die Uebergabe und Einweihung fand am 31. März 1894 statt. Die damit verbundenen Festlichkeiten galten zugleich auch dem scheidenden Lehrer Thiemig und seinem Nachfolger Zimmermann. Während früher gewöhnlich die Gemeindevorstände zugleich Schulvorstände waren, bestand von

Ostern 1875 ab der Schulvorstand aus mehreren Mitgliedern. Die ersten, auf 3 Jahre gewählten Schulvorstandsmitglieder waren die Gutsbesitzer Faust (Vorsitzender), Händel und Lehmann aus Cossenda, Gutsbesitzer Wilhelm Schulze und Privatus Maune aus Gohlis, Gutsbesitzer Jenzich, Oberwartha und Wirtschaftsbesitzer Grahl aus Gruna. Schon in frühen Jahren fanden Schulausflüge statt. Besondere Erwähnung verdienen auch die wiederholten Konzerte unter Mitwirkung von Schulkindern. Am 6. Oktober 1875 wurde die Fortbildungsschule mit 12 Schülern eröffnet. Den unausgesetzten Bemühungen des Lehrers Schubert gelang es, im Jahre 1916 die Berufsschule einzurichten, deren Leitung ihm übertragen wurde. Die Volksbibliothek trat am 8. März 1891 ins Leben. Seit Ostern 1891 ist das Turnen in der Schule eingeführt. Die Finanzierung der Schulausgaben erfolgte früher durch Prozentabgaben bei Besitzveränderungen und durch Zuschüsse der Gemeinde. (Ludwig).

Zellen.

Mit der Erfindung des Mikroskops hat die wissenschaftliche Forschung allenthalben einen ungeheuren Aufschwung genommen. Auch die Botanik hat davon reichsten Nutzen gehabt, und es ist erfreulich, daß es gerade deutsche Forscher waren, die hier bahnbrechend vorgegangen sind.

Die erste Aufgabe, die der Feinscher zu lösen hatte, war die Frage nach der Entstehung des Pflanzkeimes. Das Ergebnis war, daß jede Pflanze, ob Eiche oder Moospflänzchen, zuerst als eine einfache mikroskopische Zelle erscheint, die, wie Schleiden vor fast hundert Jahren nachwies, durch einen wunderbaren Gestaltungsakt ins Dasein tritt. Man erkannte, daß das Geheimnis der Schöpfung in der Erzeugung einer Zelle ruht; ferner, daß nie eine Zelle von selbst, sondern immer nur als Tochter einer Mutterzelle entsteht. Durch Teilung und immer wieder Teilung reißt sich nach einem wunderbaren Rhythmus und unerforschter Gesetzmäßigkeit eine Zelle an die andere, bis das vielzellige Gebäude „Pflanze“ fertig ist. Wie beim Bau eines Hauses nach vorgeschriebenem Grundriß Baustein auf Baustein, Wand an Wand gesetzt wird, so fügt sich beim Aufbau der Pflanze Zelle an Zelle nach einem eingebornenen Bauplan, der bei jeder Pflanzenart verschieden — durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht sich überträgt. Eine unwandelbare Regel bestimmt, wie Prof. Cohn in seiner anschaulichen Weise schildert, an welcher Stelle, in welcher Reihenfolge die Wände gerichtet, die Stockwerke übereinandergesetzt, die Zellen ausgeweitet und ausgebaut werden sollen, wo zwischen der Zellenflucht leere Gänge offen gelassen, wo

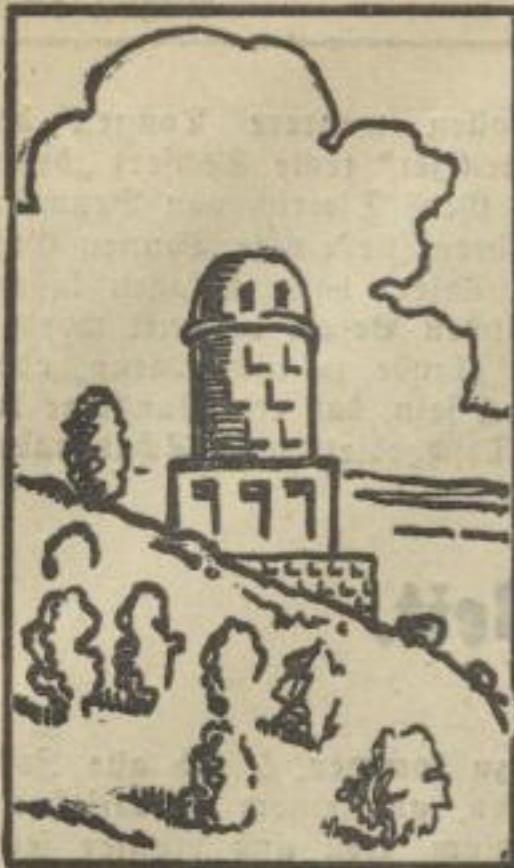
durch Begräumen von Scheidewänden ganze Zellenreihen in einem einzigen Raume vereinigt werden sollen. Je einfacher eine Pflanze, je unvollkommener ihre Organe, desto geringer ist die Zahl ihrer Zellen, desto klarer ihr Aufbau zu überschauen und ihre Entwicklung zu verfolgen. Aber gerade bei diesen niedersten Gewächsen (Farne, Moose, Algen, Pilze usw.) ist die Entwicklung von den mannigfaltigsten und überraschendsten Vorgängen begleitet. Hier, nur hier begegnen uns jene Fortpflanzungszellen, die gleich Infusorien gestaltet, unter lebhafter Bewegung im Wasser unterschwärmen. Hier zeigt sich in unsichtbaren Kügelchen oder Fädchen Trennung der Geschlechter, Mannigfaltigkeit der Fortpflanzungsweisen, daneben Metamorphosen, viel weiter gehend, als Goethe sie geahnt, wo ein und dasselbe Wesen in verschiedenen Alterszuständen so anders aussieht, daß man sie für ganz verschiedene Arten halten könnte. Kaum kann man, wer solchen Untersuchungen fernsteht, sich Vorstellung machen von dem Zauber, mit dem oft ein ganz unscheinbares Pflänzchen Stunden, Tage, Wochen lang den Beobachter am Mikroskop festhält, bis es ihm gelingt, eine Lücke im Kreise seiner Entwicklungsgeschichte zu schließen.

Heute kennt man die Entwicklungsgeschichte fast jeder einzelnen Pflanze sehr genau. Da zu gleicher Zeit auch die Entwicklung der Tierwelt nicht minder vollständig beobachtet und erforscht wird, so sind wir imstande, die Entwicklung der gesamten lebenden Welt von den einfachsten Pflanzen bis zum höchsten Wesen, dem Menschen, zu verfolgen und durch Vergleichung ihrer Ähnlichkeiten und

Unterschiedenheiten die allgemeinen Entwicklungsgesetze des Lebens zu ergründen.

Die Zelle ist das eigentliche Lebendige in der Pflanze. Wenn die Laubwipfel im Sonnenlicht Lebensluft ausatmen, so sind es die grünen Zellen des Blattgewebes, die aus der Atmosphäre Kohlenäure einer gewissen Region; erkrankt die schlürfen und aus dieser Luft durch eine von der Sonne übertragene Kraft grünes Pigment, Stärke und andere Stoffe erzeugen, während sie den Sauerstoff in die Luft wieder ausstoßen. Wächst die Pflanze, so sind es ihre Zellen, die sich infolge ihrer Ernährung dehnen und strecken; bilden sich neue Organe, so vermehren sich die Zellen durch Teilung in der Pflanze, so sind es die Zellen, die in ihrer normalen Lebenstätigkeit gestört sind, und stirbt die Pflanze, so sind es wieder die Zellen, in denen das Leben erlischt. Alles, wie bei Tier und Mensch auch, was wir seit 1838 durch Theodor Schwann wissen. Es gibt nur eine Zelle, nur ein Leben! Ohne die Erforschung der Pflanzenzelle wäre Virchows Lehre von der kranken Zelle nicht möglich gewesen.

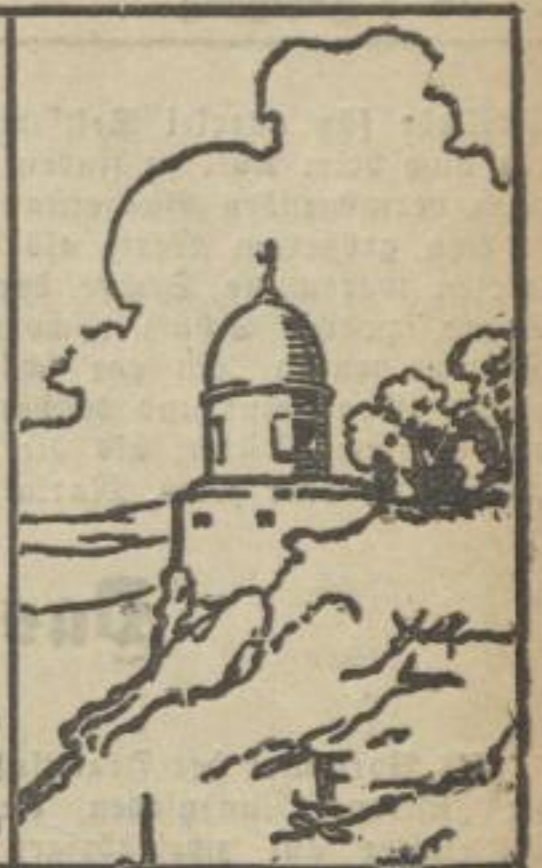
Man sieht immer wieder, welche ungeheure Bedeutung die Pflanzenwelt für die gesamte Wissenschaft besitzt, auch in ihrem einfachsten Grundstein, in der Zelle. Und nur, wenn ein Licht aufgeht über all diese geheimnisvollen Zusammenhänge alles Lebendigen, wird von der rechten Ehrfurcht auch vor der Pflanzenwelt besesselt sein.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschbroda.



Nr. 16 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

August 1930

Das „Schwarze“ Schloß am Teich und seine Schätze.

Otto Märkisch, Dresden.

Jeder Dresdner hat für seine Ausflüge seinen gewissen Strich. Der eine kommt über den Großen Garten nicht hinaus, der andere hummelt regelmäßig in die Heide, der dritte überlebt keinen Sonntag ohne Sächsische Schweiz. Das Niederland ist ihm zu abgelegen und zu wenig bekannt mit Ausnahme der Gosselauer Gegend zur Zeit der „Baumblüte“. Einige Wagenmutige stoßen ab und zu bis zum Friedewald und Moritzburg vor.

Wenn ich nun meinen lieben Mitbürgern vorschlage, auch einmal weiter nordwärts zu wandern, z. B. bis Radeburg, so höre ich schon den Seufzer: „Ach, hör' uff, das is ja am Ende der Welt. Da sagen sich die Füchse und Wölfe noch Gute Nacht!“ Und doch, lieber Wandersmann, wage es einmal, man glaubt nicht, was es dort über der Räder für schöne Flecke gibt. — Also: Sonntagsfahrkarte Radeburg, Holz, 1,40 Mk! Das saubere Landstädtchen mit Rittergut und großem Marktplatz bietet wenig Sehenswertes und ist bald durchschritten. Nun geht's über die Zollbrücke an der alten Straße Meißen-Königsbrück durch die kleine Räderaue nach dem Waldbrand. Das „Arme Sünderblüschchen“ nimmt uns auf. Gehe ruhig durch, es riecht nicht nach Galgen. Eine Fahrstraße von 3,8 Km. führt uns durch Nadel- und Laubwald zum Teichgebiet von Bichorna. Der große Teich, von unsern Altvordern „Auersfurthteich“ genannt, ist 1½ Km. lang und über 1 Km. breit, also fast so groß wie der Deutschbesseler Teich bei Ramenz. Die Umgebung aber dürfte bei einer Prüfungsschau den Schönheitspreis davontragen. Das lange Holz, die kleine Heide und das Bichornholz mit ihren alten Beständen umgeben ihn. Seine Ränder säumt ein Abriecht von „altdeutscher“ Dichte, in dem es gar geheimnisvoll wispert und flüstert. Wasserhühner und Enten aller Art bevölkern den Teichspiegel, wenn sich der Wandersmann nicht unliebsam bemerkbar macht. Aus dem Wasser hüpfen bei ihren Spielen die Karpfen, beherbergt er doch

bis zu 200 Schock der schmachtigen Flossenträger. Aber auch Hechte, Schleien, Barsche u. a. tummeln sich in den Fluten. Bei seiner flachen Lage braucht er fast 6 Wochen zum Ablaufen vor dem Teichfischen. Ein von mächtigen Eichen durchwurzelter Damm schließt ihn nach Westen ab. Neben dem großen Teich gibt es noch den Breiten (jetzt trocken), den Mühl-, den Breitmühlen-, den Schindel- (jetzt trocken), den Krebsmühlenteich und die Drescherteiche. Auch sie sind von zusammenhängenden Wäldern umgeben: vor dem Silberberg mit dem Diebsweg, den Schwedentannen und dem Breiten Holz mit dem Fuchsberg.

Das Schloß Bichorna nebst Mühle liegen am Mühlteich ganz einsam, das nächste Dorf Dobra ist fast 1½ Km. entfernt. Bichorna, von wendisch corny-schwarz (vom Dunkel des Waldes oder von der schwarzen Torferde) ist ein altes Wasserschloß der Kolonistenzeit, jetzt freilich sieht man nichts mehr von Wall und Graben. Der ursprüngliche Bau wurde 1537 durch den jetzt noch stehenden ersetzt (1853 Umbau durch den Dresdner Oberlandbaumeister K. M. Hänel). Kleine schiefelartige Fenster und die Mauerstärke von 3-4 Ellen (2,65 m) verraten, daß beim Neubau die alte Anlage nicht völlig zerstört worden ist.

Der älteste bekannte Besitzer war 1350 Apecz von „Schornow“. Dann folgten die von Schönfeld (1373), von Köckeritz (1456), von Schleinitz (1462), von Beschwitz (1520 bis 90), von Lüttichau (bis 1671), von Reichlingen (bis 1759), von der Sahl (1774), von Erdmannsdorf (bis Mitte des 19. Jahrhunderts) und jetzt besitzt es die Familie von Borberg. Der berühmteste Schlossherr war der Oberste Kanzler Augustus des Starken, Reichsgraf Wolf Dietrich von Reichlingen († 1725, IX, 28). Nachdem er in den Jahren 1703-05 als Gefangener auf dem Königstein über die Vergänglichkeit fürstlicher Gunst hatte nachdenken können, zog er sich auf seine ländlichen Besitzungen zurück und lebte

der Erinnerung verfloßener Zeiten. Als weitgereiseter und gebildeter Mann brauchte er aber Abwechslung, und so legte er sich auf das „Sammeln“ von allerlei „Rari- und Kuriositäten“, die er zum größten Teil in seinem Schloß Bichorna aufstellen ließ. Da gab es (1722) eine sehr „zahlreiche Bibliothec, auf welcher in allen Facultatibus und Scientiis diverser rarer Autorum Bücher und Manuscripta zu befinden“. Das war das „Deutsch“ vor 200 Jahren! Allerhand „rare und curiose Minen- und Bergkarten“ vermehrten die Sammlung. Vorhanden waren noch ein Naturalien-Cabinet, verschiedene ausländische Silber- und Goldstufen, allerhand Edelgesteine, als Diamanten, Topase, Jasps, Hyacinth von sehr reiner Art, gold- und silberhaltige Quarze, ein „wohl etabliertes Laboratorium chymicum mit vielen unterschiedlichen dazzu gehörigen Defen und sowohl küpffernen als andern Instrumenten“, verschiedene „specifige Arzneyen“, ein „Corpus pharmaceuticum vor das Haus“, verschiedene „inventiose Maschinen“, „Fabriken von Seidenzucht, Birkenwein, Haarbliche, Schnupftoback, Weinbesserung“ u. a. m. Für den Aberglauben damaliger Zeit sprachen: Schlangenkronen und -zungen, Krötensteine und Donnerkeile. Auch gab es zu sehen: „Nützliche Insecta, die Purpurwürmer, Spanische Fliegen und andere Monstra“, Turkeltauben, gewisse Muscheln, darinnen verschiedene Perlen gefunden worden; „Coffeebohnen aus Turkey“, Kropp-Färberrotte, Tuchmacherdisteln, Spelz, Rübsen, Ruchererbisen, brabantische Bohnen usw. Beim Schlosse war eine Orangerie mit „raren Gewächsen, Bäumen, Früchten“. Auf dem See schwamm ein großes Schiff, 29 Ellen lang und 9 Ellen breit — wie in Moritzburg. Ein Schießhaus zu allerlei Luftschießen und eine „Insul zum Diverissement im Teiche“ dürften nicht fehlen. „Ein treffliches Echo, so fast ganze Clausula repetiret“ wird die Herrschaften manchmal erlustert haben. Man sieht, die Eigenheiten des königlichen Herren, die

Vorliebe für allerlei Seltsamkeiten, waren auch beim Adel zu finden, ebenso wie beim vermögenden Bürgerstand.

Von größerem Werte als diese Spielereien waren die Schätze der Kirche zu Dobru, zu der Schloß Bichorna gehörte. Dasselbst waren „ein gar schönes Epitaphium (Grabstein) und kostbare Gemälde von Albrecht Dürer, als die Mater dolorosa und Ecce homo, Maria Magdalena

von Rubens, das jüngste Gericht von Michel Angelo, die heiligen drei Könige von Corazzio (!), ingleichen auf dem Schlosse selbst allerhand artige künstliche Stücke“. Leider ist von allen diesen Kostbarkeiten nichts mehr vorhanden, die von Bichlingen haben beim Verkauf (1759) gerettet, was zu retten war. Verständlich, aber für die Kunstgeschichte bedauerlich.

Zum Schluß noch eine Sage. Im

Mühlteich sollen mehrere Tonnen der „Leipziger Senfzer“ (rote Sechser) „deren der Kanzler Graf Dietrich von Beuchlingen in 2 Jahren für einige Tonnen Goldes (560 000 Taler) hatte schlagen lassen, auf kurfürstlichen Befehl versenkt worden sein. — Ich glaube ja nicht daran, aber es könnte doch sein, daß ein Wanderer im Bichornaer Teichgebiet zum Schatzgräber werden möchte.

Das Frachtfuhrwesen vergangener Zeit.

Von G. Schellhorn (Körsichenbroda-Bischewig).

Als Vorläufer der Frachtfuhrleute sind die „Kärner“ anzusehen, die schon im Mittelalter auf zweirädrigen hölzernen Karren Salz, Glas, Wein, Häute, Kolonialwaren, Mineralwasser, Kienruß und dergl. mehr geladen hatten. Nicht selten fuhren 10 bis 20 solche Karren hintereinander. Kamen sie zum Stehen, so dienten 2 Stützen, das Gleichgewicht zu erhalten. Die Verkehrswege befanden sich zu dieser Zeit vorwiegend in einem gar schlechten Zustande. Sie waren schmal, oft grundlos und nur durch die hinterlassenen Wagen-spuren gekennzeichnet, weshalb die Gefahr des Umwerfens oder Steckenbleibens ständig drohte.

Von Halle, das seit alter Zeit durch Salzgewinnung berühmt war, führte eine alte Straße, Salzstraße genannt, nach der Muldenfurt Wurzen und von hier als „Hohe Straße“ über Dornreichenbach und Dahlen nach der Elbfurt Strehla, dann über Großenhain, Königsbrück, Ramenz und Bauzen nach Görlitz. Außer dieser von Westen nach Osten verlaufenden Handelsstraße führte eine andere Salzstraße von Halle über Schkeuditz, Leipzig, Gerichshain, Brandis nach der Muldenfurt Trebsen und von hier nach Süden über Dederan nach Brüx im Böhmen. Sie wird heute noch die alte böhmische Straße genannt. Eine wichtige Verkehrsstraße war auch die alte von Leipzig nach Dresden führende Poststraße. Sie ging zunächst über Wurzen, Dschah und Meissen, wurde aber im Jahre 1725 wegen des kurfürstlichen Jagdschlusses in Hubertusburg weiter südlich gelegt und hatte dann folgenden Verlauf: Leipzig, Paunsdorf, Sommerfeld, Panitzsch, Kunnersdorf, Gerichshain, Nachern, Deuben, Bennewitz, Wurzen, Koitzsch, Nemit, Mühlbach, Burkartshain, Wäldgen, Sachsendorf, Wermisdorf, Simbach, Teuben, Raundorf, Casabra, Stauchitz, Klappendorf, Wölkisch, Zehren, Meissen, Coswig, Körsichenbroda, Trachau, Dresden. Doch auch diese wichtige Verkehrsstraße war nach unseren heutigen Begriffen in schlechtem Zustande; daher Berichte über Berichte von Verspätungen wegen steckengebliebener Wagen. Oft genug wollte man die Wege gar nicht bessern, damit Stellmacher, Schmiede, Sattler und die Gastwirte viel verdienten. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man in Deutschland bez. in Sachsen damit, feste Kunststraßen oder Chaussees zu bauen. Nun konnte man erst daran denken, große Frachtwagen zu bauen, die im-

stande waren, schwerste Lasten auszuhalten. Immerhin gab es noch andere Verkehrs Hindernisse zu bekämpfen und zu überwinden, z. B. den Straßenzwang und die Abgaben für Zoll und Geleit. Die Landesherren nötigten die Fuhrleute, auf von ihnen selbst angelegten Straßen zu fahren und verboten die Benutzung von Seitenwegen. Der Landesherr übernahm dafür die Verbindlichkeit, die Frachtgüter sicher und ohne Schaden durch sein Gebiet zu leiten und etwaige Verluste, durch schlechte Wege herbeigeführt, zu ersetzen. Wie umständlich war das alles! Wieviel Zeit ging dabei verloren! Bis zum Jahre 1808 teilten sich noch über 300 Fürsten und Herren in die deutschen Lande, die dann erst auf 38 zusammenschmolzen. Wer das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindlich gesinnten Zöllnern. Trostlos ist dieser Zustand für Männer, welche wirken und handeln möchten. Der geplagte Reisende, der mehrere dieser souveränen Reiche durchquerte, hatte nicht nur unausgesetzt sich mit Zollwächtern herumzuschlagen; was ihn zur Verzweiflung bringen mußte, waren die Plackereien mit den hunderterlei Münzen, die es immerfort zu wechseln galt.“ — Daneben gab es auch noch andere Abgaben, wie Pflaster-, Fähr- und Brückengelder. Schlagbäume bei den Gyauffeehäusern hinderten das Vorbeifahren, ehe nicht das Gyauffee- und Brückengeld an den Einnehmer entrichtet war.

Die vielen Verkehrs Hindernisse zu überwinden mußten natürlich die Fuhrleute körperlich durchaus gesund und widerstandsfähig sein. In einem Buche von Joh. Nikolaus Müller werden folgende Erfordernisse für einen Fuhrmann aufgestellt: „Er muß 1. alle Arten von Witterung ertragen können, 2. die beste und vorteilhafteste Einrichtung der Fuhrwerke kennen, muß verstehen, alle Sorten von Gütern einzupacken, zuzuschnüren, zu verladen, gehörig zu verdecken, das Verhältnis der Ladung zu der Tragfähigkeit der Wagen und der Beschaffenheit der Wege richtig einzuschätzen, 3. genaue Kenntnis von seinen Pferden, ihrer Stärke und Pflege besitzen, damit er weiß, wieviel Zentner er auf 2, 4, 8 Pferde laden kann, muß überhaupt auf deren Schonung bedacht sein, 4. muß sich bei seinen Fahrten mit allen nötigen Frachtwesen, Passierzetteln, Pässen, Accis- und Mautscheinen, Zollzeichen versehen, um nicht in Unge-

legenheiten zu kommen, 5. sich alle Zollhäuser merken, an keinem vorbeifahren, 6. muß wachsam, treu und munter sein, alles lieberliche Leben, Saufen, Fressen, Spielen, Schimpfen, Schmähen vermeiden, auf seine Ladung Achtung geben, damit sie ihm nicht geraubt, gestohlen oder beschädigt wird.“ Diesen Pflichten standen aber auch Rechte gegenüber. Die zu verfrachtenden Güter waren ihnen rechtzeitig gut, fest und sicher verpackt zu liefern, wofür in größeren Handelsstädten Aufläder vorhanden waren, die eigene Zünfte bildeten. Dabei war ein Frachtbrief mit zu übergeben, der eine genaue Bescheinigung über die Bedingungen der Ablieferung, auch den Namen des Fuhrmannes und des Empfängers enthielt, ferner die Bezeichnung der Waren sowie die Bestimmung, die Frachtgebühr zu bezahlen. Die Güter brauchten nur gegen Erlegung der Gebühr abgeliefert werden.

Im Laufe der Zeit bildete sich unter den Fuhrleuten ein scharf ausgeprägter Stand aus. Sie betrachteten sich als eine große Familie, unterstützten sich in Notfällen bereitwilligst, sprachen sich mit „Du“ an und trugen auch gleiche Tracht.

Der Brabanter Fuhrmannskittel aus blauer Leinwand war über ganz Deutschland verbreitet. Den Kopf der Fuhrleute bedeckte ein niedriger, runder Hut mit silbernem oder goldenem Band und Troddel. Den Hals umgab ein rotes Tuch. Anstatt Schuhe trug der Fuhrmann für gewöhnlich lange Stiefel, die über die Knie reichten. Um den Leib hatten sie die „Geldkage“ geschnallt. Die lange Peitsche, deren Griff mit Leder eingefasst und deren Stock aus elastischem Holz geschnitten war, durfte nicht fehlen. Ein ständiger Begleiter der Blaukittel von der Landstraße, wie man auch die Fuhrleute nannte, war der Hund, meistens ein weißer Spitz, der bald in der Schokkelle saß, bald neben dem Wagen herlief und Leute und Pferde anbellte. Im Fuhrmannsstand fehlten aber auch schon zu jener alten Zeit die Schattenseiten nicht. Dahin gehörte die Grobheit und das Fluchen, das wohl in den allerhand Schwierigkeiten, mit denen der Fuhrmann zu kämpfen hatte, seinen Grund haben mochte. Zumeist wurden vier Pferde vor einen Frachtwagen gespannt, nicht selten aber auch 6—8, wenn die Ladung schwer und der Weg besonders schlecht war. An solchen Stellen wurden vom nächsten Gasthofe die bereitgestellten Vorspannpferde geholt.



Das germanische Kriegergrab bei Prag.

Auf der großen Grabstätte bei Celakowitz, in der Nähe von Prag, ist dieses aufsehenerregende Grab eines germanischen Kriegers zu Pferde gefunden worden.

Sehen wir uns einmal einen solchen Frachtwagen und das Geschirr etwas näher an. Die blaugestrichenen Wagen wogen mit Ketten und sonstigem Zubehör gegen 80 Zentner und hatten 8 Zoll breite Räder. Außer dem großen Hemmschuh dienten noch 2 Schleifzeuge als Hemmungsvorrichtung. Im „Schiff“, das unter dem Wagen hing, lag der aus starkem Eisenblech gefertigte und mit 2—3 guten Schlössern versehene „Kober“, in welchem der Fuhrherr Geld und Papiere verwahrte und abends dem Wirte zum Aufheben übergeben wurde. Ueber hohe, starke Reifen spannte sich zum Schutze der Frachten gegen ungünstige Wetterverhältnisse das große, weiße Plantuch, in dem Namen und Jahreszahl, häufig auch ein auf das Fuhrmannswesen sich beziehendes Bild eingenäht war. An seinen beiden Seiten zeigte der Wagen eine Ausbuchtung, Bauch genannt, ferner die Laterne und das mit einem Korb oder Spruch verzierte Futterstieb, die beiden letzteren an der linken Wagenseite, wo der Fuhrmann ging. vorn im Wagen war zwar ein vertiefter, mit Stroh und Decken ausgefüllter Sitz angebracht, die Schokkelle genannt, aber meist lief der Fuhrmann neben seinem Wagen her, schwang die Peitsche und blies aus seinem Ulmer dicke Rauchwolken in die Luft. Zwischen den Hinterrädern hingen die Büchse mit der Wagenschmiere, eine Winde und eine Radehacke als notwendiges Werkzeug, wenn einmal der Wagen bei schlechten Wegstellen versank und stecken blieb.

Viel Sorgfalt wurde auf das Pferdegeschirr verwendet. Die Kummerte liefen nach oben in zwei Holzleisten aus, die mit Pferdeköpfchen aus Messing gekrönt waren. Das Kummert des Handpferdes war mit einer Dachsbende, das des Sattelpferdes mit einer roten Friesbende geziert. Das Pferdegeschirr mit seinen vielen Ringen und Scheiben aus Messing, sogenannte Rosen, immer blitzblank zu halten, war

der Stolz eines rechten Fuhrmannes. Als Zügel wurde nur ein einziger von starkem Leder, der „Riemsjel“ genannt, benutzt. —

Außerordentlich wichtig für den Verkehr waren die Fuhrmannsgasthöfe mit ihren geräumigen Höfen und Stallungen. Sie lagen an den Landstrafen, gewöhnlich eine Tagesreise weit auseinander und waren geschätzte Ruhepunkte. Hier konnten die Pferde gefüttert, gewechselt oder auch Vorspann genommen und Wagen und Schirrzug ausgebessert und übernachtet werden. Aus der Hausflur gelangte man links in ein mächtiges Gastzimmer mit gewaltigem Kachelofen. Tische und Bänke waren stets blitzblank. Auf dem Schänktische stand ein mächtiger steinerner Bierkrug sowie Fidibusse aus Papier oder Holzspänen zum Anzünden der Tabakspfeifen und Zigarren. In einem Regale oder einem Wandschranke waren allerlei Schnapßflaschen aufgebaut, aus denen der geschäftige Wirt fleißig einschenkte; denn: „Ohne Bier und Branntwein mag ich kein Fuhrmann sein.“ An der gegenüberliegenden Wand hing außer dem allgemein üblichen Hausseggen das große Fuhrmannsbild, das einen mit 4 Pferden bespannten Frachtwagen darstellte. Aus der großen Gaststube führte eine Tür in ein kleineres, aber stattlicher aussehendes Zimmer, das für Gäste bestimmt war, die an dem Trubel in der großen Gaststube und der mit Tabakrauch geschwängerten Luft darin keinen Gefallen fanden. Diese Einrichtung finden wir in den alten Strafengasthöfen auch heute noch, falls diese nicht modernisiert wurden. Das Leben im Gasthof spielte sich nach der Erzählung eines alten Fuhrmannes folgendermaßen ab: Sobald die Pferde in die Ställe gebracht, getränkt und mit dem ersten Futter versehen, wenn die Fuhrleute auch altem Brauch gemäß sich fein säuberlich gewaschen hatten, setzte man sich an den Tisch, um das sogenannte „Deichselbrot“ einzunehmen. Es bestand

der Reihenfolge nach aus Schnaps, Bier, Butter, Käse, Brot und schließlich gab es noch Kaffee mit Semmeln. Später ging es an die eigentliche Abendmahlzeit, die aus Suppe und Braten oder Fisch zusammengeleht war, oder auch Wildbrett, je nach der Jahreszeit. Beim Abfahren am andern Morgen bekam jeder Wagenführer ein tüchtiges Frühstück mit auf den Weg, so reichlich, daß es den ganzen Tag über langen mußte. Das Füttern der Pferde besorgte der Fuhrmann stets selbst. Während der Nacht war die Gaststube in einer großen Streu verwandelt, auf welcher sich der müde Mann, in seiner „Kocke“ eingewickelt, ausgestreckt hatte, falls er nicht vorzog, im Stalle bei den Pferden zu bleiben. Um 2 Uhr mußte der Hausknecht schon wecken, damit gefüttert und um 4 Uhr eingespannt werden konnte. War der Kaffee oder die Suppe genossen, nahm der Wirt die Kreide in die Hand, um nach althergebrachter Weise die Zechen auf den Tisch zu schreiben. Als Trinkgeld für die Magd oder den Hausknecht, welche die Stiefel zu reinigen hatten, gab der Fuhrmann einen guten Groschen, der in einen vom Wirt mit Kreide gezeichneten Ring zu legen war, und deswegen Lochgroschen genannt wurde. — Infolge ihrer ehemals großen Bedeutung fanden der Frachtfuhrmann und das Fuhrwerk auch im deutschen Sprichwort eine gewisse Beachtung wie nachstehende Beispiele zeigen: Ein Mann ohne Weib ist ein Fuhrmann, dem die Pferde ausgespannt sind. — Auf ebener Bahn ist gut Fuhrmann sein. — Was man mit Unwillen tut, knarrt wie ein ungeschmierter Wagen. — Er ist verschmizt wie eine Fuhrmannspeitsche. — Wenn der Fuhrmann nicht mehr fahren kann, knarrt er noch mit der Peitsche. — Ein alter Fuhrmann ist ein guter Wegweiser.

Die Fuhrmannsbilder findet man hier und da noch in alten Gasthöfen an den Landstrafen. Viele sind bei den Erneuerungen der Gaststuben auf die Seite ge-

worfen worden und verschwunden. Diese Bilder sind gewöhnlich in Wasserfarben bunt gemalt und geben uns ein treffliches Anschauungsstück, wie so ein Frachtfuhrwerk ausgesehen hat. In dem im Jahre 1788 gebauten Gasthof „Zum weißen Ross“ in Radebeul hängen noch 3 Stück, ein Fünfgespänn, ein Biergespänn und ein Zweigespänn, jedes der beiden letztgenannten zeigt folgenden Spruch:

„Bei Glück und unter Gottes Hut,
da geht auch das Fuhrwerk gut.“ —

Im Gasthof zu Zehren bei Meissen fand ich 2 Fuhrmannsbilder, einen dreispännigen Planwagen mit dem Spruch:

An des Höchsten Schutz und Segen
ist auch des Fuhrmanns Glück gelegen
— und einen zweispännigen Leiterwagen mit gefüllten Säcken. Dieses Bild trägt den Vers:

„Nach Dresden und manch andern Ort
Da fahr ich Pflaumen hin.

Gott lasse immer fort und fort
mein Fuhrwerk glücklich ziehn.“

Dort hängt auch noch das Bild von einer Straßenwalze, die von 6 Pferden gezogen wird. 2 Fuhrleute, ein Spitz, der Straßenwärter und der Straßenmeister stehen dabei. Auf diesem Bilde steht der Vers:

„Soll gleich sich fügen hart Gestein,
will fest und scharf gewalzet sein,
daß auch die glatte Eisenbahn
die Schwester nicht beschämen kann.“

In Klappendorf sieht man mitten in der Gaststube eine dicke Holzsäule, darauf steht: „An dieser Säule sah Napoleon I. 1813.“

Im Landesmuseum für Sächs. Volkskunde zu Dresden-N. (Oskar Seyffert-Museum) sind 7 Fuhrmannsbilder aufbewahrt, aber nur 6 sind im Erzgebirgsraume daselbst aufgehängt; eins liegt wohl verwahrt im Kasten. Diese Bilder scheinen sämtlich von demselben Maler Joh. Samuel Erler aus Colmitz bei Freiberg hergestellt zu sein. Wenn auch einige davon seinen Namen nicht tragen, so sind sie doch nach derselben Schablone gemalt: eine mit Bäumen besetzte Landstraße, an der Seite Steinhausen zum Ausbessern der

Straße, Frachtfuhrleute, Spitz, Frachtwagen, 2—5 Pferde davor, Hausknecht, Gastwirt und Wirtin. Folgende Sprüche kann man da lesen:

„Bei Glück und unter Gottes Hut,
da fahre ich mit frohem Mut“;
oder:

„Meinen Vater zu ehren
treib ich gern den Fuhrmannsstand,
ferner mag mein Gott bescheren
Glück und Segen über Land.“

Ferner:

„Brave Wirtskent an den Straßen
kann der Fuhrmann niemals lassen,
Einen guten Schnaps, ein gutes Bier,
lockt neue Lebenslust herfür“;

und

„Nach Tharandt fahr ich oftmals gern
und bringe Wein für manchen Herrn.“

Auf einem Futterkasten steht dieser Vers:

„Gott segne was darinnen ist
und alles Vieh was daraus frist.“ —

Auch das im Stadtmuseum zu Döbeln aufbewahrte alte Fuhrmannsbild ist von J. S. Erler gemalt. Wieder sieht man darauf die mit Bäumen bepflanzte Landstraße, Steinschlag, ein Gasthaus mit der Futtergrippe davor Planwagen mit 1 Paar Apfelschimmel und 1 Paar Braunen bespannt, alles wohl genährte und glühendes Geschirr tragende Tiere. Ein Knecht trinkt die Pferde, der Fuhrmann spricht mit einer Frau, und daneben spannt der weiße Spitz nach jeder Geste seines Herrn. Ein Frachtstück trägt die Bezeichnung: Piano, ein anderes als Bestimmungsort Breslau. Das Bild trägt diese Ueberschrift:

„Auf die wackeren Fuhrmanns Leute
schaut der Wirth mit Lust und Freude.
Sieht es gern und will sie ehren,
wenn sie oft bei ihm einkehren.“

Auf meinen Wanderungen im Erzgebirge sah ich mich ebenfalls in den Einkehrstätten nach allen Fuhrmannsbildern um. Im Gasthof „Zum weißen Hirsch“ in Großschirma bei Freiberg hängt ein solches. Es zeigt ein vor dem Wirtshause haltendes Sechsgespänn, den großen Plan-

wagen mit allem Zubehör und die Inschrift:

„Hier hält man an und trinkt einmal
fährt froh dann über Berg und Tal.“

In dem von Ausflüglern zu Fuß, Rad, Wagen und Auto viel besuchten Gasthof „Heinzebank“ bei Wolkenstein fand ich ein ziemlich 1 Meter großes Fuhrmannsbild, das ein Wirtshaus, einen Planwagen mit 2 Pferden, einen Fuhrmann mit Spitzhund und folgenden Spruch zeigt:

„Mein Fuhrwerk schütze Gottes Hand,
wenn es mit Fracht geht über Land.“

Dort hängt auch in der hintern Stube noch ein älteres Bild. Es soll das erste Aushängeschild von diesem Gasthause und, wie angegeben, im Jahre 1552 gemalt worden sein. Heinrich der Fromme sitzt auf einer Bank und frühstückt; daher soll der Gasthof „Heinzebank“ seinen Namen haben. Nicht weit davon liegt der Ort Großolbersdorf. Da steht auf dem Friedhofe ein Eisenkreuz, das man einem verstorbenen Fuhrmann gesetzt hat. Es trägt den Spruch:

„Er, der bei Tag und bei der Nacht
so manchen langen Weg gemacht,
gefahren über Stadt und Land,
hat nun für immer ausgepannt.
Gott gab dem müden Pilger Ruh,
führt ihn der ewigen Heimat zu,
dort schenkt ihm Gott, was nicht hinieden
zu finden ist, des Himmels Frieden.“ —

Wenn die alten Fuhrmannsbilder doch reden könnten! Manches Erlebnis würden sie zu berichten wissen, das heimatgeschichtlich von Wert ist. Leider verschwinden sie immer mehr, und mit ihnen erlöscht die Erinnerung an das ehemals in hoher Blüte stehende Frachtfuhrwesen, dem man vor etwa 100 Jahren durch Einführung der Eisenbahn den Todesstoß versetzt hat. Lange Zeit war man auch die alte Verkehrssader zwischen den Städten Leipzig und Dresden verwaist. Heute hat sie aber durch den modern gewordenen Kraftwagenverkehr ihre alte Bedeutung als Hauptverkehrsweg wieder erhalten. Nur eines hat sie wohl für immer abgelegt — die Poesie gemächlicherer Zeiten. —

Durch den Tharandter Wald.

Um den Tharandter Wald in seiner erhabenen, anmutigen und geheimnisvollen Schönheit den wandernden und fahrenden Natur- und Heimatfreunden, den Sommerfrischlern und Wochenendlern zu erschließen, hat der Verkehrsverein „Tharandter Wald“ 32 der schönsten Spazier- und Wanderwege farblich gekennzeichnet. Hierdurch werden die Kurorte und waldbumrauschten Sommerfrischen des Tharandter Waldes — Tharandt, Hartthaus-Hintergersdorf, Herzogswalde mit dem Landberg, Mohorn-Grund, Herrndorf-Heßdorf, Niederschöna, Naundorf, Grillenburg, Klingenberg-Colmitz, Dorshain, Edle Krone — nach allen Richtungen durch herrliche Wanderwege miteinander verbunden. Ueber Somsdorf-Cosmannsdorf wird die Brücke nach dem berühmten Rabenauer Grund und nach Freital-Dresden geschlagen, während das Triebischtal und Wildsruff den Verkehr nach Meissen bezw.

dem linken Elbufer vermittelt. Die Wanderzeichen des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz und des Erzgebirgsvereins sind, soweit dieselben den Tharandter Wald berühren, in den Markierungsplan mit eingegliedert worden und stellen den Anschluß an die eben genannten Wandergebiete her. Hierdurch sind unbeschränkte Ausflugsmöglichkeiten durch den zu jeder Jahreszeit prächtigen Laub- und Nadelwald mit seinen aussichtsreichen Berghängen und reizvollen Waldtälern der roten und wilden Weiseritz mit den Talsperren, der Bobritzsch, des Colmitz- und des Triebischtals der breiten Öffentlichkeit erschlossen worden.

Zur Orientierung hat der Verkehrsverein eine neue farbige Wanderkarte des Tharandter Waldes herausgegeben, in der die Wander- und Autostraßen, die Höhenmarken, Wasserläufe, Verkehrsverbindungen usw. übersichtlich dargestellt werden

und die durch Berücksichtigung der neuesten forstamtlichen Veränderungen Anspruch auf Vollständigkeit und Richtigkeit erheben darf. Auf der Rückseite sind in klarer Anordnung die Wanderwege mit den farbigen Kennzeichen und Entfernungsangaben verzeichnet, während neben der Karte ein der Öffentlichkeit bisher noch nicht zugänglich gewesener Plan des Forstbotanischen Gartens zu Tharandt wiedergegeben wird. Das Ganze ist mit einem gefl. dauerhaften Umschlag in Faltblattgröße versehen, auf dessen Innenseiten die empfehlenswerten Einkehrstätten des Tharandter Waldes nachgewiesen werden. Wer darüber hinaus sich über die Kur- und Sommerfrischenverhältnisse im Tharandter Wald orientieren will, verlange kostenlose Uebersendung eines Prospektes von derselben Stelle.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhoffstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: H. Schruh, Köhlschbroda.



Nr. 17. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

August 1930

Vogelwiesenerinnerungen.

Unten auf dem Schützenplatz ist sie wieder einmal auferstanden, ist zu kurzem Dasein erwacht, die bald Hundertjährige, das traditionelle Löbnitzer Volksfest, die alte Köhlschbrodaer Vogelwiese. Wenn ihr Vater, der alte Medicus Ziegner, der da auf dem alten Friedhof an der Serkowitzer Straße den letzten Schlaf schläft, sehen könnte, was aus dem Sprößling eines spekulativen Gedankens geworden ist, er würde das erstaunt sein, wie sich das anfänglich recht schwächliche Kind entwickelt, das am menschlichen Leben gemessen heute zwar eine Matrone, in ihrem ganzen Wesen aber eine recht lebenskräftige Dame ist, temperamentvoll und voll von übermütiger Laune. Allerhand Fahrnisse hat sie überstanden, schlimme Zeiten, schwere Kriege, aber immer ist sie nach kurzer Ruhepause wieder auferstanden zu neuen Leben. Freilich, gewandelt hat sie sich mit den Jahrzehnten wie sich die Menschen und ihre Ansprüche auch gewandelt haben und wie sie sich im zweiten Jahrhundert, das sie in wenigen Jahren beginnt, auch weiter wandeln wird. Sie ist gewachsen wie der Ort wuchs, dem sie ihr Entstehen verdankt. Aus den beiden 300 Ellen (ca. 170 Meter) langen und 20 Ellen ca. 12 Meter) breiten Budenstrassen von 1867 ist ein stattlicher Festplatz geworden, und aus dem transportablen Schützenzelt von ehemals eine prächtige Schützenhalle. Aber die Vogelwiese von 1867, der diese Erinnerungen gewidmet sind, war auch schon eine recht stattliche. 165 Fieranten hatten sich dazu eingefunden und hofften auf ein gutes Geschäft. In der Hauptsache waren es, ganz wie heute, „Bacchus“ und „Gambinustempel“, von denen damals 23 aufgeschlagen waren. Stolz Namen gab es dabei. Da war ein „Café de France“, das seit langen Jahren ein Gastwirt Köllner aus Dresden auf dem Festplatze aufschlug, der Erbauer der späteren Friedensburg, Louis Giesmann, hatte ein „comfortabel“ ausgestattetes Weinzelt errichtet in dem er „guten reinen Meißner Landwein“ kredenzte. Bratwurstzelte gab es eine ganze Anzahl. Der

Platzbericht von 1867 notiert außer den 23 Schanzelten 8 Kunst- und andere Schaustellungen, 60 Verkaufs- und Würfelbuden, 3 Karussells, 3 Schaukeln, 3 mechanische Regelpbahnen, 5 Schießbuden und 60 verschiedene Verkaufstische. An Gelegenheit, das gute Geld los zu werden, hat es unsern Vorfahren also nicht gefehlt. Der Besuch der damaligen Vogelwiese war nach zeitgenössischem Bericht ein enormer, aber merkwürdig, wie sich doch alles in der Welt wiederholt, die Fieranten schimpften und jammerten damals genau so wie heute über das schlechte Geschäft. Aber lassen wir einmal den Gewährsmann von 1867 über den Verlauf der damaligen Vogelwiese selbst berichten:

Bei einer geradezu tropischen Hitze sind die drei Festtage des großen Vogelschießens dahingegangen, gleichwohl war der Andrang der Menschen von fern und nah ein fast unglaublicher. Wer an diesem Tage den niederen Teil des Ortes nach der Eisenbahn oder dem Dampfschiff hin passiert hat, wird gestehen, daß es nicht möglich war, ohne unterschiedliche Rippenstöße durch die auf- und abwogenden Menschenmassen durchzudringen. So zählte ich auf einer Stelle 17 große aufgefahrene Omnibusse ohne all das andere Fuhrwerk, vom schlichten Korbwäglein bis zur silberplattierten Karosse. Und erst die Dampfwagen und Dampfboote. (Sonderzüge und Sonderfahrzeuge verkehrten verschiedene auch damals schon). Zug um Zug, Schiff um Schiff kamen an und überdies was auf Schusters Rappen, selbst in hellem Barfußganz mit über die Achseln gehängten Stiefeln angetraht kam. Mein Gott, ich möchte nur wissen, wer die Leute alle gefüttert und getränkt hat, denn das Essen und Trinken ist doch bei einem solchen Fest die Hauptsache. Alle Lokale mit oder ohne Konzession (im Orte) waren wie genudelt voll, selbst auf Komposthaufen wurde geschmaust und populiert. Was die Leute da für ein Geschäftchen gemacht haben mögen! — Sinegenen draußen auf dem Festplatze schnitten die Zelt- und Budenbesitzer mitunter gar klägliche Gesich-

ter und bissige Redensarten waren die Menge zu hören: Ja, die drinnen machens Geschäft, während wir mit unsern vielen Kosten und Vergniffen das leere Nachsehen haben. Das es oft nicht so schlimm war, wie es gemacht wurde, davon berichtet die Fama ein andermal, wenn sie erzählt, daß ein Budenbesitzer, der damalige Wirt des Goldenen Anker „die Silbersechser mehenweise nach Hause getragen“ habe. Ueber die Sehenswürdigkeiten berichtet unser Gewährsmann aus jener Zeit recht anschaulich:

Die am massenhaftesten frequentierte Budenreihe war die der Schaustellungen, voran die weltberühmten Schlachten von Gitschin und Königsgrätz in Dahlmanns großem Panorama, das abendlich mit 150 Flammen beleuchtet war. Dort war auch die erstaunliche Produktion einer Sellscheerin zu sehen. Weiter war in einer Bude ein Wundermädchen ohne Arme zu sehen, das mit dem Munde weibliche Handarbeiten zusammenstoppelte. Ferner war ein „Theatre francais des enfants courageux“ auf gut Deutsch ein „französisches Theater der mutigen Kinder“ anwesend (anscheinend eine Zwergenschau), in dem sich eine Truppe von 18 Personen mit 6 korsikanischen Pferdchen produzierte. Ein anderes Theatre francais ließ auf einem vorgebauten Podium Ballett tanzen. Dadurch und durch eine infernalische Musik wurde ununterbrochen ein hochgeehrtes Publikum in Begeisterung (!) gehalten und der Zuspruch mehrte sich stündlich. Auch ein Mann mit einem Hirschpferd aus Afrika, das 8 Geweihe trägt, wie ein Hirsch wiederläuet und als Kennzeichen der Wildnis einen Lanzenstich trägt, war da. Am Eingang der Vogelwiese standen die Schießbuden, die es sich angelegen sein ließen, durch reichliche Pulververschwendung und unaufhörliches Kartthauen ihre Kundschaft zu fesseln. Daneben und gegenüber machte man „hoch in den Lüften“. Eine russische Schaukel sowie drei Karussells sorgten für den nötigen Schwindel. Bis spät in die Nacht ging es hier stets um den Ring. Wer

seinem Trommelfell ein außerordentliches Plaisier bereiten wollte, brauchte nur fünf Minuten an diese Stelle Posto zu fassen. Wenn die drei großen Drehorgeln mit ihren beneidenswerten Blasebälgen losließen und die Fahrer und Reiter in angeheiteter Stimmung dazu spektakelsten, war es schwer seine Seelenruhe zu behalten.

Der Schützenzug am Festmontag, an dem sich die Turner beteiligten, war neben dem „Brillantsfeuerwerk“ der Höhepunkt des Festes. Der Ort wurde dazu „ansehnlich geschmückt“. Girlanden, Ehrenpforten zierten die Straßen durch die die Schützen marschierten. Hinterher wurde, wie heute, schon damals das Schützenfrühstück abgehalten, bei dem so schöne Reden vom Stapel gelassen wurden, „daß nicht bloß auf einem Antlitz Tränen der Rührung und der Begeisterung herabfielen“. Nach dem Frühstück brachte die Musikkapelle den Honoratioren des Ortes musikalische Ständchen. Am Sonntag und Montag wurden die Ortseinwohner durch Reveillen geweckt.

Der Festplatz war in damaliger Zeit zwischen der heutigen Rötter- und der Ottostraße gelegen. Der Schützenweg in Raundorf und die später zur von Ottostraße werdende Schützenstraße, der ehemalige Bismarckweg, hielten und halten die Erinnerung an diesen Festplatz wach. Die Schützengesellschaft, die ihre eigentliche Gründung einer Anregung des Dresdener Justizamtmanns Lucius im Jahre 1845 verdankt, war noch nicht glückliche Besitzerin eines eigenen Festplatzes. Auf den Feldern ehrlicher Köhnenbrodaer Bauern wurde die Zelstadt errichtet und nach ihrem Verschwinden zog der Pflug wieder seine Furchen in den oft steinhart getrampelten Boden. Und wie es gerade die Bestellung der Felder mit einer früher oder später reisenden Frucht ergab, lag der Festplatz bald näher, bald ferner dem Ort. Ganz so harmlos, wie man es von der sogenannten guten alten Zeit erwartet, verlief die Vogelwiese freilich nicht immer. Die von 1876 beispielsweise wurde mit einer fürchterlichen Prügellei eingeweiht, von der der damalige Berichterstatter sagt, daß es eine „im größten Jugendfeuer mit ungewöhnlicher Brutalität vollführte Rauferei“ gewesen sei, mit der sich die Gerichte hinterher noch eingehend beschäftigten. Auch der Venus vulgivaga huldigte man damals so ausgiebig, daß die Polizei 14 ihrer gefälligen Priesterinnen einsteckte oder vom Festplatz jagte.

Die Witwe Magnus und ihr Theater.

Das ist auch eine Vogelwiesenerinnerung, wenn sie sich auch nicht an die Vorzeit unseres Köhnenbrodaer Schützenfestes knüpft, sondern ein Original der Dresdener Vogelwiese heraufbeschwört. Aber es hat insofern auch ein lokalhistorisches Interesse, als der sonderbare Theatrarren mehr als einmal auf seinen „Kunstreisen“ durch das sächsische Land auch in Köhnenbroda landete und unter demselben

tumultösen Beifall seines Publikums auch hier seine wüsten Ritter- und Schauertragödien im Goldenen Anker aufführte.

Die Witwe Magnus, die alte Magnussen, wie sie schließlich allgemein genannt wurde, die „Prinzipsalin“ dieses absonderlichen Kunsttempels, war die hinterlassene Ehefrau eines kleinen Bediensteten des sächs. Königshofes. Aus irgendwelchen Gründen hatte sie vom König Friedrich August dem Gerechten das Privileg zum Betrieb eines Wandertheaters erhalten und auf Grund dieses Privilegs eine sonderbare Bühne geschaffen, die schon damals in der an Originalen gewiß nicht armen Zeit einzigartig dastand, und für deren „Kunst“ weder vorher noch nachher ein Gegenstück bestanden hat. Der urwüchsigste Akt, bei dem die Zuschauer im weitesten Umfange mitwirkten, verquickt mit einer Schauer-, Ritter- und Räuberromantik war ihr Feld. Eine eigentümliche Beschränkung legte ihrem Theater das königliche Privileg auf: Es durften nie mehr als 4 Personen gleichzeitig auf ihrer Bühne auftreten. Trotz alledem verstieg sich diese originelle Theatermutter zu klassischen Dramen, die sie in Rücksicht auf diese merkwürdige Vorschrift ohne künstlerische Bedenken für ihre Zwecke ummodelte. So verballhornte sie beispielsweise in einer ganz fürchterlichen Art Mozarts „Don Juan“, die sich schon in der Abänderung der Personennamen spiegelte. Sie schuf Karikaturen der Opernfiguren, über die dem Textdichter, dem Italiener Lorenzo da Ponte jedenfalls die Haare zu Berg gestiegen wären, hätte er die Vergewaltigung der Kinder seiner dichterischen Muse erleben müssen. Aus Don Juan wurde Don Schiang, aus Donna Anna ein Donna Pimpernella und der Oktavio wurde zu einem Don Alfonso umgetrempekt.

Das Hauptstück ihres Repertoires aber, mit dem sie den meisten Erfolg hatte, war das schaurige Ritterdrama „Kunibert von Eulenhof“ oder der geschundene Raubritter, den die „Magnussen“ ganz besonders auf der Dresdner Vogelwiese aufführte und mit dem sie dort schließlich einen derartigen Spektakel verursachte, daß ihr ein Wiederbesuch des Festes ein für allemal verboten wurde. Der Inhalt dieser von tollstem Blödsinn strotzenden Komödie war kurz der, daß ein böser Raubritter zur Strafe für seine zahllosen Verbrechen bei lebendigem Leibe geschunden und sein blutiger Leichnam zum Gaudium des Publikums unter den Klängen eines greulichen Trauermarsches auf der Bühne herumgeschleift wurde.

Von einer solchen „Theatervorstellung“ auf der Dresdener Vogelwiese gibt ein Zeitgenosse folgende anschauliche Schilderung:

Bist Du, freundlicher Leser, in den Straßen der Vogelwiese, so bedarfst Du keines Führers, um die Kunsthalle der Witwe Magnus zu finden. Gehe nur getrost dahin wo Du den riesigsten Lärm hörst, dort tritt ein, denn Du bist am Ziele! — Während des Drängens am

Eingang hast Du Zeit Dir den Kunsttempel genauer zu betrachten. Aus primitivsten Schalbrettern zusammengezimmert, trägt er eine Anzahl mächtiger Plakate und das buntgefleckte Konterfei eines blutdürstigen Ritters. Im Innern befinden sich vor einer matt erleuchteten kleinen Bühne mit verschobenem Vorhange einige Reihen Bretterbänke — der erste Platz! Dahinter erhebt sich die Galerie, der zweite Platz, die den weniger schmeichelhaften als umso erschöpfenderen Namen „Halunkenloge“ führt. Trittst Du nach Erlegung eines Fünf-Neugroschen-Stückes in das Parkett, so sind gewöhnlich die vier selten nüchternen Blechpfeifer dabei, ein greuliches Tuten auf ihren defekten Instrumenten hervorzubringen, was sie mit dem stolzen Namen „Ouverture“ belegen. Das Publikum bemüht sich indessen, die Zeit bis zum Anfang der Komödie durch allerlei kleine Scherze tot zu schlagen. Die Schiebretter der Bänke werden losgerissen die Cylinder der Petroleumlampen als Ziel für Steinwürfe genommen, wobei man sich gegenseitig eine Flut keineswegs parlamentarischer Reden an den Kopf wirft. Andere gröhlen aus Leibeskräften den alten Dessauer, Tot is tod oder sonst einen Gassenhauer. Dabei wächst der Lärm von Minute zu Minute, bis er sich beim Aufgehen des Vorhanges zu einer Art Kriegsgeheul steigert, wie etwa eine Herde Indianer vor ihren unglücklichen Opfern. Ein Ritter tritt auf, der in Begriff steht, einen Kaufmannszug auszuplündern und der schon sein „Schwert“, einen ehemaligen Dfenhaken, gezogen hat. Die Karawane, die er erwartet, bleibt ihm zu lange. Er beginnt deshalb seinen „Monolog“ mit den Worten: Ha! Ihr verfluchte Kaufmannsbrut — —! Sofort erhebt sich unter stürmischem Beifall der Zuschauer ein heißblütiger Handlungsreisender aus Berlin im „Parkett“ und schreit empört dem raublustigen Ritter auf der Bühne zu, daß er entschieden verhauen werde, wenn er sich noch einmal unterstehe von dem ehrenwerten Kaufmannsstande in so ehrenrühriger Weise zu reden. Darauf allgemeines, markerschütterndes Beifallsjohlen der Zuschauer. Da endlich tritt das gute, versöhnende Prinzip, Thusemilda von Katzenstein, ein züchtiges Burgfräulein unbestimmbaren Alters zwischen 25 und 50 Jahren, auf. In dem Augenblicke nimmt aber der allgemeine Lärm infernalische Dimensionen an. Töne kommen zum Vorschein, wie sie wüster nicht gedacht werden können: es grunzt, brüllt, quietscht, pfeift, quakt, bellt und jöhlt aus Leibeskräften im tollsten Spuk durcheinander. Man muß Nerven haben dick wie Ankertaue, um diesen Höllelärm zu ertragen. Vor dem Spektakel will auch der blutdürstige Ritter Kunibert flüchten. Aber da interveniert ein Zuschauer, der den Lauf des Rummels kennt mit Rhinocerosstimme: „Schinden! Schinden!“ Im Nu bricht die rache-schnaubende Wut des Auditoriums wieder los. „Schinden!“ tönte es im wüster Chorus von allen Seiten. Wozu auf der Bersekergergenuß fünf Akte lang warten wenn man ihn schon im ersten Akte haben

kann. — Auf der Bühne gibt man dem allgemeinen Verlangen endlich nach. Ein schauriger Beheruf erschallt in der Coullisse und ein blutiger nackter Leichnam wird auf die Bühne geworfen, d. h. eine im schmutzigsten Rosa angepinselfte Puppe. Auf diesen erschütternden Moment warten

die unternehmungslustigen Zuschauer nur. Man springt aus dem Zuschauerraum auf die Bühne und verwalft die unglückliche Puppe mit Stöcken und Knütteln nach Leibeskräften. Der Staub wirbelt in dicken Wolken auf, eine Nacht pläzt, die See-grasfüllung fliegt herum und unter unge-

heurem Jubel des ganzen Kunsttempels, in den sich das Gebrüll der Löwen einer benachbarten Menagerie mischt, fällt endlich der Vorhang, die Tragödie ist zu Ende, das Vogelwiesenpublikum der „guten alten Zeit“ anno 1865 hat sein Vergnügen gehabt. —th.

Aus der Geschichte der ältesten Cossibauder Gaststätten.

Die älteste Schankstätte von Cossibaude war der Gasthof. Er stand früher an anderer Stelle, und zwar Ecke Dresdner und Hauptstraße. Dieses heute noch stehende, alte, kleine Haus gehörte dem Braugutsbesitzer Großmann. Die Schänke war an Fleischermeister Krosse verpachtet. Im Jahre 1865 erbaute der Braugutsbesitzer den neuen Gasthof, welchen Krosse am 1. Mai 1866 pachtweise übernahm. Durch spätere Besitzer sind hier mehrfach Erweiterungen vorgenommen worden. — Im Grunde war eine kleine Schankwirtschaft entstanden, die heutige Talschenke. Sie wurde 1871 vom Grundbesitzer Wagner gekauft. Er erweiterte dieselbe durch Anbau des Billardzimmers und später des Saales und erwarb vom damaligen Mühlenbesitzer Preßner den gegenüberliegenden Garten, den er zu Restaurationszwecken einrichtete. Im Jahre 1880 kaufte Wagner von Hermann Lange eine Felskuppe und erbaute daselbst das vielbesuchte Restaurant Liebenecke. Die Eröffnung fand am 17. April 1881 statt. Während des letzten Krieges ist dieses Restau-

rant für immer geschlossen worden. — Das Bergrestaurant wurde im Sommer 1874 von Wilhelm Große auf Faust's Areal erbaut und am 25. April 1875 eröffnet. Es besteht also — wie die Bahnhofswirtschaft — nunmehr seit 55 Jahren. Dieser Bau war damals ein gewagtes Unternehmen, weil man noch nicht wußte, welche Fahrgelegenheiten von und nach Dresden die Berlin-Dresdener Eisenbahn bringen würde. Auch war damals Cossibaude vielen Dresdner Einwohnern noch unbekannt. Aber Große war unablässig bemüht, sein Lokal zu heben, was auch dem Orte selbst zu gute kam. Er ließ z. B. oftmals das Sonntag nachmittags mit dem Zuge in Cossibaude eintreffende Publikum mit Musik vom Bahnhofe abholen. Auf seine Bemühungen hin wurde im Sommer die staubige Straße nach dem Berg-Restaurant gesprengt. Auch annoncierte er fleißig in öffentlichen Blättern. Bemerkenswert ist, daß gerade diese Gaststätte, als einzige im Orte zweimal von Bränden schwer heimgesucht wurde, und zwar am 10. Dezember 1884 und am 2.

September 1929. Eine ungeahnte Entwicklung hat das Höhengasthaus Osterberg erlebt. Wo in früheren Zeiten noch eine einfache Holzhütte stand, hat der erste Wirt Dittmann ein freundliches, geräumiges Gebäude errichtet. Die Ausgestaltung mit einem viereckigen, massiven Turme hat diesem 245 Meter hoch, am Rande des Höhenzuges links der Elbe im Dresdener Westen gelegenen Berglokal den Namen „Sächsische Wartburg“ eingetragen. Die umfassende, einzig schöne Aussicht ist weit über Sachsens Grenze hinaus berühmt geworden. Der vorstehende kurze geschichtliche Abriss weckt alte Erinnerungen, läßt aber auch die Entwicklung des einst unscheinbaren Dorfes Cossibaude erkennen. Wenn nun in jüngster Zeit ein früher ungeahnter Fremdenstrom durch Cossibaude flutet, so ist dies weniger dem Ausblühen dieses Ortes, als vielmehr dem durch Errichtung der hydro-elektrischen Speicheranlage zu einer Weltberühmtheit gewordenen Nachbardorfe Niederwartha zu verdanken. Ludwig.

—:—

Orchideen, unsere seltensten Pflanzen.

Warum soll man unsere einheimischen Orchideen nicht mit dem sinngemäß deutschen Worte „Orchen“ belegen? Es klingt vertraulicher und trifft doch das Rechte. In Deutschland haben wir nur Erdorchis, d. h. solche, die im Erdboden wurzeln. Denn die stolzeren Ausländer, die Tropenorchis aus dem äquatorischen Südamerika und Südostasien sind vielfach Epiphyten, d. h. sie sitzen — meist hoch oben — auf Bäumen wie ein Adelsgeschlecht auf hohen jonnennahen Ritterburgen; ihr Einsammeln ist mit Lebensgefahr verbunden. Unsere Orchis wurzeln in der Erde, auf feuchten Wiesen, im Waldboden und besitzen unterirdische Wurzelläufer (Rhizome) oder (oft recht kurios geformte) Knollen. Manche haben nur wenige, einige gar keine Laubblätter. Diese blattlosen Orchis können sich nun auch gar nicht nach Art rechtschaffener Pflanzen mit grünem Laube ernähren; z. B. die Vogelnestorchis (*Neottia nidus avie*) der Buchenwälder, deren kurzes Rhizom mit seinen nestartig verschlungenen Wurzeln die organische Nahrung fertig aus den Zerfallsprodukten des Buchenlaubes, und zwar mit Hilfe eines Pilzgeschlechtes, aufnimmt, das mit der Pflanze ein Arbeitsverhältnis zu gegenseitigem Vorteile, eine „Symbiose“, wie de Bary das nannte, eingegangen ist. Hält man in der Natur Umschau, so findet man, daß

es fast allenthalben solche Verhältnisse des Zusammenlebens gibt.

Unsere schönste, aber auch seltenste Orchis ist der Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), in deren großen Blüte die helle aufgeblähte hohle Lippe in wirkungsvollem Gegensatz zu den übrigen braunen schmalen Blütenblättern steht. Leider, leider gehört diese botanische Kostbarkeit unseres Waldes schon lange zu den größten Seltenheiten der freien Natur, da ihr von jeher unverständige Menschen so eifrig nachgestellt haben, daß sie nahezu ausgestorben ist. Verhältnismäßig reich bevölkert sind noch manche Bergwiesen mit Knabenkräutern, von denen einige schon durch ihre wunderbar getupften Blätter auffallen, wie das gefleckte Knabenkraut (*Orchis maculata, latifolia, incarnata*). Auch viele ausländische Orchis besitzen Blätter mit purpurnen Streifen und Zeichnungen; indische und malayische Arten zeigen auf dem tiefen Samtgrün ihrer Laubflächen ein feines Goldnetz; eine buntblättrige Orchis von Ceylon führt den bezeichnenden Titel „Waldkönigin“ („*Wana Rana*“). Die blutrot betupften Knabenkräuter hat man im Mittelalter „Marientränen“ genannt. Das gefleckte Knabenkraut, die Fleckenorchis, zeigt wie einige andere Arten eine mehrzippelige Wurzellnolle, die einer Hand mit gespreizten Fingern nicht un-

ähnlich ist (Herrgotts- oder Teufelshändchen). Orchis Morio wieder hat rundliche Knollen. Im Altertum schrieb man diesen Knollen Wunderkräfte beim Liebeszauber zu.

Auf trockenen Wiesen, an Gräben und grasigen Waldrändern finden wir diese Art ziemlich häufig. Grünlich-rot, ungewöhnlich gebildet, zweilippig und gespornt sind ihre Blüten; die Lippe ist weiß oder purpurfarben, an der Basis weiß mit roten Punkten. Ueber den Bau der Staubgefäße könnte der Botaniker viel Interessantes erzählen, ebenso über die Art der Befruchtung, der große Forscher unendliche mühsame Studien gewidmet haben.

Noch andere einheimische Orchis, wie *Epipactis*, *Cephalanthera*, *Distera* u. a. haben statt der Knollen einen unterirdischen, kriechenden Wurzelstock. Die Knollen der meisten unserer einheimischen Orchis gleichen in Größe und Gestalt Tauben- und Sperlingseiern.

Die Wurzellnollen von Orchis Morio und anderen Orchis enthalten ein feines Stärkemehl nebst einem eigentümlichen schleimartigen Stoff und liefern den „Salep“ als vortreffliches, nährendes Arzneimittel. Der beste kommt aus Persien, derischen Orchis soll man zur Salep-Gewinnung nicht benutzen.

Wenigen ist bekannt, daß gerade die Orchenforschung zu zwei höchst wichtigen Entdeckungen führte. Seit Malpighi, Grew und Leeuwenhoek wußte man, daß alle Pflanzen aus Bläschen oder Zellen und aus Gefäßen oder Fasern aufgebaut sind. Die Zellen stellte man sich als einfache Kammern vor, die mit Saft gefüllt sind. Vor hundert Jahren (1831) berichtete nun in einer Sitzung des Linnen Society in London Robert Brown, der die Orchenflora Australiens zuerst bekannt gemacht hatte, er habe in den Zellen der Orchen ein eigenartiges Gebilde gefunden, ein kugeliges oder linsenförmiges Körperchen, das er Areole oder Kern (nucleus) nannte. Bald stellte sich heraus, daß nicht nur alle pflanzlichen, sondern auch alle tierischen Zellen solche Kerne besitzen und daß in diesen Gebilden in der Tat der Kern der ganzen Entwicklung der Zellen seinen Sitz habe. Der bei den Orchen zuerst aufgefundene Zellkern ist heute als das wichtigste Organ der pflanzlichen wie

der tierischen Zelle anerkannt, der ihre Lebensvorgänge beherrscht und auch bei der Fortpflanzung der eigentliche Träger der Vererbung ist. Der Italiener Giambattista Amici, der nicht nur ein Erbauer ausgezeichnete Mikroskope, sondern auch ein feiner Beobachter war, hatte an den Orchen schon 1823 bis dahin unbekannt Entdeckungen über die Vorgänge der Befruchtung gemacht. Bei der Versammlung der italienischen Naturforscher in Genua 1847 hielt er dann einen Vortrag über die „Befruchtung der Orchideen“, der das größte Aufsehen der damaligen Gelehrtenwelt hervorrief. Der deutsche Pflanzenphysiologe Hugo von Mohl und Wilhelm Hofmeister, Strasbourg und Guignard vertieften und erweiterten die Erkenntnisse.

Mäkelhaft ist es, schreibt ein hervorragender Botaniker, warum die Orchen, die durch die zweckmäßigsten Einrichtungen die Befruchtung ihrer Blüten zu sichern bestrebt sind, so geringe Sorgfalt

auf das Gedeihen der Samen verwenden. Würden freilich alle Samen, die eine Orchidee in ihren Kapseln zur Reife bringt, zu neuen Pflanzen heranwachsen, so würde die Erde bald mit lauter Orchiden überfüllt sein. In Wirklichkeit aber gehören unsere Erdorchiden zu den wenigen Pflanzen, die sich fast gar nicht vermehren. Denn die bei anderen Gewächsen so ausgiebige Vermehrung durch Wurzelstöcke, Ausläufer oder Bestockung findet nicht statt. Jede Orchidee, die im Herbst abstirbt, wird im nächsten Frühjahr durch ein neues Individuum ersetzt. Aber mit jeder Orchidee, die mit der Knolle ausgegraben wird, verschwindet ein Einzelwesen aus der Welt.

Deshalb ist es Pflicht jedes Pflanzenfreundes, die Orchiden zu schützen und zu schonen. Der Schaden, der durch die Ausrottung einzelner Arten bereits entstanden ist, kann auf gar keine Weise wieder gut gemacht werden.

—:—

Der Schwarzenberg und seine Umgebung.

Wer in Deutschland kannte vor 50 Jahren das Ostergebirge oder gar den Schwarzenberg? Selbst unter uns jungen wanderfrohen Dachsen gab es nur vereinzelte, die in ihren Ferien das „Sächsische Sibirien“ aufsuchten. Den anderen war es zu beschwerlich, auf teils ungeebneten Pfaden durch endlose dunkle Wälder zu pilgern, bergauf und bergab zu steigen. Und als ich an einem heißen Sommertage, müde vor langer Wanderung, erstmalig den kahlköpfigen Schwarzenberg erklimmte, da hätte ich es mir nicht träumen lassen, daß ich im Alter noch einmal sein Lob singen würde.

Die Zeiten haben sich geändert. Heute weiß man es in ganz Deutschland und darüber hinaus, daß das Ostergebirge kein „Sibirien“ ist. In heißer Sehnsucht treibt es im Sommer wie im Winter Hunderttausende hinaus auf die stolzen Bergespitzen mit den rauschenden Wäldern, hinein in die wildromantischen Gebirgstäler, hin zu den lieben schlichten Menschen, die da droben wohnen. Und leicht wird es heute selbst dem verwöhntesten Großstädter gemacht, all die Schönheiten zu schauen, sich von nervenaufreibender Arbeit zu erholen und neue Kräfte zu sammeln. Die Eisenbahnen schlängeln sich hinauf bis Altenberg, Gottlieben, Ripsdorf, Frauenstein, Rechenberg-Bienenmühle, Sayda, Neuhäuser, Deutschneudorf. Und besonders gute Zubringer der Fremden sind die Autobusse, die in erstaunlich kurzer und sicherer Fahrt vom Tiefland bis ins Herz der Bergwelt dringen — ja sogar den Schwarzenberg bezwingen.

Und gerade dorthin riefen der Verkehrsanschluß für das Schwarzenberggebiet und der Sächsische Verkehrsverband die Vertreter der Presse, denen sich die Spitzen der staatlichen und gemeindlichen Behörden des Ostergebirges angeschlossen. Ja, sie riefen und baten: Kommt und überzeugt Euch selbst, wie reich Gott unser

Ostergebirge begnadet hat! Und wenn Ihr Euch überzeugt habt, dann sagt es allen, die das noch nicht wissen und kaum ahnen, und ladet sie ein, hinaufzukommen und sich gesund zu machen an Leib und Seele.

Den ersten Willkommensgruß bot Frauenstein, das schmucke Städtchen mit dem verfallenen Dornröschenschloß. Dann grüßte das inmitten rauschender Wälder gelegene Rechenberg-Bienenmühle am Oberlaufe der Freiburger Mulde. Vor wenigen Jahren noch ein Hauptumschlagplatz der böhmischen Braunkohlen, bekannt durch seine Holzstoffmühlen, die dem Untergange geweiht sind; jetzt lediglich angewiesen auf den Fremdenverkehr und die Stuhlbauintustrie.

Immer höher leuchtete der Autobus ein herzliches Glückauf entbot Sayda. Als der Bergbau noch reichen Segen brachte, zählte es 20 000 Einwohner, und heute 1400. Auch dieses Städtchen wartet auf Sommer- und Wintergäste. Es weist hin auf seine prächtigen Wälder, seine muster-gültige Badeanstalt und auf die dort bereits erbauten und im Bau begriffenen Wochenend-Häuser mit dem billigen Bodenpreis von 25 Pfg. für den Quadratmeter.

Neuhäuser ist eine Gemeinde, die ein modernes Gepräge trägt. Es birgt Gaststätten, die auch verwöhnten Ansprüchen entgegenkommen, wird gekrönt von Schloß und Park Pürschstein und wird demnächst radiumhaltige Wässer zu Kuren bieten können. Es liegt am Fuße des Schwarzenberges, der der ganzen Umgebung das Gepräge gibt. Dieser Berg ist in weiteren Kreisen erst seit 1927 bekannt geworden, als auf ihm in 300 Meter Höhe das wichtige Berggasthaus fertiggestellt worden war. Dieses bietet einen schlagenden Beweis dafür, wie systematisch und geschickt der Erzgebirgler für den Fremdenverkehr arbeitet. Im Sommer reißt sich auf dem Gipfel Auto an Auto. Eine einzigartige

Fernsicht lohnt den Aufstieg. Aber auch im Winter herrscht da oben Hochbetrieb. Da kommen die Sportler nicht nur aus Sachsen und ganz Deutschland, sondern auch aus fremden Ländern, um hier die köstliche Luft zu atmen, die idealen Ski- und Rodelgelände zu benutzen.

An den Schwarzenberg schmiegt sich geschützt durch ihn und die umliegenden bewaldeten Höhen vor rauhen Winden, Seiffen. Früher wurde hier Zinnbergbau betrieben, wovon noch zwei Bingen zeugen. Seit Jahrzehnten ist Seiffen der Hauptsitz der weltbekannten erzgebirgischen Holzspielwarenerzeugung. In der Staatlichen Fachgewerbe-(Holzdrehb.-)Schule mit der sehenswerten Ausstellung werden die künftigen Holzschneider von frühester Jugend an ausgebildet.

Oberhalb Seiffen ruht in friedlicher Waldeinsamkeit Bad Einsiedel. Reinste Bergluft, Ruhe und die eisenhaltigen Quellen sind Heilfaktoren von unschätzbarem Werte, die immer noch nicht genug Würdigung finden. Viele Stunden lang kann man hier durch die Wälder auf sächsischem und böhmischem Gebiet wandern.

Landschaftlich reizend gelegen ist Deutschneudorf im oberen Tal der Schweinitz. Von hier genießt man herrliche Rundblicke in die tief eingerissenen Täler des Erzgebirges, die böhmische Tiefebene und das böhmische Mittelgebirge. Noch viele andere Dörfchen locken zum Aufenthalt.

Wo in der ganzen Welt gibt es ein Gebirge, durch das man auf gepflegten Wegen und Straßen eine etwa 140 Kilometer lange Kammwanderung durch die herrlichsten Fichten- und Buchenwälder unternehmen kann, überall gute und billige Unterkunft und Verpflegung findet und allenthalben Menschen begegnet, die jeder lieben muß? Ihr Ruf darf nicht ungehört verhallen: Kommt in unsere einzigartige Heimat, in unser ewigschönes Ostergebirge!

P. St.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 21641.
Schriftleiter: A. Schruith, Köhlschbroda.



Nr. 18. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

August 1930

Das stille Tal.

G. Schellhorn, R.-Zitzschewig.

Im schönsten Wiesengrunde
Ist meiner Heimat Haus,
Da zog ich manche Stunde
Ins Tal hinaus.
Dich, mein stilles Tal,
Grüß ich tausendmal!

Müßt aus dem Tal ich scheiden,
Wo alles Lust und Sang,
Das war mein herbstes Weiden,
Mein letzter Gang.
Dich, mein stilles Tal,
Grüß ich tausendmal!

Sterb ich, in Tales Grunde
Will ich begraben sein,
Singt mir zur letzten Stunde
Beim Abendchein:
Dir mein stilles Tal,
Grüß zum letztenmal!

Hab ich das Lied gern! Den Text und auch die Melodie. Es war mir stets ein lieber Begleiter, wenn ich den Wald oder die Aue durchstreifte, nach seltenen Pflanzen suchte, der Vogelstimme lauschte oder wenn ich an versteckten Winkeln mich beim Angeln dem süßen Nichtstun hingab. Ich sing es auch heute noch so gern. Dieses Lied erfreut sich überhaupt allerwärts einer großen Beliebtheit. Ich habe es in Nord- und Süddeutschland, am Rhein und in den Sudeten von Schulkindern, gemischten Chören und Männergesangsvereinen singen hören. Unvergesslich bleibt mir auch jene stille Abendstunde, da ich in einer Sommerfrische des lieben Thüringerlandes das Lied von jungen Mädchen mehrstimmig und schön singen hörte, die dabei strickend in Straßenbreite durchs Dorf zogen. Jüngst hatte ich einen ähnlichen Genuß, und das kam so: Von einer Wanderung nach der Bofel im Spargelgebirge heimkehrend, bestieg ich in der tausendjährigen Stadt Meißen den Elbdampfer Königstein, der in der Richtung nach Dresden fahren sollte. Gleichzeitig mit mir ging auch eine Mädchenklasse aus Sachsens Hauptstadt auf das Schiff, alles

Bubiköpfe, bis auf ein einzig „flachsharats Diandle“, das sich seine wunderschönen, langen Zöpfe nicht nehmen lassen wollte. Es wäre wirklich auch schade darum gewesen. Wie nun Kinder einmal sind, bald sausten welche hinunter in die Kajüte; andere mußten sehen, wie es auf dem Oberdeck aussah; bald waren sie hinten und bald vorne auf dem Schiffe. Es kümmernte sich scheinbar niemand um sie. Endlich wurden sie von einer jungen Dame, ihrer Lehrerin, zur Ordnung gerufen. Die Kinder sammelten sich nun, und zwar ganz nahe bei mir. Ich machte sie sogleich auf das Schloß Siebeneichen und dann auf die Bofel aufmerksam, als wir dort vorüberfuhren, zeigte ihnen einige seltene Pflanzen, die ich da oben außerhalb des Schutzgebietes gefunden hatte, frug auch, ob sie nicht ein Lied anstimmen wollten, ich würde ihnen dafür etwas vom Schloß Siebeneichen erzählen; aber es kam dann anders. Die Mädchen waren sofort einverstanden, riefen noch einige hinzu, steckten die Köpfe zusammen und beratschlagten, was sie wohl singen wollten. Da sie aber lange nicht unter einen Hut kommen konnten, Mädels sind nun einmal so, fragte ich: „Kennt ihr nicht das Lied: Im schönsten Wiesengrunde?“ Sofort vernahm ich: „Ach ja, das singen wir sogar sehr gern.“ Schon stimmte eine an, und die anderen fielen sogleich ein: Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus...

Die Mädchen sangen es stimmig und so schön, daß sie ihrer Gesangslehrerin wirklich Ehre machten. Ich konnte nicht unterlassen, dies der jungen Kollegin gegenüber auszusprechen, ohne ihr schmeicheln zu wollen. Die Kinder hatten aber unterlassen, den 3. Vers zu singen, und als ich sie darauf aufmerksam machte, sagten sie: „Den lassen wir manchmal weg, sonst weint immer die Hilde, weil da von Sterben die Rede ist. Das ist doch recht albern, nicht wahr?“ Einige wollten nun den 3. Vers doch anstimmen, aber ich wehrte ihnen und riet, damit zu warten, bis ich das Schiff verließ, das würde schon in

Köhlschbroda geschehen. „Dafür will ich aber mein Versprechen halten und euch schnell noch etwas erzählen; allerdings nicht vom Schloß Siebeneichen, davon wird euch euere Lehrerin in der Schule sagen, also etwas ganz anderes.“ „Ach ja, bitte, bitte!“ „Hört also zu, und merkt euch wenn ich jetzt sage, wer das Lied: Im schönsten Wiesengrunde — gedichtet hat. Ich habe es auch so gern, den Text und die Melodie.“ „Ach, da sind Sie wohl ein Herr Lehrer?“ „Das war ich einmal, aber nun bin ich alt geworden und soll und will auch keine Schule mehr halten.“ „Sie müssen aber ein guter Lehrer gewesen sein. Zu ihnen ging ich gleich in die Schule.“ „Ich auch, ich auch!“ O diese vertrauensseligen jungen Dinger! Wenn sie es wüßten! Aber die kennen ja den Stock nur als Anzeigestab, und das ist auch gut so. „Nun haltet aber einmal euere Plappermäulchen und hört hübsch zu! Das Volkslied: Im schönsten Wiesengrunde stammt von dem schwäbischen Volksdichter Wilhelm Ganzhorn. Das war ein Rechtsgelehrter, ein Amtsrichter. Bei einem Spaziergange durch das liebliche Neckartal, in seiner schwäbischen Heimat, kam es ihm nur so in den Sinn, oder wie sich der Dichter selbst ausdrückte, „Das Lied hat sich mir fertig auf die Seele und in den Mund gelegt.“ Er schrieb es auf, ließ es drucken, und in wenig Jahren war das Gedicht nach der bekannten Melodie: Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf mein Grab — zum Volksliede geworden, das erst im Schwabenlande, aber bald darnach in allen deutschen Gauen gern gesungen wurde. Das Gedicht umfaßt ursprünglich 13 Verse, von denen aber nur 8 in den Schulliederbüchern aufgenommen worden sind. Ursprünglich hieß die Ueberschrift: Das stille Tal, später hat der Dichter das geändert und das Gedicht: „Im schönsten Wiesengrunde“ genannt. Merkt es euch, und erzählt es weiter! Gehe ich das Schiff und damit gleichzeitig auch euch verlasse, denn seht, Köhlschbroda ist bereits in Sicht, müßt ihr noch den 3. Vers

recht schön singen.“ Das geschah und erfreute mich, obgleich der Text an das Sterben erinnerte und deshalb Hilde davonstief. Ich denke aber wie Heinrich Pfeil in seinem Liede vom schönen Maientraum. Nicht schreckt des Lebens Winter, ist nur

das Herz noch jung; treu bleibet uns im Alter noch die Erinnerung. Und so werde ich mich auch an das Erlebnis mit den Dresdener Schulkindern auf dem Elbdampfer Königstein bis an das Ende meiner Lebensstage oft und gern erinnern.

Das Lied war zwar verklungen, aber immer noch winkte mir die Lehrerin und die Kinder lebhaft zu bis wir uns schließlich ganz aus den Augen verloren hatten.

Der Schöpfer der „Folkunger“.

Zum 100. Geburtstag des Dresdner Komponisten Edmund Kretschmer.

Vor 100 Jahren wurde der bekannte Dresdner Komponist und Musiklehrer Hofrat Professor Edmund Kretschmer am 31. August 1830 in Ostritz in der sächsischen Oberlausitz als Sohn eines früheren Realschulleiters geboren. Da sich bei dem musikbegabten Knaben schon frühzeitig starke künstlerische Neigungen zeigten, wurde dieser von seinen Eltern nach Dresden gebracht, wo er Musik studierte und später durch seinen Verkehr in der Familie des Dresdner Hoftheaterjägers Anton Mitterwurzer, des Vaters des berühmten späteren Schauspielers, mit dem Dresdner Komponisten Kreuzkantor Julius Otto und dem Organisten Johannes Schneider in Verbindung trat. Beide wurden seine späteren Lehrer, so daß Edmund Kretschmer, der nachher als Lehrer an der katholischen Dresdner Volksschule Anstellung fand, schon beim Dresdner Deutschen Sängerefest von 1865 mit einer preisgekrönten Chorkomposition („Geisterschlacht“) erfolgreich hervortreten konnte. Noch bekannter wurde sein Name jedoch als Opernkomponist, indem seine große Oper „Die Folkunger“ nach einem Texte des Dramatikers S. Mosenthal am 21. März 1874 im damaligen Dresdner Interims-Theater unter der persönlichen Leitung des Generalmusikdirektors Julius Rieß ihre erfolgreiche Uraufführung erlebte. „Die Folkunger“ wurde nicht nur in Dresden auf lange Jahre hinaus ein prächtiges Repertoirewerk, sondern sie hatte

auch in Hamburg, Frankfurt M., Leipzig, Köln, Mannheim u. a. und bald auch im Auslande namhafte Erfolge zu verzeichnen. Noch heute spielt man viel den aus



dieser Oper stammenden bekannten „Arbnungsmarsch“. Von Kretschmers anderen Opernwerken wurden in Dresden „Heinrich der Löwe (1877) und „Schön Rotraut“ (1887) aufgeführt, von denen die Erstgenannte nach einem Textbuch des Kompo-

nisten ihre Uraufführung am 8. Dezember 1877 im Neuen Leipziger Stadttheater zu verzeichnen hatte. Der Schöpfer der „Folkunger“ ist jedoch auch auf anderen musikalischen Gebieten außerordentlich fruchtbar gewesen, indem er in seiner langjährigen Eigenschaft als Dirigent der Volksmusik der Dresdner Katholischen Hofkirche, wie auch als Instruktor der kgl. Kapellknaben und Begründer des Cäcilien-Oratorium-Vereins in Dresden zahlreiche Messen in deutscher und lateinischer Sprache, Chorwerke, Requieme, Sertette, Orgel- und Kammerkompositionen schuf, die in zahlreichen katholischen und auch protestantischen Kirchen Sachsens wiederholt erfolgreich zur Aufführung gelangt sind. Von besonderer Bedeutung darunter ist das große Chorwerk „Sieg im Gesang“, gleichfalls vom Komponisten selber textiert. Edmund Kretschmer wirkte jahrzehntelang auch als Dirigent verschiedener großer Dresdner Gesangsvereinigungen, darunter vor allem bis 1893 als solcher des Dresdner Lehrergesangsvereins. Sein Sohn Franz Kretschmer war später lange Jahre hindurch gleichfalls wie sein Vater Instruktor der kgl. Kapellknaben der Dresdner Katholischen Hofkirche. Professor Kretschmer ist nach einem reichen Leben voll Schaffen und Erfolgen am 18. November 1908 früh 8 Uhr in seiner letzten Dresdner Wohnung, Blochmannstraße 13, im Alter von 78 Jahren gestorben.

E. S.

Der Dresdner Cholerabrunnen.

An der Sophienkirche, im Winkel zwischen ihr und dem Taschenbergpalais hat seit einigen Jahren, nach verschiedentlicher Wanderung jener gotische Schmuckbrunnen seinen nun hoffentlich endgültigen Platz gefunden, der den Dresdenern im allgemeinen als Cholerabrunnen, weniger als Gutschmidbrunnen bekannt ist. Er trägt seinen letzteren Namen nach seinem Stifter, dem kgl. Sächsischen Hauptmann Eugen Freiherrn von Gutschmid, der ihn 1842 seiner Vaterstadt Dresden schenkte. Er stammt also aus jener Zeit nachempfindender Gotik, die auch der Sophienkirche ihre gotischen Türme verlieh und damit der alten Klosterkirche des ehemaligen Franziskanerklosters, die 1851 erbaut worden ist, eine „Bervollständigung“ gab, die vielfach von Baukünstlern angegriffen worden ist. Das Denkmal hatte bezüglich seiner Platzfrage schon von seiner Entstehung an dem Dresdener Rat viele Kopfschmerzen gemacht. Als im Februar 1842 Minister Gottfried Semper dem königlichen Finanzministerium anzeigte, daß

ein vorläufig unbekannt bleiben wollender Privatmann zur Erinnerung an die 1841 in Europa wütende Cholera, von der seine Vaterstadt Dresden verschont geblieben, und in Dankbarkeit dafür ein Denkmal in Gestalt eines öffentlichen Brunnens errichten wolle, schlug er auch gleichzeitig als Standort des Bauwerkes den Platz am Pirnaischen Tore, den heutigen Pirnaischen Platz vor, fakte aber als ebenfalls vorzüglich geeignet den ehemaligen Demolitionsplatz, heute Postplatz genannt, ins Auge. Das Ministerium entschied sich für den Pirnaischen Platz, eine Entscheidung, der der Stadtrat aber nicht beitreten zu können vermeinte. Der dortige aufgeschüttete Baugrund des ausgefüllten Festungsgrabens wäre dazu nicht geeignet. Außerdem sei dort kein Wasser für den Brunnen vorhanden. Nach langem hin und her zwischen den ausschlaggebenden Stellen, und nachdem Semper nach den Antonplatz, den heutigen Georgsplatz, den Altmarkt und den Neumarkt vorge schlagen hatte und den Antonplatz wegen des dort vorhandenen

zweiten Artesischen Brunnens in Dresden besonders empfahl, einigte man sich auf den Postplatz und ließ den Brunnen etwa 40 Meter vor dem Postgebäude aufstellen. 1846 wurde der Brunnen geweiht, nachdem Professor Semper den Namen des Schenkgebers genannt. Ausgeführt worden war das Brunnenmonument nach Sempers Entwurf vom Dresdener Bildhauer Selig in Cottaer Sandstein. In den Spitzbogen des gotischen Baldachins stehen die Figuren der Heiligen Elisabeth, Winfrieds, Witelkinds und Johannes des Täufers. Das Stifterwappen in Bronze, einen aufrechten Arm der einen Lorbeerkrantz hält, wurde darunter angebracht. Unter die anderen 3 Figuren setzte man die Verse 6, 7, und 11 des Psalms 91: Er wird dich erretten von der Seuche etc. Der achteckige Brunnentrog enthält 8 Kubikmeter Wasser, das aus 44 Wasserspeiern, 12 steinernen Löwenköpfen und 32 Bronze-Eidechsen in ihn fällt. Welchen Formenreichtum dieses Kunstwerk besitzt, das geht daraus hervor, daß zu ihm 80 Fialen (Spiz-

türmchen), 1728 Krabben, 196 Kreuzblumen, 116 Kapitälchen und 119 Rosetten gehören. Aber Guttschmid sowohl, als auch Semper hatten mit ihrem Brunnen wenig Glück. Semper hatte in dem Cottaer Sandstein nicht das geeignete Baumaterial

gewählt. Schon 10 Jahre nach seiner Errichtung sah man, daß das Bauwerk stark unter der Witterung leide. Nach öfteren Reparaturen mußte der Brunnen im Jahre 1888 vollständig erneuert werden. Der untere Teil, der eigentliche Brunnen-

bau, wurde in Webersandstein ausgeführt, während der Balbachin, der das Kunstwerk krönt, in 1½-jähriger Arbeit aus einem Sandsteinblock herausgearbeitet wurde.

Im Lausitzer Teichgebiet.

Von Martin Weise. (Aus der Staatszeitung).

Budissin, die alte Hauptstadt der sächsischen Oberlausitz, taucht ihre trutzigen Türme, bunten Dächer und Giebel in helles Sonnenlicht. Blanke Turmspitzen und Fenster können sich nicht genug tun im Gligern und Spiegeln und Schatten malen. Der Sommer spannt aus blauer Seide seinen Himmel über die alte Stadt und die Hügel und die Berge, die sich um sie lagern.

Langsam rollen wir um die alte Stadt, die sich noch heute mit der kühnen Ortenburg auf hoher Granitbastei wie eine Trutzfestung über dem engen Spreetal aufbaut, in den goldenen Sommermorgen, in die Lausitzer Heide.

Kleine Bahnhöfe stehen aus den Feldern auf, schreien wunderliche Namen dem Reisenden entgegen, — dann träumen sie weiter ihren Sommertraum, von Faltern umgaukelt, von Insekten umjungen. Niemand stört sie mehr, — bis nach langen Stunden wieder ein schwarzes Ungeheuer durch die bunte Landschaft gesaucht kommt und unter knirschendem Rädergestampfe für ein, zwei Minuten hält um zwei, drei Menschen auszutauschen.

Wie ein strenger Richter sitzt die Pfarrkirche von Radibor inmitten sommerbunter Landschaft. Felder und Wiesen dehnen sich hinüber zu Büschen und Wäldern, hinter denen sich kleine Wendendörfer verstecken mit niedrigen Häusern und hohen Linden. Die letzten Garben stehen wie Gnome mit müden Köpfen auf weiten Stoppelfeldern. Bald werden auch sie geborgen sein und Erntefest wird gehalten und Geigen und Trompeten rufen zum lustigen Erntetanz.

Von Großdubrau aus steigen wir hinauf zu den verlassenen weißen Halden der „Adolfschütte“. Gras und Heidekraut versuchen spärlich auf der schlammigen, weißen Erde wieder Fuß zu fassen. Wir stolpern über morsche Schwellen, verrostete Feldbahngleise. Hinter geduckten Werkgebänden greifen die riesigen Schornsteine der Hütte in den blauen Himmel. Kraterartig erheben sich die Halden zu unseren Füßen. Alle Farben blühen aus ihnen auf und spiegeln sich in dem smaragdgrünen Grubenwasser. Die Sonne brennt auf die farbenreiche Erde und verleiht ihr noch erhöhte Leuchtkraft. Und wenn man sich auf die blanke Erde legt, den Himmel vergißt und die nahe Heide, dann dünkt einem, man sei im Lande der Mitternachts-Sonne, auf eine ferne Insel verschlagen, weit ab von Kultur und Menschen.

Ein Bagger verträumt hinter hoher Halde sein Dasein. Niemand kümmert sich mehr um ihn. Er ist vergessen, er hat ausgedient. Alles geht einem langsamen Versall entgegen: Bagger, Feldbahngleise,

Heideland und Halden. Die tonhaltige Erde gibt nach und rutscht in den kleinen smaragdgrünen See. Die Jahre werden darüber hingehen. Das Werk in der Heide wird wandern müssen, wenn ihm die Erde alle ihre verborgenen Schätze gegeben hat. Der kleine smaragdgrüne See, der mit seinem herrlichen Farbenspiel Augenblicklich meine größte Freude ist, wird verschwinden. Die Halden werden ihn langsam zuschütten und die Erde wird ihn aufsaugen. Der Wind wird im Laufe von vielen Jahren neue Erde über die kleine, sonderbare Gebirgskette streuen, ihre Nacktheit zudecken und ihr ein neues, freundliches Gesicht geben.

Auf einem Feldweg gelangen wir nach Crosta. Das benachbarte Werk hat dem Heidedorf in den letzten Jahren seinen Stempel aufgedrückt. Fremde Menschen haben mit Kulturerrungenschaften die heimischen Sitten verdrängt. Grammophone schreien uns die Trumpslieder der großstädtischen Halbwelt entgegen. Die herbeigeeilten Menschen, denen sich in der Heide Erwerbsmöglichkeiten erschlossen, haben dem Heidebauer nicht nur sein Land, seinen Acker und Wald — sie haben ihm weit, weit mehr genommen.

Hinter dem Dorfe weiten sich noch die Wiesen und Acker, stehen dunkle Baumgruppen wie Däsen aus ihnen auf. Ein Feldweg pilgert zum hohen Kiefernwald. Die dunklen Wipfel schlagen über uns zusammen, das blaue Seidentuch des Himmels verdeckend. Hinter uns flutet das Sonnenlicht in den langen, dunklen Waldesgang, und vor uns leuchtet am Ausgang eine grüne Wiese, Licht und Sonne verheißend.

Als wir den Weg zu Ende gegangen, weitet sich wieder das Land. Hinter dunklen Büschen blüht wie ein großer Spiegel der Miskeler Teich. Eingebettet in grüne Wiesen, umrahmt von alten, hohen Bäumen, von Schilf und Wassergräsern durchzogen, schaut er wie ein großes Auge aus satter, leuchtender Landschaft.

Eine Stunde und länger haben wir an seinem Rande geruht, die Wasserjungfern, die glitzernden, flinken Libellen mit ihren seidernen, durchsichtigen Kleidern bei ihren Sprüngen und Tänzen verfolgend.

Hinter dem Teich liegt das Heidedorf Miskel mit seiner schmucken Kirche und dem Schloß. Der hohe Park steht wie eine mächtige Kulisse hinter den kleinen bunten Häusern. Die Chronik weiß von diesem Heidedorfe allerlei zu erzählen: Die erste Kirche wurde schon 1322 erbaut, sie hatte drei katholische Altäre, von denen Altarzinsen an den Bischof abzuführen waren. An einem heißen Augusttag des Jahres 1550 fuhr der Bliß in ein Garbenfeld und

zündete. Da kam der Sturmwind angeblausen und trug die brennenden Garben ins Dorf, legte Kirche und Pfarrhaus in Asche. 1616 weihten die Miskeler Bauern und die zu ihrer Kirchfahrt gehörenden Dörfer ein neues Gotteshaus. Am 2. November 1752 wurde Miskel wieder von einem großen Brande heimgesucht. Durch die Unvorsichtigkeit eines Böttchers brannte fast das ganze Dorf ab.

Die Dorfkirche mit ihrem Holzgeschnitzten Kanzelaltar im Barock-Renaissancestil und den eigenartigen hölzernen Armleuchtern an den Wänden und Emporen ist ein Schmuckkästlein zwischen den niedrigen, zum Teil noch mit Stroh gedeckten Häuserkaten.

Wir scheuen nicht die Mühe und steigen die quarrenden Holzstufen hinauf auf den Turm zu den alten Glocken, von denen die große und die kleine schon im 15. Jahrhundert gegossen sind und Mönchsschrift tragen. Die mittlere Glocke hat ein Beschriftung des Schlosses von Miskel, Kriegsoberst Karl von Krah, 1628 bei J. Hillger gießen lassen.

Es wird erzählt, daß die Bauern von Miskel während der Wirren des 30-jährigen Krieges ihre Glocken vor den plündernden und brandschatzenden Feinden in Sicherheit gebracht haben, indem sie sie in den nahen Teich versenkten.

Durch die Lufen des Turmes bietet sich dem Auge ein prächtiger Blick über das Dorf, das Schloß mit seinem weiten Park und die Lausitzer Ebene, die Heide. Wie Teppiche legen sich die Wiesen und Felder zwischen die dunklen Kiefernwälder und die plastischen Gruppen alter, hoher Bäume. Die Lausitzer Bergkette ist im Südosten wie mit dünnen Wasserfarben an den Horizont gemalt.

An der Wegkreuzung im Dorfe erzählen sich zwei alte Steinkreuze ihre Geschichte. Und hinter dem Dorfe stehen inmitten eines wundervollen Parkes Schloß Miskel. Zum Teil ist es noch heute von einem Wassergraben umzogen, von hohen Bäumen bewacht. Die Stille eines Spätsommertages mit seinen Geheimnissen und Wundern, Wünschen und Erfüllungen hat sich hier breitgemacht, sitzt auf den weißen Bänken im Park, hängt um den vielen Figuren, die auf gepflegten Rasenflächen stehen oder an oderfarbenen Sandwegen. Kein Lüftchen regt sich. Kein Vogel lärmt in den dichten Baumkronen. Die Sonne peitscht ihr grelles Licht an den majestätischen Bau des Schlosses, daß er aufblüht wie eine wundervolle Blume.

An den mit grünen Wasserlinien überdeckten Parkteichen vorbei, wandern wir weiter über Teiche nach Wessel. Die Ebereschenbäume an der weißen, glitzernden

Straße prahlen mit roten Früchten. Das Land hat die Sommersonne verbrannt, gelb und fahl und vertrocknet hängt es träge neben den glühenden Beeren, liegt es im silbrigen Straßenstaube. Wenige Wochen noch. — und der Herbstwind wird mit ihnen seinen bunten Tanz aufführen, wird singend und pfeifend durch die Alleen jagen und sie ihres Schmuckes berauben. Doch jetzt zittert noch die Hitze in seidener Hülle und ein feiner, dumpfer Ton singt in der Luft. Der Sommer ist auf seiner Höhe, er schwingt seine schwere Fahne, streut verschwenderisch seine Gaben aus.

Wessel. Die wenigen Häuser, die zum Dorfe gehören, halten Mittagsruhe. Kein Mensch ist zu sehen. Alles schläft. Die Hunde liegen langgestreckt auf steinernen Stufen oder im heißen Sand und blinzeln kaum einmal zu uns herüber. Aus den kleinen Bauerngärten hängen die Malven ihre Farbenbänder, strömt der heimlich süße Duft von welkenden Rosen.

Nach einer halben Stunde Wanderns sind wir im Heidewald. Wir stolpern über knorrige Wurzeln — und unsere Füße versinken im feinen, weißen Heidesand. Der Weg löst sich auf in eine von Heidekraut und Gräsern durchsetzte Sandfläche. Hinter Knieholz und Birkenbüschen recken vereinzelt Kiefern ihre hohen schwarzen Wipfel in den staubblauen Mittagshimmel. Insekten brummen und summen und gaukeln über der blühenden Heide. Einsam zieht ein Stöber hoch oben seine weiten Kreise.

Hinter Büschen und hohen Gräsern versteckt liegt der Wochus-Teich. Weiße Teichrosen schwimmen langsam auf seiner dunklen Fläche. Hier in dieser einsamen Gegend sind sie geschützt vor den gierigen Händen der Menschen, hier dürfen sie unbekümmert ihre volle Schönheit entfalten und den dunklen Teich einen Sommer lang zum Geburtstagstisch gestalten.

Einen Sommertag an einem Teiche liegen, einen Sommertag an einem Teiche inmitten stillen Waldes verträumen, was kann es wohl Schöneres geben! Es ist, als ob der Anblick schon allein reinigend wirke. Die Stille streift die Lautheit und die Not einer Arbeitswoche ab; man darf sich selbst gehören, braucht nicht für andere da zu sein. Die große Ruhe der Natur wirkt tröstend auf uns ein und lehrt uns die Weisheit eines Matthias Claudius: „Es gibt was Bessers in der Welt als all ihr Schmerz und Lust.“

Unweit des Teiches kündigt ein großer Stein, daß wir die sächsische Landesgrenze überschritten haben und uns auf preussischem Gebiet befinden. Doch, was haben Grenzen hier zu bedeuten?

An der weißen Landstraße, die durch das Wendenland eilt, liegt am Ausgang gerberge bei Gera, welcher um Mitternacht Herrenst. Sein hohes, rotes Ziegeldach leuchtet über die breiten Linden und die mauerartig verschnittenen Hecken in den heißen Sommertag. Sie führen ein traumverlorenes Dasein, diese alten Sitze und Schlösser in dieser abgeschiedenen Gegend, weit weg von allem Lärm und Streit.

Südlich von Weiszig, dem Nachbardorfe, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe an

der Waldstraße ein Obelisk. Dem Gedenken der Schlacht von Königswartha am 19. Mai 1813, dem Vorabend der großen Schlacht bei Bautzen, ist er errichtet, in der das russische Korps des Generals Barclay gemeinsam mit dem preussischen Korps des Generals York dem Korps des französischen Generals Lauriston gegenüberstanden.

Auf einer silberweißen Heidestraße, zu beiden Seiten von hohen Kiefernwäldern begrenzt, wandern wir nach Königswartha. Hinter den rotbraunen Stämmen blitzen Teiche auf mit Schilfgräsern und saftigen Dämmen. Einer reiht sich an den andern. Sie lassen wieder Abgeschlossenheit und Verschwiegenheit ahnen, locken wieder zum Verweilen und Träumen.

Der Heidewald läuft bis an den Marktflecken Königswartha heran. Ueber lange Häuserzeilen und verstreut liegende Bauernwirtschaften schaut die Kirche. Bis zu der 1429 im Hussitenkriege erfolgten Zerstörung gehörte Königswartha mit zu den führenden Städten der Lausitz.

Ueber die Entstehung des von Teichen, Heide und Wald eingeschlossenen Ortes ist nichts Sicheres bekannt. Samuel Großer schreibt in seinem 1714 erschienenen Buche „Lausitzer Merkwürdigkeiten“ über „Königs-Warte“ folgendes Interessantes*

„Königs-Warte ist ein Markt-Flecken in Oberlausitz, 2 Meilen Weges von Budissin, und eben so weit von Hoyerswerda. Die Liebhaber der Antiquitäten schreiben dessen ersten Ursprung gleichfalls Kayser Caroli M. Sohne, Caroli Juniori zu, und meinen, dieser Ort sey in dem IX. Seculo ein gar großer und auch nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, fester Ort gewesen. Andere aber geben vor: der Ursprung dieses Ortes sey nicht so alt; sondern Kayser Heinrichs Auceps habe, bei seinen wider die Wenden vorgenommenen Feld-Zügen, nur an diesem Orte eine Warte oder festen Thurm ausgebauet, damit vom selbigen die sonst ofttemals in Meissen einzubrechen gewohnten Wenden observiret, und desto bequemer abgehalten werden möchten. Hierauß hätten andere, sich feindliche Anfälle besorgende Einwohner des Landes gleichfalls ihr Refugium dahingenommen, und sich Wohnungen gebaut: daraus denn folgend eine Stadt entstanden, aber bey den Kriegerischen Zeiten wiederum in solchen Abgang kommen, daß man jetzt nichts, als diesen überbliebenen Marktflecken von ihr sähe.“

Ueber die Betätigung der Bewohner schreibt Samuel Großer weiter:

„... sonst nähren sich die Einwohner außer dem Ackerbau, Viehzucht und Handwerken auch guten Theils von Brandtwein-Brennen, sintemal der dieses Orts gebrannte Brandt-Wein gar sehr geliebet und vertragen wird.“

Am Ausgang des Ortes versteckt sich hinter einer hohen Parkmauer und alten Bäumen das Schloß von Königswartha. Seine weiße Fassade leuchtet zuweilen zwischen den breiten Stämmen der Eichen und Linden und Buchen hervor und läßt ein Stück Schönheit und Reichthum ahnen.

Im Bahnwagen sitzt uns eine Wandin im schmucken Sonntagsstaat gegenüber. Sie erklärt zwei aus dem Spreewald kommenden jungen Mädchen aus Norddeutschland ihre Tracht; zeigt ihnen die Spitzen und Stickereien am Kleide und Kopfsputz und sagt ihnen, wie sie die Frauen tragen und wie die jungen Mädchen. Und sie erzählt ihnen von Festen und Sitten ihres Volkes, daß die Augen der beiden Reiselustigen immer größer werden vor lauter Freude. „Und so etwas gibt es wirklich heute noch in Deutschland?“ fragt die eine. Ja, Gott sei Dank! So etwas gibt es noch! und wir wollen froh und dankbar sein, daß noch Menschen die Sitten und Bräuche ihrer Vorfahren hochhalten und weiter pflegen.

Reichwig! Mein Blick schweift hinüber zum Park und zu den Schlössern und Pavillons, die hinter ihm ruhen; die nicht erwarten können, bis die Nacht kommt, in der sie ungestört von alten Zeiten, vergangenen Tagen plaudern können, von Tagen und Nächten, in denen es „hoch herging“ in ihren Bezirken. Wo reisende Kombianten mit ihren Künsten aufwarteten, wo helle Geigen in sommerlicheren Nächten sangen und verhaltenes Richern und Schwachen schöner Frauen hinter verschwiegenen Tarushecken erklang.

Und ein Herbsttag steigt in der Erinnerung auf: an dem die hohen Eichen und Linden in flüssigem Golde standen und der Wein an den geschmückten Häusern wie helle Feuer lohte. Es gibt so viel Schönheit in der Welt, — — und, man braucht nicht erst weit zu fahren, um sie zu erleben, wahrzunehmen, — die Heimat birgt oft das Schönste! Nur wir wissen es zuweilen nicht!

Der Tag geht still zu Ende. Eine Fülle von Licht wirft die scheidende Sonne auf Bautzen, die Perle unter den Städten des einstigen Sechsstädtebundes. Eine flüchtige Stunde noch, — dann hängt Gottvater seinen Sternenmantel über die alte Stadt, die weite Heide und die Hügel und Berge, die sich vor der Nacht wie ängstliche Kinder ducken.

—:—

Aus dem alten Postleben.

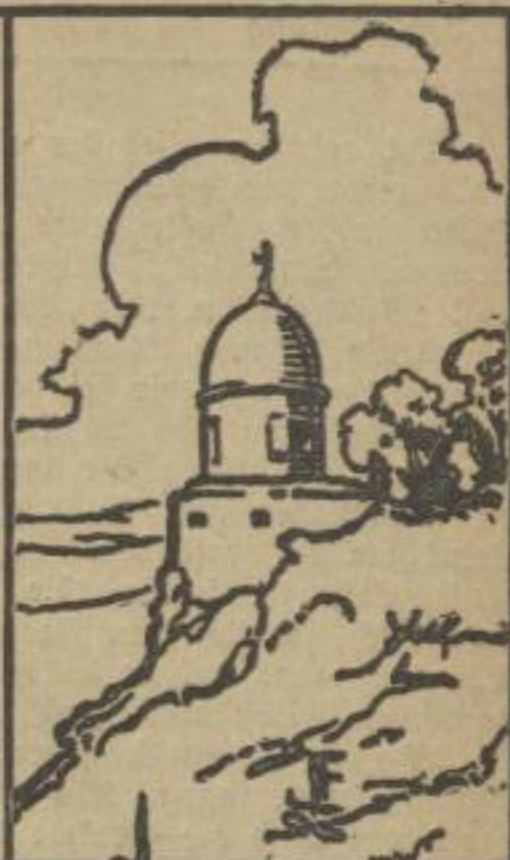
Als im Jahre 1684 die ersten fahrenden Posten in Deutschland, die Fahrpost zwischen Leipzig und Nürnberg, eingerichtet wurden, führte die Leipziger Kaufmannschaft bei der sächsischen Regierung über diese Einrichtung Beschwerde, daß die Reisenden klagten, „wie dabey nicht allein so liederliche Wagen, sondern auch oftmal verhoffene und unguete Postillons dabey wären, durch die die Passagiers verwahrloset und immer umgeschmissen würden. Insonderheit sei es am sogenannten Bundes Dorfes Hermsdorf, ein alter, schöner passieret würde, gefährlich, indem die Wagens leyne Paternen nit hätten.“ Worauf der Oberpostmeister Jakob Rees folgendes entgegnete: „Wenn die Passagiere nit umgeschmissen seyn wolleten, so möchten sie an dieser Stelle beim Hungerberge aufsteigen und beßer gehen. Lichter und Paternen köntten die Postillons ja nit mitführen.“



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroba, Güterhofstraße 5 ☉ Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschendroba.



Nr. 19. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

September 1930

Herbst in der Lößnitz.

Nun liegt du, mein geliebtes Heimatland
vor mir im Herbstglanz deiner bunten Auen.
Das Auge, trunken von der Prächte Schauen
schweift schönheitsfatt vom Strom zum Bergebrand.

Mit bunten Fadeln hat der Herbst geschmückt
den Gottesgarten, der sich vor mir breitet.
Durch den mein Fuß in frohem Schauen schreitet;
in reiner Freude sich das Herz entzückt.

In einem Nebenwinkel, einsam, still,
vom Sonnenstrahl umglänzt und überspannen
sitz ich, ein wacher Träumer, tief versonnen
und lausche, was sein Raunen sagen will.

Nach einem vollen Becher greift die Hand,
drin deiner Berge beste Gabe leuchtet.
Und wenn der goldne Wein die Lippe senchtet
bring ich ihn dir, mein schönes Lößnigland.

Sei mir gegrüßt! Hier möge sich mein Sein
nach langem Lebenskampf im Frieden enden.
Wenn sich zum Winter einst mein Herbst wird wenden
soll auch in dir die letzte Ruhe sein!

Niederlößnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruth.

Zunächst: Was ist die Lößnitz? Wo sind ihre Grenzen? Welche Orte gehören zu ihr? — Drei recht sonderbare Fragen, wird zweifellos mancher Leser denken. Aber wenn er die letzte Frage, als die scheinbar sonderbarste zuerst beantwortet, wird er sicher schon stutzig werden. Ober- und Niederlößnitz gehören dazu, meint er Köhlschendroba „selbstverständlich“ erst recht, ebenso Radebeul und Serkowitz in der „Ost“-Lößnitz, Naundorf und Zitzschewig in der „West“-Lößnitz selbstverständlich auch. Und Coswig! Ja, gehört nun Coswig zur Lößnitz oder nicht, darüber wird mancher im Zweifel sein. Und wenn ein anderer Radix noch zur Lößnitz rechnet, wie es oft geschieht, wird es bestimmt von wieder anderen bestritten. Mit dieser Ungewißheit, welche Orte zur Lößnitz zu rechnen sind, ist aber auch schon die Berechtigung der anderen Fragen, was die Lößnitz eigentlich ist und noch mehr, die jener nach den Grenzen der Lößnitz dargetan. Denn: Weder Coswig noch Radebeul, aber auch nicht Naundorf und Zitzschewig und, so sonderbar es klingen mag, auch nicht Köhlschendroba und Radebeul, die beiden „Hauptorte der Lößnitz“, haben mit derselben etwas zu schaffen, sondern

einzig und allein Oberlößnitz und das ehemalige Niederlößnitz sind wirkliche, richtige Lößnorte. Die Grenzen der Lößnitz im landschaftlichen Sinne fallen fast haargenau mit denjenigen des heutigen Oberlößnitz und mit den ehemaligen von Niederlößnitz zusammen. Sie sind keine willkürlich geschaffenen, sondern sie sind von der Natur schon vor Aeonen gezogen, als noch keines Menschen Fuß durch die Elbaue schritt. Damit ist die letzte der drei Fragen beantwortet: Was ist die Lößnitz? Nämlich das Gebiet des Heidesandes, die sogenannte Heidesandterrasse, die sich den Lößnitzhöhen vorlagert und die sich scharf von dem Ulande der Elbe dem Acker- und Wiesenboden derselben abhebt. Alle nachweisbaren vorgeschichtlichen Siedelungen und alle zur Kolonisationszeit entstandenen und noch bestehenden Dörfer liegen außerhalb der eigentlichen Lößnitz, die in ihrer Urzeit direkt siedlungsfeindlich war. Und erst in den letzten Jahrhunderten der Besiedlung erschlossen wurde.

Geschaffen wurde dieser eigenartige Bodenunterschied in jener erdgeschichtlichen Zeit, in der das heutige Elbtal und sein sich darin hinwälgender Urflus, dessen Ge-

röllmassen viele Meter tief unter der heutigen Bodenoberfläche liegen, durch geologische Umwälzungen etwa in der Meißner Gegend abgesperrt und seine Wasser zu einem großen See angestaut wurden. Damals setzten sich jene sedimentären Massen, die wir heute als Heidesand bezeichnen, ab, bildeten jene mächtigen Sandlager die den Untergrund unseres Elbtals bilden. Später, so lehren uns die Geologen, fand dieser See in der Gegend von Spaar und Zschandorf einen Abfluß, er entleerte sich, die Heidesandmassen blieben. In dem Seeboden, unserer Elbtalflur grub sich in geologischer Neuzeit die Elbe ihr flaches Bett und soweit die Herrschaft dieser alten Elbe reichte, setzten sich allmählich die Bodenniederschläge, die Schlammassen ab, die heute den fruchtbaren Boden der Elbaue bilden, das Kulturland, auf dem schon die Menschen der Bronzezeit ihre Nahrung fanden. Sie setzten sich ab in den breiten Betten dieses Urstromes, die noch heute verschiedentlich erkennbar sind, sie setzten sich ab in den ruhigen Gewässern der Hochfluten desselben, wie sie noch heute nach jedem „großen Wasser“ des zahm gewordenen Flusses zurückbleiben. Dort, wohin diese vorgeschichtlichen Hoch-

fluten nicht reichten, blieb der alte Seeboden als reine sterile Sandmasse erhalten, bildete das, was wir heute die Lößnitz nennen. Nabelholz, Kiefernwälder waren die Vegetation, der die Sandflächen allenfalls noch Nahrung boten. Kiefernwaldungen wie wir sie heute noch an den Sandhängen des Lößnitzgrundes antreffen, wie sie bis in die Gegenwart auf den Sandboden von Coswig, Röttitz und Weinböhla sich vorfinden.

Vezeniz, Vosenitz, so sind die ältesten uns urkundlich überlieferten Formen unseres Lößnitznamens und sie decken sich mit dem slawischen Substantiv „ljes“ das seinerseits Wald = Busch bedeutet, wie uns Sprachgelehrte sagen. Als Waldland haben wir uns auch die Gebiete in jener Zeit vorzustellen, als deutsche Siedler von dem von ihren sorbischen Vorgängern primitiv kultivierten Aulande an der Elbe im 11. und 12. Jahrhundert Besitz nahmen.

So sicher wie uns die zahlreichen vorgeschichtlichen Funde der Bronzezeit, die in den Fluren von Kößchenbroda, Raundorf, Serkowitz usw. nachweisen, daß schon vor Jahrtausenden Menschen hier ihre Nahrung fanden, so wenig geben uns solche Funde im Gebiete der eigentlichen Lößnitzorte Kunde, daß sie jemals besiedelt gewesen sind. Nur ein gelegentlicher sogenannter Streufund, eine Art Bronzezeit, der vor Jahren in Niederlößnitz aufgefunden wurde, erzählt uns, daß jene Urbewohner, sei es zur Jagd, sei es zur Wild-Imkererei oder zur Holzgewinnung dieses sonst gemiedene Waldgebiet gelegentlich durchstreiften.

—:—

Als unser Gebiet der deutschen Besiedlung nach den Sorbenkämpfen Heinrich I. und seines Sohnes Otto erschlossen, mag dasselbe zunächst der Kirche, dem neuen Bistum Meißen zugesprochen worden sein. Darauf deuten die alten Zinsverhältnisse hin, die wir von Radebeul, von Serkowitz, von Bishchewitz kennen, darauf deuten auch jene Streitigkeiten der Wettiner mit dem Meißner Bischof hin, die sich um den Besitz einzelner Orte, wie beispielsweise Raundorf 1144, drehten. Damals wurde die Kirche in unserm Falle als Lehnherr, der weltliche Fürst als deren Lehnsmann, anerkannt. Mögen aber nun die Vorkatoren, die Besiedelungsunternehmer, die deutschstämmige Bauern in dem neugewonnenen Gebiet ansahen, Kleriker gewesen sein, oder adlige Dienermannen der Kirche, auf jeden Fall wiesen sie den deutschen Bauern jenes Auland zu, dessen Bebauung letzteren die Existenz, dem Grundherrn aber einen Zinsertrag gewährleistete. Das eigentliche Lößnitzgebiet wurde auf jeden Fall nicht in die Fluren der einzelnen Dörfer einbezogen, deren Altgemeinden erhielten keinen Anspruch darauf, es blieb im Besitz der Großgrundherren. Und damals wurde der Grund gelegt zum Entstehen der späteren Lößnitzorte, Ober- und Niederlößnitz wurden jene eigentümlichen Flurverhältnisse geschaffen, die es mit sich brachten, daß neben dem Mutterorte Kößchenbroda ein Ort entstand, der mit seinem Gebiet die

Kößchenbrodaer Flur in zwei Teile zerriß, die ohne jeden Zusammenhang waren, in die Teile Hauptort und Oberort.

Wenn aber jene alten Kolonistoren auch das Lößnitzer Waldgebiet als nutzlos für einen zinspflichtigen Bauernstand ansehen mochten, so erkannten sie doch bald den Wert, der in jenen steilen Hängen der Lößnitzberge verborgen lag, die ihre Fläche nach Süden zu abfallend, für den

Weinbau

hatte. Wann jene Hänge gerodet, wann der Wald auf den ihnen vorgelagerten sanft geneigten Flächen, die sich vom Bergfuße bis zur heutigen Meißner Straße hinziehen unter den Nexten dahinschwand, das wird wohl für immer ungewiß bleiben. Vermutlich ist es im 12. Jahrhundert geschehen, sind schon in jener Zeit die ersten Weinberge angelegt worden, denn am Ausgange des 13. Jahrhunderts sprechen bereits die uns erhaltenen Urkunden von sehr ertragsfähigen Weinbergen. Aus dem Jahre 1271 ist uns der erste Besitzername von hiesigen Weinbergen erhalten. Dietrich von Blauschitz hieß er und er verscrieb im genannten Jahre den frommen Frauen von Sizenrode 12 Fuder Wein, eine ganz stattliche Menge, die für die Größe der von jenem ältesten Lößnitzer Weinbergbesitzer innegehabten Berge spricht. Seine gute Tat hat uns seinen Namen und damit auch die erste und älteste Urkunde des Niederlößnitzer Weinbaues erhalten. Leider läßt sich dieser älteste Weinberg heute nicht mehr lokalisieren. Daß der Weinbau in der alten Lößnitz ein sehr ausgebreiteter gewesen ist, daß besagen die weiteren Urkunden aus jener Zeit, die von 1286 und 1287, die von Weinbergen sprechen, deren Grundherren die Burggrafen von Dohna, dem heutigen Dohna bei Heidenau waren. Das reiche und mächtige Dynastengeschlecht scheint sich mit der Meißner Kirche in den Besitz unserer Gegend geteilt zu haben, denn alle Urkunden bis zum Verschwinden desselben aus dem heutigen Sachsen im Jahre 1401 sprechen entweder von den Bischöfen von Meißen oder von den Burggrafen von Dohna als Grundherren des Gebietes, das wir heute als Lößnitz bezeichnen. So beispielsweise eine solche von 1404, die von der Belehnung der Dresdener Patrizier Kundige mit einer halben Hufe in Kößchenbroda spricht und die ausdrücklich besagt, daß sie „vordem von den Dohna besessen“. Die Lehnherrschaft der Grundherren spricht sich einmal in den Urkunden dadurch aus, daß sie ihre Weinberge veräußern, zum andern wieder, daß sie ihrerseits wieder andere Besitzer damit belehnten und über den Zinsgenuß aus denselben verfügen. So hatten die Burggrafen Otto von Dohna und Otto von Gräfenstein aus demselben Geschlechte Ende des 13. Jahrhunderts dem Bischof Withego von Meißen zwei Weinberge aus irgend welchem frommen Anlaß übereignet. Dieser wieder stattete damit 1286 das kurz vorhergegründete Maternihospital Dresden aus. Die nächstälteste Urkunde von 1287, am 4. Oktober ausgestellt, spricht wieder davon, daß die alten Dohnaer Grafen einen ihrer Berge einem Herrn

von Lindenau (Lindenowe) lehnswise überlassen hatten und den Zins davon wieder einem Dritten, einem Ritter Thyllico von Hounsborg übereignet haben. Eine spätere Schenkung dieser Weinzinsen an das Kloster zu Altzelle erhält 1324 die Bestätigung der Burggrafen von Dohna, ein weiterer Beweis der teilweisen Oberhoheit der letzteren über das Lößnitzgebiet.

Nach dem Zusammenbruch der Dohnaschen Herrschaft in Meißen treten die Markgrafen von Meißen, zuerst Wilhelm der Einäugige in einer Urkunde von 1408 als Lehnherrn des von den Burggrafen besessenen Teiles der Lößnitz auf, und in einer markgräflichen Urkunde von 1408 wird auch der älteste bis heute erhaltene Name eines Lößnitzer Weinberges genannt, der des Knollenberges in Flur Raundorf, von dem die heutige Knollengasse ihren Namen herleitet. Im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, 1324, treten erstmalig neben Adelsgeschlechtern und der Kirche auch Bürgerfamilien als Inhaber von Kößchenbrodaer Weinbergen auf. Eine Familie Große (Magnus) ist es, die zuerst erscheint, als sie in genanntem Jahre den Franziskanern in Dresden eine gewisse Menge Wein von ihrem „Kobbroder“ Weinberge stiftet. In hunderter Folge werden in den folgenden Jahrhunderten bürgerliche und adlige Familien als Besitzer von Liegenschaften im Kößchenbrodaer Weinberge, in den „Cozabrodaer“ Bergen genannt, die Kundige, die Hertel, die Münzmeister von denen Markgraf Wilhelm 1404 das Dorf Kößchenbroda kaufte, die Blasbalg zu Leipzig, die von Kragkow auf Lauterbach, die von Köckeritz auf Schloß Wehlen usw., die ihren Berg den Wehlener nannten. Er ist einer der wenigen Weinberge, dessen Lage man heutzutage noch genau kennt. Auf ihm steht heute das Pfarrtöchterheim am Neufriedstein. Das Maternihospital zu Dresden und damit das geistliche Brückenamt zum heiligen Kreuz hatten seit 1286, wie erwähnt, Weinberge in der hiesigen Gegend inne, die Spittelberge, von denen später noch zu reden sein wird. 1486 tritt auch die Dresdener Schützengesellschaft, die Bogenschützen in den Kreis der Lößnitzer Weinbergbesitzer ein, in dem sie durch eine Hypothek von 6 rheinischen Gulden, ein Anrecht auf den Weinberg eines Georg von Czyl erwirbt, der etwa 100 Jahre den Namen der „Ullmann“ nach einem alten Besitzer trug.

Aus dem 15. Jahrhundert ist auch noch ein Berg bekannt, dessen Lage wir heute noch ungefähr feststellen können, nämlich das „Neuländelein“ bei Lindenau, der Neuländerberg, der jedenfalls auf einem neugerodeten Stücke lag, das der heutigen Neuländer Straße ihren Namen gab. Dieses „Neuländelein“, das 1408 der Dresdener Familie Münzmeister gehörte, besaß 1460 ein Dresdener Ratsherr Bibrach, der es dem Maternihospital schenkte. Ein weiterer, heute noch der Dertlichkeit und dem Namen nach bekannter Berg, der Gabberg damals „Eckelberg“ genannt, kommt in den Jahren 1450—1460 als Besitz der Leip-

ger Bürgerfamilie Blaschall vor, der, da als bischöfliches Lehn bezeichnet wird, dem Edelberg von Wackerbarths Ruhe suchen ist. Einen zweiten Edelberg, der fürstliches Lehn war, gab es am Eingang des Löbnitzgrundes, ungefähr wo heute das Paradies steht. 1412 hören wir zum ersten Male von Gebäuden im späteren Niederlöbnitz, und zwar von dem Presshause. In diesem Jahre bestätigte Herzog Friedrich der Kapelle im Ratze zu Neuen Dresden, heutige Altstadt, den Weinberg, die Tasse genannt, bei welcher Bestätigung unter dem Zubehör ein „presshau“ ausdrücklich aufgeführt wird. Es scheint, dieser besonderen Erwähnung einer Weinpresse nach zu schließen, daß solche nicht in allen Weinbergen vorhanden gewesen sind.

Es würde zu weit führen, hier eine Geschichte der einzelnen Niederlöbnitzer Weinberge zu geben, wenn schon sie ab und zu gestreift werden muß. Aber die ältesten Urkunden über die Besitzverhältnisse innerhalb des heutigen Niederlöbnitz illustrieren deutlich die Umstände, aus denen fast 600 Jahre nach ihrer ersten Erwähnung der Ort Niederlöbnitz erwuchs. Sie zeigen deutlich die Entwicklung der Herrenberge, die für die Entstehung der politischen Gemeinde von ausschlaggebender Bedeutung waren. Keiner der vielen Weinberge, die man zwar unter den Sammelnamen Köblichberger Angehörige zusammenfaßte, stand zu dem Dorfe in irgendwelcher Beziehung. Jeder gehörte, wie etwa die Felder und Wälder und ein geringer Teil der im Tale gelegenen Weingärten als Pertinenzstücke dem Hufenbesitz der Altgemeinde an. Sie waren, wie auch im Gründungsprotokoll des Niederlöbnitzer Weinberges von 1832 ausdrücklich erwähnt wird „ungul“, Einzelbesitzungen, die jede für sich direkt den früheren Lehns Herren und unter der kurfürstlichen bezw. königlichen Verwaltung unterstanden. Sie hatten keinerlei Rechte innerhalb der Dorfgemeinde an deren Fluren sie grenzten, aber keinerlei Pflichten und unterstanden keiner Weise dem dörflichen Richter oder seinen Schöffen, d. h. den alten Gemeindebehörden und waren auch nicht zu Lasten des Dorfes heranzuziehen, sondern zu einer, zu den Kosten der Lokalgerichtsstage, die das herzogliche Amt in Köblichbroda abhielt, zu den sogenannten „Dinghellern“. Gegen die Zahlung der Dingheller aber sträubten sich die Bergbesitzer seit alten Zeiten hartnäckig. Steuern sind eben auch schon bei den Urkunden äußerst unbeliebt gewesen und man drückte sich davon, sobald man einen Schein des Rechtes dafür hatte, wie heute. Die Ur-Niederlöbnitzer sahen dies mit dem Hinweis auf den Mangel jedes kommunalen Zusammenhanges der Berge mit Köblichbroda. Am hartnäckigsten sträubte sich im 15. Jahrhundert der Rat zu Dresden gegen die Zahlung des Gerichtsbeitrages, der „Dingheller“ oder „Chegerichte“ welches letzteren Namen Lokalgerichtsstage auch trugen. Durch die Schenkung eines Berges, des sogenannten Spittelberges, seitens der Burg-

grafen von Dohna an das Dresdener Maternihospital, war der Dresdener Rat, das Brückenamt, Weinbergbesitzer geworden. Um den ewigen Streit zwischen den Berg Herren und dem Dorfe endlich einmal zu schlichten, suchte der Dresdener Stadtrat schließlich eine landesherrliche Entscheidung herbeizuführen. 1458 machte sich der Bürgermeister mit 8 Personen und 5 Pferden auf den Weg nach Meißen zum Herzog Friedrich, um dem in einer Audienz die Sache vorzutragen. Wir wissen das so genau, weil der Stadtkämmerer von Dresden im genannten Jahre als Ausgabe verbuchte: „14 gr. 6 Pfg. czerunge gen Meissen als der burgemeister mit 8 person unde 5 pferden mit denen von Kotzschbrode vor unsern gnedigen hern getedinget umbe die Dingheller, dy die von Kotzschbrode haben wollen.“ Der Landesfürst erzielte aber auch keine Einigung der streitenden Parteien. Die Niederlöbnitzer hielten und die Köblichbrodaer drüben beharrten dickköpfig eine jede Partei auf ihren Standpunkt. Der Streit zog sich noch volle 18 Jahre hin, bis man schließlich den Leipziger Schöppenstuhl um ein juristisches Gutachten und ein Urteil anrief. Das erging denn auch und setzte die alten Berg Herren ins Unrecht in dem es zu Recht fand, daß „die Winberge zcu den gerichtstage pfennige by gehorsam zcu geben schuldig unde pflichtig sind“. Das haben die Niederlöbnitzer nie ganz verwunden. Sie wollten mit Köblichbroda nichts zu tun haben. Die Altgemeinde von Köblichbroda aber nagelte dieses Urteil fortan in ihren Ortsgesetzen, in der Gemeinderüge fest, indem sie die Bestimmung aufnahmen, daß „alle Herren und die in diesen Gerichte Gebürge liegen haben schuldig sind, zu unseres gnädigsten Herrn Erbgerichte gelten zu helfen.“ Der Dresdener Rat aber, der die Sache aufgerollt und ins Unrecht gesetzt worden war, mußte die Kosten bezahlen, und sein Kämmerer notierte in die Stadtrechnung anno 1469 als Ausgabe „63 gr. (nach heutigem Gelde ungefähr 165 M.) vor ein Ortel den schöppen zcu Leipzig, als sich der Rat erfraget umbe der Dingheller, dy die von Kotzschbrode haben wollen.“

Mit den Köblichbrodaer Altbauern hatte der Dresdener Rat, dem in dem Kirchorte auch einige Höfe zustanden, stets seine liebe Not. Die Grundstücke der Hauptstraße, heute die Nummern 23 bis 28 und 32-33, ferner das Grundstück Nr. 1 der Serkowitzer Str., unterstanden dem Dresdener Syndikatsgericht und der Hof Nr. 11 der Hauptstraße dem Geistlichen Brückenamt. Auch über die Flurgrenzen dieser hiesigen Gemeindeanteile konnten sich die hochweisen Herrn im Dresdener Rathause mit der Altgemeinde nicht einigen. So hartnäckig war der Streit, daß man sogar, und zwar im Jahre 1498, den Schöppenstuhl zu Magdeburg anrief, um „vor recht zu erfahren zcu Meideburg von ern (Herrn) Lamprecht umbe das reynen zcu Kotzschbroda.“ Auch dieser Streit scheint zu Gunsten der alten Köblichbrodaer ausgegangen zu sein. Ansonsten hätte der Rat nicht die Kosten für den Entscheid. über den wir nichts Aus-

führliches weiter wissen, in seine Stadtrechnung des genannten Jahres eingestellt.

Um dieselbe Zeit, in der sich die Weinberg Herren mit den Köblichbrodaern herumtritten, vollzog sich im Besitzstand der Altgemeinde zu Köblichbroda eine wesentliche Veränderung. Der Flurteil Oberort kam zu Köblichbroda, wodurch die Flur der späteren Gemeinde Niederlöbnitz zum großen Teil von der des Kirchortes eingeschlossen wurde. Das Dorf Köblichbroda war von jeher arm an Viehweide. Der größte Teil der Flur stand unter Pflug. Daher strebte die Gemeinde danach, Hutweide zu erwerben. Das große Bergplateau zwischen dessen Rand und der Flur des Dorfes Lindenu schien ihr dazu gerignet. Die Gemeinde trat deshalb an den Landesfürsten, an Friedrich den Sanftmütigen heran, und bat, ihr den dortigen Busch nebst einem wüsten Felde zu überlassen. Der Kauf kam um 1460 zustande, annehmbar ein Jahr vor dem Tode des Fürsten, der 1464 starb. Die Kaufurkunde ist nicht mehr vorhanden, ist wahrscheinlich gar nicht ausgestellt worden. Deshalb bestätigten seine beiden Söhne Ernst und Albrecht in einer noch im Stadtbefitz befindlichen Urkunde von 1470, „daß ihr Vater, Herr Friderich etwannen Herzog zcu Sachsen den Richter vnd ganzen gemeyne zcu Köblichbrode das Wohnhuse vnd wüste Feld mit dem geholze zcu Lyndenawe zcu eynem Byheweide für 120 schogk Swertgroschen verkauft und vorschriben“ habe. Diese 120 Schokk Schwertgroschen, eine in Freiberg geprägte Münze, repräsentiert einen heutigen Geldwert von 18 700 M. Das war die Grundlage, daß sich die spätere Gemeinde Niederlöbnitz mit ihrer Flur in die von Köblichbroda derart hineinschob, daß letztere keinerlei Zusammenhang zwischen ihren beiden Teilen Hauptort und Oberort hatte. Um aber den Zugang zu ihrem neuen Ortsteil durch das Gebiet der Weinberge zu sichern und um sich gegen Scherereien zu schützen, die sehr oft mit den Besitzern durch das Viehtreiben in den Berggassen entstanden, wurde auch in der Gemeinderüge von Köblichbroda festgelegt, daß die Bauern das Recht der Benutzung bestimmter Berggassen besitzen. Dabei sind der Fahrweg vom Viehweg (Grenzstraße) den Dürrkittel hinaus (Moritzburger Straße), der Gerade Steig (Gradsteg) bis zur Hausgäß, der Fahrweg am Sandberg (Friedrichstraße), ein Fuß- und Reitweg nach der Finsteren Gasse durch den Meldeberg besonders genannt. Erst am 27. 9. 1828 verzichtete die Gemeinde in einem Vergleich mit den Herrenbergbesitzern auf ihr verbrieftes Recht auf Benutzung der Berggassen. Aus welchen Gründen, ist heute nicht mehr ersichtlich.

Soweit wir uns ein Bild machen können, haben wir uns das Niederlöbnitzer Gebiet zu Ende des 15. Jahrhunderts immer noch als ein ziemlich menschenleere Landschaft vorzustellen, in der wohl da und dort einzelne Winzerfamilien hausten, deren Weinberge aber noch keinerlei Anzeichen aufzuweisen haben, daß

sich deren Besitzer, wie es namentlich im 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert der Fall war, zeitweilig in denselben aufhielten. Zwar slutete der Verkehr am Rande der Vbhnik auf der uralten Post- und Heerstraße von Dresden nach Leipzig, die am Ostende des heutigen Niederlöbnitz in der Nähe der späteren Goldenen Weintraube von Serkowitz herüberkam, an ihr

vorbei. Aber das unwegsame, nur von der ältesten Köbischenbrodaer Viehtriebe, der heutigen Grenz- und Magdalenenstraße und einigen Berggassen durchzogene Gebiet wurde von ihm gemieden. Reichlich 250 Jahre später beschreibt Paul Knoll, der berühmte kurfürstliche Bergverwalter das heutige Oberlöbnitz als ein „Gebirge, in dem fast niemand wohnt und

öfters kein Mensch zu sehen noch zu hören ist“. Wie viel mehr mag diese Schilderung erst für das Niederlöbnitz zu Ende 1400 gegolten haben. Die Bergherren interessierte nur das Produkt, der Wein, für die Gegend selbst hatten sie nach allem, was wir aus jener Zeit von ihr wissen, keine Neigung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hirtentäschel.

Das Aschenbrödel unter der Flora ist unser Hirtentäschel mit dem wohlklingenden botanischen Namen *Capsella bursa-pastoris*. Gänsekresse, Täschelkraut, Blutkraut, Schaffhinken, Schinkenkraut, Taschenknieper nennt man es sonst noch. Schmutzigweiß blüht es fast das ganze Jahr hindurch, vom frühen Lenz bis in den späten Herbst, unendlich fleißig und lebensfroh. Es ist beinahe die gemeinste aller Pflanzen, die auf bebautem und unbebautem Land, auf allen Aeckern und Grasplätzen, an Wegen und auf Schutthäusen, in der Nähe menschlicher Wohnungen, selbst auf Mauern und in Felsspalten wächst und oft noch in Blüte steht, wenn das Quecksilber des Thermometers schon einen bis zwei Grade unter Null klettert. Das frische Kraut riecht etwas widerlich, an Kresse erinnernd (daher Gänsekresse!); kaut man es, so schmeckt, es

bald scharf und bitter. Kein Wunder, daß sich die Volksmedizin schon früher des Hirtentäschels annahm. Aber auch die sogenannte wissenschaftliche Literatur ist reich an Angaben über unser zwar sehr gemeines, aber doch sehr interessantes Pflänzchen. Man kann daraus, eine dem Senföl sehr nahestehende Verbindung gewinnen. Immer wieder wird über die Wirkung des Krautes auf die Nieren und besonders das Gefäßsystem berichtet. Bei Blutharnen und Rheuma und ähnlichen Leiden, überhaupt bei Blutungen, Nasenbluten usw. wird seine Wirkung gerühmt. Vielleicht beruht die Wirkung auf der Anwesenheit organisch gebundenen Schwefels in den den Kreuzblütlern eigenen flüchtigen Verbindungen. Man hat vor Jahren einmal den Versuch gemacht, eine Tinktur der Pflanze in den Arzneischatz einzuführen, aber sie fand wenig Gegenliebe. Dagegen

behauptete sich ein Präparat, dessen Wirkung auf die glatte Muskulatur erwiesen werden konnte. In der Volksmedizin behauptet sich unser Hirtentäschel nach wie vor. Tee davon wird gegen Blutspen und Lungenbluten, gegen Leib- und Magenschmerzen, Milzanschwellung, Gelbsucht, Gallenstein und Nierengries, gegen Ruhr, Malaria, Skorbut usw. genommen. Durch Beimischung von Zinnkraut (*Equisetum*) soll die Wirkung noch besser werden. Wenn man das kauft, sagt man sich, das ist ein bißchen viel auf einmal. Pulver aus Kraut ist, so glaubt das Volk, bei Leibschmerzen, Blutspen und Blutfluß gut. Den Saft benutzt man äußerlich gegen Podagra und bei brennenden Geschwülsten. Mit durchgeseihtem Absud wäscht man Wunden, gegen Halseschwüre urchelt man mit dem Absud.

Der Vogelbeerbaum.

Der Vogelbeerbaum, der typische Baum des Erzgebirges, steht nun wieder in der Pracht seiner roten Beeren an allen Bergstraßen bis hinauf zu den Höhen. Ein wundervoller Anblick für jeden Naturfreund! Die Eberesche hat eine ganze Menge Namen, ein Zeichen, wie volkstümlich sie allenthalben ist: Sperberbaum, Ueberesche, Eibischbaum, Eibische, Ebrizbeere, Eschrüffel, Aressel, Güresche, Gangesche, Adelsbeere, Quitschen, Quitsbeere, Qualsterbaum, Moschbeere, Masbeere, Linbaum usw. Der populärste Name aber ist doch Vogelbeerbaum. So kennt ihn jedes Kind aus dem schönen Lied unseres erzgebirgischen Heimatdichters. Die Frucht enthält

viel Apfelsäure, ferner Sorbit, Sorbin (Sorbose), Sorbin- und Aposorbinäure. Die reifen Beeren schmecken herb-sauer, etwas bitterlich und werden erst durch den ersten Frost genießbar. Im hohen Norden ist man sie, in Süddeutschland brauen Kenner Schnaps daraus. Ihr Säuregehalt macht sie zur Essigbereitung geeignet. Geröstet sind sie ein besserer Kaffee-Ersatz als die Bichorienwurzel, ja sie sind besser als schlechte Kaffeesorten. Getrocknet sind die Beeren ein altes Hausmittel gegen Durchfall und Nierensteine; ein Extrakt wird wieder als Abführmittel empfohlen. Der Beeren-saft reinigt das Blut und soll bei Husten und Heiserkeit bewährt sein. Auf

zwei Pfund Beeren-saft rechnet man etwa 400 Gramm geläuterten Zucker. Ein Saft aus Beeren und Wasser zu gleichen Teilen soll gut gegen Rheuma und Gicht wirken. Zu Mus gekocht ergeben die Beeren ein magenstärkendes Mittel. Mit Honig oder Zucker gesüßt, dient es auch als Brotaufstrich. Wie vielseitig ist doch der Wert unseres lieben Vogelbeerbaumes, der auch seinen Namen seinen flammend roten Beeren verdankt. Denn seine Früchte sind ein Hauptfutter für Drosseln, Stare, Seidenschwänze und viele andere wilde Vögel. Doppelt lieb muß man diesen typischen Baum der Heimat und Bergwelt haben, wenn man „so viel“ von ihm weiß.

Spinnenfeindschaft und Krötegift.

Wenn man das Wort spinnefeind, älter spinnefeind, so gebraucht findet, daß es zu bedeuten scheint: den Spinnen feindlich, wie z. B. in Schillers Räufern 2, 3 Spiegelberg versichert, ihm sei kein Geschöpf so zuwider, als eine Spinne (und ein altes Weib), so ist dieser Hausfrauenstandpunkt der ursprünglichen Verwendung des Wortes fremd. Die ältere Zeit legte in dem Worte spinnefeind eine Naturbeobachtung nieder, die uns Neuere abgeht; die Spinnen verhalten sich untereinander feindselig, die stärkere fällt über die schwächere her und frisst sie auf. „Ihr fallt euch, wie zwei Spinnen, selber an!“ sagt Kleists German zu seinen Germanen, und Keisersberg hat den Vergleich: so feind als die

Spinnen; bei Dichtwer sind sich Nachbarn „so spinnefeind als die Gibellin und die Guelphen.“ Fabel ist aber die Ueberlieferung vom Gifte der Spinne, die schon im Mittelalter bezeugt ist und noch im Sprichwort lebt: Die Spinne saugt Gift, die Biene Honig aus allen Blumen. (Bei Renantes 1702 Galante Ged. 63. Es saugen auch die Kröten aus den schönsten Blumen Gift.) Nur die Kerbtiere werden von der Spinne vergiftet; daß diese auch anderen Wesen Gefahr bringen könnte, ist nur in der Meinung derer begründet, die ihrem Abscheu vor einer Spinne Ausdruck geben durch den Ausruf: Pfui Spinnel! Nur in einer übertragenen Bedeutung besteht die Redensart zu Recht von der giftigen Kröte,

der Kröte, die ihr Gift verspricht, nur daß diese ihr „Gift“ aus warzigen Hautdrüsen absondert. Bei Shakespeare, der die Kröte gern giftig oder giftgeschwollen nennt, trägt sie, obwohl häßlich und voll Gift, doch ein köstliches Juwel im Kopf, nämlich den Lapis busonis (Krötenstein) oder Chelonit, der keinerlei giftige Wirkung hat. Im Erzgebirge sagt man von einem Geizigen oder doch „Zusammennehmischen“: er hält über seine Sachen wie die Kröte über Gift. Der dicke Leib des Tieres hat den Vergleich hervorgerufen: Voll wie eine Kröte — damit ist ein Schwerebetrunkenen bezeichnet, freilich auf Kosten des Rufes der Kröte.

(Deutscher Sprachverein).



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezahler des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroda, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: H. Schruth, Köhlschendroda.



Nr. 20. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

September 1930

Niederlöbnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruth.

(Fortsetzung.)

Das 16. Jahrhundert bringt für die Löbnitz keine wesentliche Aenderung der Besiedelungsverhältnisse. Immer noch bleibt das Gebiet menschenleer, nur von Winzerfamilien vereinzelt bewohnt. Die Bergherren, der Adel, der kurfürstliche Hof haben sie als Villeggiatur noch nicht „entdeckt“, die Löbnitz ist noch nicht „Mode“ geworden. Dresden ist noch nicht die glänzende Residenz prachtliebender Fürsten, wie 150 Jahre später unter den Johann Georgen und noch später unter den Kurfürsten-Königen. Man suchte und fand damals die ländlichen Reize noch viel näher der Festung. Die Löbnitz war was sie bisher gewesen, fast ausschließlich landwirtschaftliches Nutzgebiet, das dem Weinbau vorbehalten war. Und dieser zog sich, wie ein Dresdener Stadtplan aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts zeigt, bis dicht an die jetzige Neustadt heran. Zwar ließen es die Kurfürsten an besonderer Pflege des Weinbau nicht fehlen, wir wissen das von Kurfürst August, den Vater August, der den Freyerhof im Friedewald in der Hauptsache wegen des Düngerbedarfs seiner Weinberge angelegt haben soll, wir wissen das auch von Kurfürst Christian I., der eine ziemlich eingehende Weinbauordnung erlassen hat. Aber es scheint fast, als ob das Cossibauder Weingebiet denselben mehr am Herzen gelegen, denn von Christian II. wieder erfahren wir, daß derselbe seine Reformversuche des Weinbaues durch Einführung fremder Rebsorten, württembergische Reben wurden importiert, nicht in der Löbnitz, sondern in Cossibaude unternahm. Man hört auch in den Urkunden des 16. Jahrhunderts wenig von unserm Gebiet. Einmal, 1508, werden 2 Weinberge genannt die ein Angehöriger der Familie Münzmeister dem Kloster Altenzella verschreibt, aber davon liegt einer, der Rabenstein, im Oberlöbnitz und nur der andere, die Lade, im Niederlöbnitz Gebiet. Das Adelsgeschlecht derer von Riesewetter wird einmal als Besitzer von Weinbergen ge-

nannt, und am Schlusse des Jahrhunderts hören wir auch das erste Mal urkundlich etwas von den Vorbergen, deren Name noch in dem der heutigen Vorstraße erhalten ist. Ob die Vorberge mit ihren Namen in irgendwelchem Zusammenhang mit jenem sagenhaften sorbischen Edlen Vorus stehen, der in einer gefälschten Schenkungsurkunde des Meißner Stiftes 1071 genannt wird, das wird kaum je nachzuweisen sein. Der alte Kommissionsrat Schubert, der erste Chronist Köhlschendrodas, freilich, stempelt diesen alten Sorben Vor in sehr kühner Schlussfolgerung zum Besitzer des ganzen Gebietes um Köhlschendroda, ohne außer sehr fragwürdigen Literaturnachweisen irgendwelche Beweise dafür bringen zu können.

Wie wenig die Löbnitz zwischen 1500 und 1600 bewohnt gewesen, das erkennt man auch aus der damals gebräuchlichen Bezeichnung „die Hausgasse“ für die heutige Winzerstraße, die sicher aus dem Umstande hervorgegangen ist, daß dort die ersten Häuser von Niederlöbnitz überhaupt entstanden sein mögen. Die Sage behauptet auch, daß an der Ecke der Winzer- und Grünestraße auf dem Grundstück Nr. 27 das erste Haus von Niederlöbnitz gestanden habe. Als ältesten Besitzer dieses Grundstückes kennen wir einen Johann Elbel, der allerdings erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, um 1670 herum, als Eigentümer genannt wird. Den sichersten Beweis der geringen Besiedelung unseres heutigen Niederlöbnitz gibt aber die Karte des kurfürstlichen Marktscheiders Matthias Deder, die heute im Staatsarchiv vorhanden, um 1600 entstanden ist. Diese Karte verzeichnet die wesentlichsten Gassen des „Weingebürgers“, nämlich „die Buhrgaß“ (Vor-gaß), nämlich „die Buhrgaß“ (Vor-grenz- und Magdalenenstraße), „die Hausgaß“ (Winzerstraße), die „Hohegaß“ (Hohenzollernstraße) und die Fortsetzung der Winzerstraße westlich der Moritzburger Straße unter dem Namen „die

Salzstraße“. Diese Bezeichnung für die heutige Winzerstraße bis zur Moritzburger Straße und die Friedrichstraße ist ein Irrtum des Kartenzeichners und bezieht sich bestimmt auf die Dresden-Meißner Landstraße. Weiter verzeichnet die alte Karte die heutige Mohrenstraße, die, damals namenlos, nach der „Ebend“, den heutigen Ebenbergen führte, ferner ziemlich genau in ihrer heutigen Führung die jetzige Ringstraße, die nach dem Holzgen (?) = Born führt. Daher der Straßennamen „An den Brunnen“. Eingetragen sind ferner die heutige Paradiesstraße ohne namentliche Bezeichnung, ein Teil ihrer Fortsetzung, (heute Jägerhofstraße) und des heutigen Jagdweges auch ohne Namen. Vorhanden ist weiter der von der heutigen Friedensburg, damals „die Bloes“ genannt, nach dem „Spittelholz“ in der Nähe der Alm führende Weg und die heutige Burgstraße, letztere mit der rustikalen, heute im Schriftdeutsch nicht gut wieder zu gebenden, damals aber sprachlich unbedenklichen Bezeichnung, A — — Kerbe. In dem Gebiete dieser Gassen, das man sich noch von den Querverbindungen des Gradsteiges des Chemnitz- und Melbengäßchen durchzogen denken muß, lassen sich insgesamt auf der Karte 21 Gebäude feststellen. 4 davon lagen in den Weinbergen zwischen Vorstraße, Meißner Straße und Grenz-Magdalenenstraße, 6 an der Winzerstraße, 2 zwischen dieser und der Grenzstraße, 1 ungefähr in der Mitte der Karlstraße, 3 in der Gegend des Jagdweges, 1 an der westlichen Winzerstraße, ungefähr wo heute das Lotterische Haus Nr. 88 der Winzerstraße steht. Auf dem Mohrenhausgrundstück, das damals der Dederischen Karte nach den Namen „der Hübel“ trug und das letzte an der heutigen Ringstraße. Als außerhalb des Niederlöbnitzer Gebietes liegend, aber als besonders interessant, sei noch das Vorhandensein der heutigen Bischofsprelle registriert, die um 1600 den Namen „Simon Klaus-Breß“

trägt. Der Stolz des heutigen Kößchenbroda, bezw. Niederlöbniß, der Waldpark, ist als Waldgelände mit dem Namen „In der Leupe“ eingezeichnet. Von den Mühlen im Löbnißgrund ist die Grundmühle als Carlowsmühl erkennbar. Vorhanden von all diesen Gebäuden ist heute keins mehr. Der älteste bekannte Architekturrest, der noch im Altertumsmuseum in Dresden aufbewahrt wird, eine Tafel mit der Jahreszahl 1580, stammt aus einem „Der Frankenberg“ genannten Weinberge, auf dem heute die Grundstücke Karlstraße 2, 4, 6, 8 und 10 stehen und der möglicherweise von dem schon in der Deckerkarte von 1600 verzeichneten Gebäude in der Gegend der Karlstraße herrühren kann. Eine aus demselben Weinberg stammende und ebenfalls früher im Altertumsmuseum aufbewahrte (ob jetzt noch, ist mir unbekannt) Brunneneinfassung mit Bildhauerarbeit (Putten mit Weinbauelementen) könnte darauf schließen lassen, daß dort schon vor 400 doch ein herrschaftliches Weinbergshaus gestanden hat. Das Gebiet der Weinberge, die in der Deckerkarte deutlich gekennzeichnet sind, schließt auf derselben ziemlich genau sich der Grenze des späteren Niederlöbniß an, so weit dieselbe von der Moritzburger Straße bis zur Weintraube vorläuft. Auf die verschiedenen Besitzer der einzelnen Weinberge im 16. Jahrhundert wird später bei Besprechung derselben noch zurückzukommen sein, soweit dieselben heute noch festzustellen sind.

Mit Ende des 16. und mit Beginn des 17. Jahrhunderts fängt die Löbniß langsam an, aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit herauszutreten. Vereinzelt Weinbergsherren bekommen Geschmack an dem Landaufenthalt in ihr, beginnen, sich in ihren Bergen Weinbergshäuser zu erbauen, die nicht nur zu einem flüchtigen Beherbergen anlässlich ihrer gelegentlichen Besuche bei ihren Winzern eingerichtet sind. Die ersten nachweisbaren Herrenhäuser entstehen, die die Vorläufer für die sich später entwickelnden Villenorte sind. Zuerst regt sich drüben in der Flur des späteren Oberlöbniß. Der kurfürstliche Kammermeister Harrer erbaut sich das *Bennoßschlößchen* um 1600, das einzige Renaissancegebäude der Löbniß, entstanden auf der Zeitschwelle des Barock, das der Landschaft so viele reizvolle Bauwerke schenken sollte. Von den Restskulpturen eines Weinbergshauses bei Kößchenbroda aus jener Zeit ist schon berichtet worden. Ungefähr zur selben Zeit wie das *Bennoßschlößchen* ersticht auch auf dem Bergplateau darüber das *Spitzhaus*, erbaut ursprünglich als Weinbergshaus des von Wolframsdorffschen Weingutes, das später in der Hoflöbniß aufging. Die Hoflöbniß selbst, das kurfürstliche Lusthaus, wird von Johann Georg II. um 1650 errichtet und damit ist der Anstoß gegeben, daß die Löbniß, auch unser Niederlöbniß, langsam Aufnahme in der Hofgesellschaft findet. Immerhin dauert es noch eilliche Jahrzehnte, ehe die Löbniß „Mode“ wurde, ehe nicht nur der Adel, sondern auch das wohlhabende Dresdener Bürger-

tum ihre Sommerfröhen nach der Löbniß verlegen. Erst zu Zeiten August des Starcken und noch mehr während der Regierung seines Sohnes August III., mehr sich die Landhäuser in der Löbniß, ganz besonders in Niederlöbniß. Einer der ersten, der im Gebiet von Niederlöbniß sich ein richtiges Herrenhaus, ein Schloß, errichtet, ist der Reichsgraf August Christoph von Wackerbarth, Generalfeldmarschall und Kabinettsminister des ersten sächsischen Polenkönigs. Wackerbarths Ruhe entsteht auf von Raundorfer Bauern zusammengekauften Feldern in den Jahren 1727—29 vor den ehemals stiftisch-meißnischen Weinbergen, dem Bischofsberg, dem Grünwald, dem Wurzenener Gäßberg. Etwa drei Jahrzehnte bleibt es in gräßlich Wackerbarth'schen Besitz. Dann geht es durch viele Hände, wird abgerundet, geteilt, wieder zusammengekauft. Die Grafengeschlechter Rex und Hohenthal sind ebenso vorübergehend Besitzer wie bürgerliche Kaufleute und freiherrliche Bankiers, die Herren von Gregory. Schließlich erhält dieser älteste, erhaltene Herrensitz noch einmal und auch nur vorübergehend erneuten Glanz durch den Großneffen des Erbauers, durch den „Rauhgrafen“ August Ludwig von Wackerbarth, um dann jahrzehntelang wieder aus einer Hand in die andere zu wandern und schließlich dem langsamen Verfall preisgegeben zu werden. Heute gehört das Besitztum, das einst in seiner ganzen Ausdehnung Stiftslehn Meißens war, dem Staate, dem Innenministerium.

Entstand der erste eigentliche Herrsitz des nachmaligen Niederlöbniß an dessen Randgebiet, das ursprünglich zum Teil nach Raundorf gehörte, so wuchs am anderen Ende, an der Grenze mit dem späteren Oberlöbniß eine andere Besitzung um diese Zeit empor, der heutige „Grundhof“, der in seinen ältesten baulichen Bestandteilen noch heute in Ursprünglichkeit erhalten ist. Die Gräfin Reibschütz soll hier gehaust haben, jene Frau, die während der kurzen Regierungszeit Johann Georg IV. eine so unerfreuliche Rolle am sächsischen Hofe spielte. Soll! Denn die älteren Besitzverhältnisse jenes Weingutes sind noch ziemlich wenig aufgeklärt, da die Gerichtsbücher des Justizamtes Dresden 1760 durch einen Brand vernichtet wurden.

In der Mitte zwischen diesen beiden Besitzungen lag das Weingut des kurfürstlichen Hauskellers Friedrich Noos, der heutige *Altfriedstein*, den derselbe um 1740 besaß. Die Grundmauern und Kellereien des heutigen Gebäudes sollen noch von jenem kellermeisterlichen Bauherrn herrühren, der, wie unsere Pfarrakten berichten, 1742 abbrannte. Das heute noch vorhandene Gebäude, oder vielmehr der nach der greulichen Verunstaltung noch verbliebene Rest desselben ist nach jenem Brande errichtet worden. Zu Noos Zeiten umfaßte das Grundstück alle Berge herab bis zur Bornstraße, bis zu den sogenannten Bornbergen. Noos verkaufte seine Besitzung an den Grafen Brühl, in dessen Erbmasse sie 1768 mit 20 000 Taler Wert

eingesetzt wurden. 1784 erwarb sie nach anderen Besitzern die Gräfin Zinzendorff auf Gauernitz, die den großen *Lixoriusberg*, welcher das gesamte Gelände der heutigen unteren Alleestraße, der Carolastrasse und des Grundstückes Friedrichstraße 1 umfaßte, noch dazu kaufte. Weitere Besitzer des Gesamtgrundstückes waren ein Major Senft von Pilsach als Erbe der Gräfin Zinzendorff, der es an den Kaufmann Ludwig Pilgrim veräußerte, Carl Sidmann, Georg Schwarze, und schließlich, ohne sie alle aufzuzählen, Franz Thienemann und C. Vamsbach, der den Besitz zerstückte. Pilgrim gab dem bis dahin den Namen „*Mon repos*“ tragenden Weingut 1818 den Namen „*Der Friedstein*.“

Der jetzige *Neufriedstein*, das *Pfarrbüchtereim*, der aus dem alten „*Wehlener Berg*“, dem *Schildberg* und der *Sandleithe*, letztere zwischen dem *Neufriedsteinweg* und der *Friedrichstraße* gelegen, bestand, gehörte von 1821—1844 zum *Friedsteinbesitz* und erhielt seinen Namen, nachdem er 1844 von diesem abgetrennt wurde. Seitdem heißt der eigentliche *Friedstein* zum Unterschied vom „*Neufriedstein*“ der „*Altfriedstein*“. Ein Vorbesitzer des *Wehlener Berges*, der Leipziger Kaufmann Johann Georg Ehrlich, erbaute auf dem Gipfel desselben 1771/72 den *Friedsteinpavillon*, der heute den ganz unbegründeten Namen „*Das Mätressenschlößchen*“ führt. Die Erklärung des Namens damit, daß August der Starke das *Schlößchen* für eine seiner Mätressen erbaut haben soll, ist heute zwar landläufig, aber in Hinsicht auf das Erbauungsjahr völlig haltlos und unsinnig.

Der in der Nachbarschaft des *Friedsteinpavillons* aufragende *Rundbau* des *Jakobsteins*, ein Wahrzeichen der Löbniß, entstand 1748, als der Hofböttchermeister Jacob Krause Besitzer des der *Fliegenwedel* genannten Weinbergs war. 1714 erwarb der Dresdener Advokat *Kaspar Kober* in den Kößchenbrodaer Weingebirgen einen alten Weinberg, den heutigen *Minkwischen Berg* an der *Hohenzollernstraße*. Kober, der in der Kößchenbrodaer Kirchengeschichte eine Rolle gespielt und dessen Marmorbüste und die seiner Gattin und seiner Tochter, ehemals in der Begräbniskapelle seiner Familie, heute noch in der Kirche aufbewahrt werden, ist der Schöpfer des *Minkwischen Herrenhauses* und des hoch auf dem Berge thronenden *Weinbergshauses*, dessen Portal noch heute sein und seiner Frau *Allianzwappen* trägt. Der östlich davon gelegene *Berg*, zu dem die heutigen Grundstücke *Hohenzollernstraße 9, 11, 13, 20*, sowie *Finstere Gasse Nr. 2* gehören, führte im 18. Jahrhundert den Namen „*Der schöne Knecht*“. Ein uralter *Berg*, der älteste überhaupt mit Namen und der Lage nach bekannte, ist der westlich an den *Minkwischen Berg* grenzende, der heute durch die Grundstücke *Hohenzollernstraße 42 und 44* repräsentiert wird. Es ist jener „*Lezenitzberg*“ der *Burggrafen* von *Dohna*, den diese 1286 dem *Dresdner Maternihospital* schenkten und



Niederlöbnitz um 1600.

Nach Matthias Deber, Kurfürstlicher Marktscheider, † 1614.

Die nebenstehende Kartenskizze ist der im Sächsischen Hauptstaatsarchiv befindlichen Karte der Landesaufnahme von 1578 bis 1600 durch Matthias Deber entnommen. Sie zeigt die Ausdehnung der Weinberge (punktiert) zu damaliger Zeit. Erkennbar sind die heutige Moritzburger Straße (senkrecht), die Vorstraße, (Buhrgäß), die Grenzstraße (der alte Viehweg), die Winzerstraße (Hausgasse) und ihre östliche Fortsetzung, die Friedrichstraße, ferner die heutige Hohenzollernstraße (hohe Gasse), die Mohrenstraße, Ringstraße, Jägerhoffstraße und Jagdweg, der von der Friedensburg (8 die Bloeh) nach der Altm führende Weg die Burgstraße (9 die Kerbe) und der heutige Waldpark (10 die Leupe). Eingestreut in die Weinberge sind die damals vorhandenen Häuser von Niederlöbnitz erkennbar. Links am Ende der Vor-, Grenz- und Winzerstraße ist noch Wald eingezeichnet (Striche). Das Gebiet zwischen Moritzburger- und Friedrichstraße (11) bezeichnet die Karte als Naundorfer Sandberg, das Mohrenhausgebiet wird als „Hübel“ aufgeführt, dahinter die „Ebendt“. Die „Aue“ von Kößichenbroda zeigt schon damals einen reichen Obstbaumbestand das Elbgäßchen ist vorhanden, eben so das frühere Marktgäßchen, der heutige Teil des Gradsteiges zwischen Vorwerk- und Hauptstraße. Erkennbar ferner ist deutlich die Abtrennung des Marktes vom eigentlichen Dorfe durch die ehemalige Gemeindefleischerei.

der als Spittelberge seit jenem Jahre bis 1833 im Besitz des Dresdener Rates war. Dieser verkaufte den Berg, der dauernd Buschwerk erforderte, im angeführten Jahre an Benno von Roemer auf Böhain. 1834 kam ein Teil der Spittelberge durch Kauf zum Komplex der heutigen Friedensburg, woraus der etwas romantisch anmutende Name Römerberg für die Weinberge der Friedensburg entstanden ist.

Der nächste Nachbarberg des Spittelberges war der Berg, den heute die Friedensburg krönt. Ursprünglich reichte das ganze Weinbergsgelände, wie bei allen anderen Bergen, herunter bis zur heutigen Hohenzollernstraße, heute ist es von der Mathildenstraße durchschnitten. Der Berg fand seine natürliche westliche Begrenzung an der Einschluchtung der heutigen Burgstraße, der Kerbe. Seine ältesten bekannten Besitzer waren die Miltize auf Scharfenberg anno 1590. Sein Name hat ebenso oft gewechselt, wie seine vielen Besitzer. Der älteste aus dem 15. Jahrhundert bekannte Name lautet der Chem-

nitz. Noch im Beginn des 17. Jahrhunderts ist er sogar amtsgebräuchlich. Der große Berg hat dasselbe Schicksal gehabt wie die von Waderbarths Ruhe. Ursprünglich ein Ganzes, wurde er geteilt, wieder vereinigt, wieder geteilt und wieder zusammengekauft, so daß man über die einzelnen Parzellen desselben heute völlig im Unklaren ist. Einzelne Teile trugen die Namen Hausberg, Schenkenberg, der Krausische, der Strauchische Mittelberg, der Mauer-, Fischer- und Göheberg, der Brodkorb, nach einem Besitzer Dr. Brodkorb 1713. Teile davon hießen auch der Galer. Als der Römer wird ein Teil bezeichnet, der von dem nebenanliegenden Spittelbergo abgetrennt wurde, den ein Herr von Roemer 1833 besaß. 1849 kam das ganze Besitztum, alle die verschiedenen Bergteile die ihre Eigennamen trugen, in den Besitz der Winzerfamilie Gießmann. Gebäude haben schon seit dem 17. Jahrhundert dort oben und an der Kerbe gestanden. 1720 wird ein Wohnhaus daselbst erwähnt. (Darum „Haus“berg).

Eine nach und nach zusammengekaufte Besitzung, die in der Hauptsache auch im 18. Jahrhundert sich zu ihrer späteren Einheit entwickelte, ist das heutige Mohrenhausgrundstück. Dessen sonderbarer Name ist aus einer Flurbezeichnung für zwei zu demselben gehörende und die Mohrenköpfe genannte Bergkluppen entstanden. Ursprünglich, um 1720 herum, wurden diese beiden Hügel, die anscheinend auch Weinberge getragen, der Forchheim und der Dieteloff genannt, jedenfalls nach früheren Eigentümern. Die meisten Weinbergsnamen sind aus Besitzernamen entstanden und nur verhältnismäßig sind wenige von besonderen Eigenschaften der betreffenden Berge abgeleitet oder Phantasiennamen. Dazu gehört der alte „Nierenberg“ auf dem die Sektellerei Bussard, die Grundstücke Nr. 36, 38, 40 und 42 der Moritzburger Straße, ferner Nr. 2 und 8 der Weinbergstraße und 1 und 5 der Karlstraße stehen, und der erwähnte „Schöne Knecht“, ferner der nicht mehr zu lokalisierende „Goldene Raß“. (Fortf. folgt).

Hirschbrunst im Charandter Walde.

Von A. Jäpel, Wilsdruff.

Wenn vergoldeter Sonnenschein über dem dunkelgrünen Nadelkleide des Charandter Waldes liegt und dazwischen das goldgestricke Laubkleid der mächtigen Buchen den farbenreichen Zauber des Herbstes verkündet, wenn im Abenddämmer die Hirsche aus der Dichtung röhrend äugen und leidenschaftlich auf die links und rechts der Triebisch ausgedehnten Waldwiesen zum Liebeskampfe trollen, wenn langsam die silberne Mondkugel über dunklen Baldkronen aufsteigt, dann enthüllt der Charandter Wald dem Wald- und Natur-

freunden sein beglückendes Geheimnis, dann ist schön, in seinem Waldesdunkel dem Brunstgeschrei zu lauschen und den Kämpfen der Hirsche beizuwohnen. — Feierliche Waldesstille! Feierabendstille! Der Tag will zur Rüste gehen. Im tiefen Westen verzittert der Glanz der Sonne und spiegelt sich an den zwölf Ueberhängern am Vorschelweg — den höchstschäftigen Kiefernstämmen. Der Weg führt nach den Triebischwiesen, längs des Wiesengrundwegs hinab bis ungefähr zum Jungferntein. Da wird plötzlich durch das Ge-

strüpp vom Flügel her ein vielendiges Geweih sichtbar, und schon steht jenseits der Triebisch der ganze Kapitalhirsch in seiner majestätischen Pracht da. Nur einen Augenblick verhosst der König der Wälder, dann zieht er wieder ab nach dem nachumhüllten Dickicht, um die genossenen Freuden der Liebe abklingen zu lassen.

Mondlicht leuchtet die von deutschem Walde dicht umschlossenen Triebischwiesen. Aus mehreren Jagden sind in Abständen verschieden auftauchende Hirsche vernehmbar. Ein Alttier meldet aus dem anle-

genden Dickicht seine Anwesenheit. Es folgen dem Leitstiere nach drei bis vier geringere Tiere und schließlich in einiger Entfernung ein „Sechzehnder“.

Plötzlich wird die feierliche Nachstille durch ein ungestümes Brechen in den angrenzenden Jagen gestört, und schon durchstößt ein aufbegehrendes Röhren die seitlich liegende Richtung. Der Schrei schwillt an zur Stärke eines rollenden Donners, Selbstbewußtsein, Liebesbegier, Eifersucht und Kampfeslust ankündigend.

Jetzt äugt der Kapitalhirsch. Sein Nebenbuhler antwortet rauh. Mit weit ausgelegtem Geweih naht er sich den mondbeschiedenen Triebwiesen. Leichte Nebel-

schwaden verhüllen das Tal und bringen die ganze Situation in eine eigentümliche Spannung. Der Kapitale, der bis dahin ein stolzes Hagestolzleben geführt hat, will den Sechzehnder die Herrschaft über das Kahlwildrudel streitig machen.

Fallholzbrechen, rascheln, poltern und schlagen! Langsam naht das Rudel sich den Waldwiesen, dem eigentlichen Kampfplatze. Der Plahhirsch hält beim Rudel, umkreist es eifersüchtig, zieht dann und wann rüchelnd hin und wieder um Weihirche abzuschlagen. Noch einmal umkreist der Plahhirsch sein Rudel. Bald stehen sich die beiden Rivalen gegenüber. Der Kampf hebt an!

Rüchelnd und keuchend gehen die Gegner aufeinander los. Da — schon ein Wanken und Weichen — der Unterlegene zieht ab. Der Sechzehnder behauptet als Stärkster das Kampfgebiet. Es ist ein eigenartiger Reiz, mit anzusehen, wie ein Nebenbuhler von dem benachbarten Brunstplatz hinüberwechselt und die Hirsche auf der Wiese austraten, um ihre urwüchsige Kraft mit dem Schläge der Geweihe zu messen.

„Und aus dem Walde, wild und wunderbar
[kam
erscholl der Hirsche kriegerische Stimme“.

Eine Fahrt durch Deutschlands Marmorbrüche.

Von Dr. Seider, Groß-Kunzendorf.

Nicht nur durch fast ganz Deutschland, sondern auch durch ausnahmslos schöne Gegenden würde uns der Weg bei einer solchen Besichtigungsreise führen. Bergland ist die Heimat des deutschen Marmors, also schon ohnedies ein Anziehungspunkt für den Naturfreund. Ebenso abwechslungsreich wie das Landschaftsbild sind die Länder, die wir zu besuchen haben. Bayern, die Alpen und das Fichtelgebirge, Franken, Hessen-Nassau, Westfalen, Thüringen und Schlesien liefern deutschen Marmor. Meisterhaft hat es die Natur verstanden, diesen herrlichen Naturstein über die deutschen Lande zu verteilen.

Solange Menschen bauen und ihre Wohnstätten schmücken, solange ist der Marmor bekannt und gern verwendet. Wir bewundern ihn in den Bau- und Kunstwerken der Griechen und Römer, wir finden ihn in den Palästen des Morgenlandes, und wir können uns von seiner Schönheit in zahllosen Schlössern und Kirchen Deutschlands überzeugen. Noch weit größer ist aber das Verwendungsbereich von Marmor zu allen erdenklichen Zwecken der Jetztzeit geworden. Ein Beweis dafür, daß Marmor besondere Vorzüge aufzuweisen hat, die durch andere Baustoffe nicht ersetzt werden können. Es gibt keinen Ersatz für Marmor!

Entstanden aus den Ablagerungen auf dem Meeresboden, hat der Marmor eine Entwicklung von Millionen von Jahren durchmachen müssen, bevor sich dieser herrliche Naturstein bildete, den die Geologie als Kalkstein bezeichnet. In dieser natürlichen Entwicklungsgeschichte liegen die Wesensmerkmale des Marmors als Baustoff begründet. Der gewaltige Erddruck hat die Gesteinsmassen fest zusammengedrückt, so daß der Stein durch die enge Verbindung seiner einzelnen Teilchen die notwendige Härte und Haltbarkeit aufweist. Hinzu tritt außerdem die mannigfaltige und wirkungsvolle Farbenbildung durch Zersetzung tierischer und pflanzlicher Stoffe. Durch Erdbewegungen wurden diese Farbenspiele durcheinander gemengt, und so entstanden die heutigen Marmore, deren Farbwirkungen in den vorhandenen Schönheiten von keiner Menschenhand nachgebildet werden können.

Sehr wichtig für Deutschland ist das Vorhandensein fast aller Spielarten im eigenen Lande, wodurch wir nicht auf das Ausland angewiesen sind. In großen Umrissen können wir sagen, daß Oberbayern, Hessen-Nassau, Teile von Westfalen und Thüringen die bunten Sorten, Oberfranken, Westfalen die schwarzen, Mittelfranken und das Land bei Kehlheim die gelben, und Schlesien die hellen, kristallinen Sorten liefern. Die Vorkommen liegen in Oberbayern bei Bad Nibling in der Nähe des Tegernsees, in Hessen-Nassau im Lahntal bei Weilburg, in Westfalen in den Kreisen Brilon, Meschede und Olpe, in Thüringen bei Saalburg, in Hof selbst und in seiner nächsten Umgebung, in Franken in der Gegend von Weisshaus und Treuchtlingen sowie in Kehlheim an der Donau, und schließlich in Schlesien in Groß-Kunzendorf bei Reize O.-S. Insgesamt sind etwa 90 deutsche Marmorarten festzustellen, die in ihren Arten gänzlich verschieden voneinander sind.

Der Abbau erfolgt unter Verwendung aller technischen Hilfsmittel, ist jedoch je nach Lagerung des Gesteins verschiedenartig. Gemeinsames Ziel aller Abbauarbeiten ist aber die Gewinnung größtmöglicher Blöcke, die für die Weiterverarbeitung notwendig sind. In geschlossenen Marmorlagern, also Gesteinsmassen, die nicht von andersartigen Schichten unterbrochen werden, erfolgt der Abbau durch Drahtseilzüge, die den Block herausschneiden. Demgegenüber wird der Marmor im Juragebiet in Blöcken aus den Marmorbänken abgespalten. Ist das Marmorvorkommen unregelmäßig gelagert, und sind Einlagerungen vorhanden, so müssen die einzelnen Blöcke, die oft gewaltige Ausmaße haben, zunächst freigelegt werden, um dann mit maschineller Hilfe aus der Bruchwand herausgezogen zu werden. Sprengungen werden nach Möglichkeit vermieden, um den Stein nicht irgendwie zu beschädigen. Im allgemeinen wird lediglich der Abraum weggesprengt. Ist der Block freigelegt, so wird er mit Preßluftschlämmern bearbeitet, um ihm eine möglichst rechtwinklige Form zu geben, um die sich anschließenden Säge-

arbeiten wirtschaftlich zu gestalten. Kran- und Feldbahnanlagen übernehmen den Weitertransport zum Marmorzägewerk.

Einen langen Verarbeitungsweg hat der aus dem Bruch gewonnene Rohblock vor sich. In den Sägen wird er zerschnitten, dann von Steinmehlen bearbeitet, und in den Polierwerkstätten erhalten die Platten oder sonstigen Arbeiten die glatte Politur, durch die erst die schönen Farbenspiele voll zum Ausdruck kommen.

Außerordentlich sehenswert sind diese Marmorwerke. Man muß erstaunt feststellen, wie sich der einst so ungefüge Block von Abteilung zu Abteilung verwandelt. Am Ende dieser Bearbeitung sehen wir ihn wieder als Grabstein, als Wand- oder Fußbodenverkleidung, als Fensterbank, Treppe oder Kaminverkleidung, als Waschtisch, Nachttischplatte, Schalltafel oder kunstgewerblichen Gegenstand. Für alle diese Arbeiten wird der Marmor wegen seiner Haltbarkeit und Schönheit bevorzugt. Ein Beweis für seine Beliebtheit mögen auch die ständigen Versuche sein, ihn auf künstlichem Wege nachzuahmen. Jedoch läßt sich die Natur nicht nachahmen, und alle diese Versuche reichen nicht annähernd an den Naturmarmor heran. Es fehlt die Farbenpracht und vor allem die Dauerhaftigkeit des Natursteins. Deutschlands Marmorbrüche förderten im Jahre 1929 rund 290 000 dz. Marmorrohblöcke, zweifellos eine recht ansehnliche Leistung, wenn man denkt, wie viel sorgfältige und zeitraubende Arbeit bei der Gewinnung notwendig ist. Die deutschen Marmore sind herrliche Natursteine, die volle Beachtung im deutschen Volke verdienen, die aber auch im europäischen Ausland wie in überseeischen Ländern geschätzt sind.

Herbst.

Daß schon die Maienzeit vorüber
ich war es lange mir bewußt,
die leichten Wolken wurden trüber,
die Rosen welkten an der Brust.
Wenn aber Du mit herbem Munde
die Blumen des Verwelkens zeichst
ist mir als zög in solcher Stunde
auch aus der Welt der Liebe Geist.

Udo Christian



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5 o Fernsprecher Sammel-Nr. 11641.
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschbroda.



Nr. 21. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Oktober 1930

Niederlöbnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruth.

(Fortsetzung.)

Mit dem beginnenden 19. Jahrhundert tritt das Weinbergsgebiet von Niederlöbnitz in ein neues Stadium der Entwicklung. Die Glanzzeit von Hoflöbnitz ist vorüber, mit ihr auch die von Niederlöbnitz. Drüben über dem Löbnitzbach sind die prunkvollen Feste des Hofes veranicht, die Winzerfeste und Bauernwirtschaften, die August der Starke und noch mehr sein Sohn August der III. im Hoflöbnitzschloßchen veranstaltet hatte. Auf der andern Seite ist auch der kurze Glanz erloschen, der sich um Wackerbarths Ruhe wob, und das auch den Brühlischen Besitz Mon repos umstrahlte. Die Zeit wurde nüchterner. Dafür hatten die Nachwehen der friederizianischen Kriege gesorgt; dafür sorgten weiter die napoleonische Zeit und ihre Folgen. Dazu kam, daß auch der Weinbau langsam aber sicher immer unwirtschaftlicher wurde, wenn sein Niedergang auch sich durch Jahrzehnte hinzog und mit allerlei Mitteln aufzuhalten versucht wurde. Die Preise der Weinberge waren rapid gesunken, schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. So wurde schon 1755 in dem Vorläufer des heutigen Dresdener Anzeiger ein Niederlöbnitzer Weingut, dessen Berg 112 Pfahlhausen umfaßte (1 Pfahlhausen war eine Bergfläche von 20x20 Schritt Größe) und das außerdem über 100 Obstbäume aufwies, einschließlich eines Herren- und eines Winzerhauses und Stallung für 8 Kühe für 500 Taler ausbezogen. Als Wackerbarths Ruhe von der Witwe des Adoptivsohnes des Erbanners, von der Gräfin Wackerbarth-Salmour laut Testamentsbestimmung 1768 freihändig verkauft werden sollte, meldete sich überhaupt kein Liebhaber. Am 22. September desselben Jahres wurde versucht, das auf 22 047 Taler gerichtlich taxierte Weingut samt allen Gebäuden zu versteigern. Das erste und einzige Gebot lautete — 2000 Taler! Am 18. November 1768, bei einer nochmaligen Versteigerung, ging es schließlich für 8600 Taler weg. Der Fliegenwedel, ein neben der Wackerbarthschen

Besitzung liegender Weinberg, der 1810 mit 3100 Talern gekauft worden war, ging 1815 für knapp die Hälfte, für 1500 Taler bei einer Zwangsversteigerung in andere Hände. Und für die Ebendberge wurden 1844 in einer Subhastation ganze 78 Taler bezahlt. — Daß es mit der Wirtschaftlichkeit des Weinbaues von jeher seinen gewaltigen Haken gehabt hat, das beweist auch schon jene Verfügung vom 10. August 1684, die Johann Georg III. erließ, und die kurzer Hand die Neuanlage von Weinbergen an Orten, die zum Getreidebau tauglich, verbot. Damit wurde jener wilde Weinbau, der auch auf Bauernfelder übergreif und die bäuerliche Steuerkraft nachteilig beeinflusste, unterbunden. Der wirtschaftliche Niedergang des Löbnitzer Weinbaues veranlaßte schließlich auch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts den Rat zu Dresden, seinen uralten Löbnitzer Besitz, die Spittelberge, zu veräußern. Das Dresdener Bartholomäushospital hatte schon ein Jahrhundert früher sich seines Neu-landberges entledigt, nachdem eine Durchschnittsberechnung ergeben, daß derselbe dauernd Zuschuß erforderte. Auch der Köhlschbrodaer Kirchenrat stieß seine seit Alters zum Kirchenvermögen gehörigen Weinberge allmählich ab.

In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts wandern in die Niederlöbnitz, wie der Landstrich allmählich auch amtlich genannt wurde, einige Familien ein, die sich noch einmal und auch mit einigem Erfolg für den niedergehenden Weinbau einsetzten. Der Leipziger Kaufmann Ludwig Pilgrim, der schon vorher den Altfriedstein angekauft hatte, erwarb 1820 das Mohrenhaus, ferner der Kaufmann Georg Schwarze, der eben diesen Altfriedstein übernahm, und 1825 kaufte Oberforstmeister von Bredow die ehemals Koberische Besitzung. Diese drei Familien und die etliche Jahre später zuziehende Familie Sidmann wurden für die Geschichte von Niederlöbnitz von besonderer Bedeutung. Das Mohrenhaus Pilgrims wurde

ein Sammelpunkt für die Dresdner schöngeistige und gelehrte Welt. Ludwig Tiedt, Tiedge, Elisa von der Recke, Carl Maria von Weber, Hofrat Winkler, Koryphäen des biedermeierlichen Dresdens, die zu dem seinerzeit berühmten „Dichtertee“ gehörten, verkehrten ebenso in dem gastfreundlichen Weinbergshause, wie Gottlieb Reiffiger, Robert Reinick und andere. Aber Pilgrim hatte nicht nur schöngeistige Interessen, er suchte auch dem niedergehenden Weinbau auf eine Weise zu helfen, der den vollständigen Verfall desselben um Jahrzehnte hinauschoß. Oberforstmeister von Bredow hatte schon Ende der zwanziger Jahre erfolgreiche Versuche mit der Verwendung des Niederlöbnitzer Weines zur Erzeugung von Champagner gemacht und Pilgrim war der Ueberzeugung, daß mit der Einführung der Schaumweinfabrikation im Großen der Löbnitzer Weinbau noch rentabel gestaltet werden könne. Den Weinbergbesitzern sollte damit eine lohnende Verwertung ihrer Trauben geschaffen werden. So entstand 1836 die Champagnerfabrik Niederlöbnitz, die heutige Sektellerei Bussard, die denn auch bis zur Vernichtung des Löbnitzer Weinbaues durch die Reblaus in den achtziger Jahren ausschließlich Löbnitzer Rebsorten verarbeitete und dann erst ihre Fabrikation auf Rhein- und Moselgewächse umstellte. Daß trotzdem die Löbnitzer Weinbauern allmählich die Lust am Weinbau verloren, das wird in der Festschrift, die anlässlich des großen Winzerfestes von 1845 vom Weinbauverein herausgegeben wurde, klar ausgesprochen. Der Festzug, die Ausstellung von Weintrauben und Wein, das ganze damalige Fest wurde, wie ausdrücklich gesagt wurde, veranstaltet, um die breite Öffentlichkeit auf den sächsischen Weinbau aufmerksam zu machen und die Winzer zu neuem Fleiß und zu neuer Lust zum Weinbau anzuregen. Trotz alledem büßte der Weinbau von Jahr zu Jahr mehr und mehr an Umfang ein, so daß Schubert 1862 in seiner Weinbauchrift eine ganze Reihe

Weinberge anführt, die ausgehakt und zu Ackerland gemacht worden waren. So waren damals als Weinberg schon die Vorberge, die Vorleiten, die Berge an der Bornstraße und eine ganze Reihe anderer namentlich angeführter Weinberge zu Feld umgestaltet oder als Bauland verwertet worden. Das Gebiet von Niederlöbnitz wandelte sich erst langsam, schließlich aber immer schneller vom reinen Weinbaugebiet zum emporstrebenden Wohnort. Die wenigen Weinbergshäuser des 17. und 18. Jahrhunderts hatten sich bis zum 1. Drittel des 19. Jahrhunderts (1832) auf 85 bewohnte Gebäude vermehrt und die Einwohnerzahl war auf etwa 300 angewachsen.

Kirchlich gehörten alle diese „Weinbergshäuser“, wie sie immer noch genannt wurden, zur Pfarodie Köbschenbroda, und auch das Schulverhältnis band alle diese Einzelbestimmungen und ihre Bewohner an den Pfarrort. Sonst aber schwebten sie völlig in der Luft. Das führte natürlich zu Zuständen, die immer unhaltbarer wurden, je mehr die Einwohnerzahl der verstreuten Wohnstätten anwuchs. Ganz besonders war es die Frage der Heimatberechtigung und damit die der Armenversorgung, die unbedingt auf eine Lösung hindrängten. Die Altgemeinde Köbschenbroda hatte gar keine Neigung, die aus jenen Rechtsfragen resultierenden Lasten auf sich zu nehmen, da ja die Besitzer der Niederlöbnitzer Grundstücksbesitzer auch zu den Kommunallasten des Ortes, abgesehen von den Kosten der Gerichtstage, nicht heranzuziehen waren, und auch keine Bereitwilligkeit dazu zeigten. Köbschenbroda konnte beispielsweise die Militärleistungen nicht mit auf diese Niederlöbnitzer Grundstücke verteilen. Diese waren viel mehr davon, wie von manchen anderen Lasten, befreit und unterstanden steuerlich dem Gerichtsamt Dresden direkt. Irgend eine Lösung mußte aber geschaffen werden. Die Niederlöbnitzer waren jedoch ihrerseits durchaus nicht geneigt, sich zu einer regelrechten Dorfgemeinde zusammenzuschließen, widerstrebten vielmehr dieser Regelung der schwebenden Fragen ebenso, wie einem eventuellen Anschluß an die Gemeinde Köbschenbroda. So kam man denn zu Anfang der 30er Jahre auf die Bildung eines Vereins zu, der sich zur gemeinsamen Erfüllung der Pflichten hinsichtlich des Heimatrechtes und damit der Armenversorgung seiner Angehörigen zusammenschloß. Hätte die Gemeinde Köbschenbroda damals die künftige Entwicklung dieses neuen Kommunalgebildes vorausgesehen, so würde man sicher auch schon auf das eigentlich Nächstliegende, auf eine Einbeziehung sämtlicher Berghäuser in den Verband der Gemeinde gedrungen haben, wie man es nach reichlich 10 Jahren vorgeblich versuchte. So aber schaute man sich in heute unbegreiflicher Kurzsichtigkeit vor der Uebnahme der damit entstehenden Pflichten und ließ den Dingen ihren Lauf. Nach mancherlei Vorbesprechungen untereinander und mit den zuständigen amtlichen Stellen wurde schließlich 1832 in Niederlöbnitz der Weinbergverein errichtet und seine Rechte und Pflichten und die

seiner Mitglieder in der Organisationsurkunde vom 8. Februar 1832 festgelegt, die heute noch im Stadtarchiv von Köbschenbroda vorhanden ist. Dieses umfangreiche Aktenstück ist von 85 Besitzern unterzeichnet und regelt in 25 Paragraphen deren gegenseitiges Verhältnis.

In der Vorrede dieser Urkunde, der Präambel, wie es heute heißt, werden die allgemeinen Grenzen des Vereinsgebietes, die Lage der Grundstücke benannt, die sich zum neuen Kommunalverband zusammenschließen sollten, und es wird ausdrücklich des jahrhundert alten Zustandes der vollständigen Unabhängigkeit der einzelnen Grundstücke untereinander und zu den angrenzenden Dorfgemeinden Erwähnung getan. Im Wortlaut heisst jene Vorrede folgendes:

Die jenseits der Meißner Straße vom rechten Ufer der Löbnitzbach bis in die Gegend von Zischewig das Elbtal abwärts unter Jurisdiktion des wohlhbl. Justizamtes zu Dresden gelegenen Weinberggrundstücke haben von jeher weder unter sich noch mit irgend einer der angrenzenden Dorfgemeinden in irgend einen Kommunalverhältnis gestanden, sind vielmehr von jeher als *singuli* betrachtet und behandelt, und mit allem auf dem Dasein einer Gemeinde beruhenden Leistungen verschont worden. Nachdem jedoch in Beziehung auf das Polizei- und Armenwesen der Zusammentritt dieser Weinberggrundstücke zu einem Vereine sich als unumgänglich ergeben hat, so ist derselbe unter allerhöchster Bestätigung auf folgende Bestimmungen konstituiert worden:

Des weiteren wird im § 1 festgelegt, daß sich die Grundstücke nur zum Zwecke der Regelung des Polizei- und Armenwesens zusammenschließen und daß die Vereinigung den Namen

Niederlöbnitzer Weinbergverein

führen soll.

Wesentlich für die öffentlich-rechtliche Stellung des Vereins war der zweite Paragraph, der wörtlich besagt, daß der Verein lediglich den Zweck hat: „Die Erleichterung der nötigen Polizeiaufsicht und Fundierung einer Anstalt zur Unterbringung und Versorgung in diesen Bezirk gehöriger verarmter Personen.“ Es soll also ein Heimatbezirk errichtet und die daraus resultierenden Pflichten gemeinsam übernommen und die Kosten dafür getragen werden. Ausdrücklich werden aber alle übrigen Pflichten einer regelrechten Gemeinde „namentlich in Beziehung auf Militärlasten, Straßenbauten usw.“ abgelehnt und sich dagegen verwahrt, daß dem Verein etwa „in irgend einer Beziehung „die Qualitäten einer Gemeinde oder „Commune“ beigelegt würden. Weiter wird ganz besonders die Errichtung eines Feuerhauses, sowie die Anstellung eines Tag- und Nachtwächters ausgeschlossen. An „Vereinsbeiträgen“ zur Deckung der erwachsenden Unkosten des Polizeiwesens wurde je Feuerstelle eine Abgabe von 2 Groschen festgelegt und eine Besitzwechselabgabe von 6 Pfennigen für je 100 Taler Kaufgeld eingeführt. Gemeinsam mit dem Oberlöbnitzer Weinberg-

verein sollte ein Armenhaus errichtet werden. Um aber die armenrechtlichen Verpflichtungen des Vereins möglichst einzuschränken, bestimmt die Urkunde, daß sich sämtliche Mitglieder der Aufnahme aller „Individuen“ enthalten sollen, die eventuell der Vereinigung armenrechtlich zur Last fallen könnten. Ja sogar die Aufnahme von Sommergästen sollte dem Einzelnen nur mit Zustimmung aller Vereinsangehöriger gestattet sein. Wer dieser Bestimmung zuwiderhandelte, mußte etwaige Versorgungsansprüche seiner Untermieter selbst befriedigen.

Den Verein vertraten rechtlich 5 Repräsentanten und die nötig werdenden Versammlungen desselben erhielten den Namen „Convente“. Die ganze Verwaltungseinrichtung entsprach also fast vollständig der der Altgemeinden. Der erste „Vorstand“ war Johann Gottfried Lange und das erste Gemeindeverordnetenkollegium bestand aus „Repräsentanten“ Hilliger, Sidmann, Georg Schwarz und Gottfried Rothe.

Eine der ersten Amtshandlungen der Repräsentanten war die Auseinandersetzung derselben mit dem Köbschenbrodaer Schullehrer Keller über dessen Verlangen, ihm das Deputatholz für die Schule anzufahren und zu spalten. Das war ein verbrieftes Recht des Schullehrers, das auch anstandslos von den beiden anderen Schulgemeinden Köbschenbroda und Fürstenthain erfüllt wurde, das aber das neue Niederlöbnitz nicht anerkennen wollte. Schließlich mußte die Aufsichtsbehörde, das königliche Justizamt, eingreifen und die auf ihre Weigerung beharrenden Niederlöbnitzer zur Reize bringen. Um 1834 hört man anlässlich der Verhandlungen wegen des Reicheshanfrechtes der neuen Vereinsgemeinde, daß sich der Ort inzwischen vergrößert hat, die Zahl der Häuser ist auf 90 gewachsen und die Einwohnerzahl auf über 400. 1836 wird das Armenhaus erbaut, und zwar auf fiskalischem Gebiet. Der Bau wurde Maurermeister Göbe für 484 Taler übertragen. Die Gemeinde Bahnsdorf hatte zwar gegen die geplante Errichtung desselben im Löbnitzgrunde Verwahrung eingelegt, war aber abgewiesen worden.

Mit welcher geringen Summen die Gemeindefasse damals arbeitete, zeigte eine Abrechnung der Polizeikasse des Jahres 1836, in der eine Ausgabe von 32 Talern 9 Groschen 6 Pfennigen einer Einnahme von 33 Talern 23 Groschen 3 Pfennigen gegenübergestellt wird. Das Jahr 1835 stellte die junge Gemeinde außer vor die Notwendigkeit der Erbauung eines Armenhauses noch vor eine andere schwerwiegende Frage. Die Schule von Köbschenbroda, das kleine Gebäude im Winkel, das 1805 nach einem großen Brande neu aufgebaut worden war, entsprach nicht mehr der immer mehr anwachsenden Zahl der Schulkinder. Man hätte ein neues Gebäude errichten müssen. Dagegen verfügte die Behörde, daß die Schulfrage dadurch gelöst werden solle, daß Niederlöbnitz ausgeschildet werde und einen eigenen Schulbezirk mit selbständigem

Schulhaus zu errichten habe. Dazu kam noch, daß in Lindenuau noch immer das System der Reihenschule bestand, das durch das neue Schulgesetz von 1885 nicht mehr zulässig war. Die Kreisdirektion legte deshalb das neue Niederlöbnitz und das alte Lindenuau schulisch zusammen, errichtete für die beiden Gemeinden einen Schulbezirk. Das geschah zwar ganz gegen den Willen der Niederlöbninger, die ja durchaus keine Gemeinde im landläufigen Sinne bilden wollten. Man mußte aber die Besetzung Rechnung tragen und der Erhaltung eines Schulbezirkes näher treten. Am 19. August kam die Angelegenheit soweit zum Abschluß, daß der Schulbezirk Niederlöbnitz-Lindenuau errichtet und der Bau eines Schulhauses in Niederlöbnitz beschlossen wurde. Parallel mit diesen Verhandlungen gingen auch jene mit der Schulgemeinde Kößchenbroda, die sich hauptsächlich mit der Regelung der Kirchschullasten für die Parochialschule, soweit sie von Niederlöbnitz als nach Kößchenbroda eingepfarrten Parochialort mitzutragen waren. Besonders stand dabei die

Frage der baulichen Erhaltung des Kößchenbrodaer Schulgebäudes, das als Kirchschule dem Kirchenärar zugehörte, und, zu der alle Kirchspielgemeinden beizutragen hatten, im Vordergrund. Man verlangte, daß Kößchenbroda ebenfalls wie die anderen Gemeinden ein eigenes Schulhaus erbaue und die bisherige Schule als Kantorats- und Kirchdienerwohnung im Besitz der Kirche bleibe. Das ist auch, wenn auch wesentlich später, geschehen. Der Kößchenbrodaer Lehrer wurde für den Ausfall des Schulgeldes durch Ausschulung der Niederlöbninger Kinder entsprechend entschädigt. Am 30. Oktober 1887 wurde das erste Schulhaus an der Wingerstraße, zu dem ein Bergbesitzer Hagen den Bauplatz geschenkt hatte, der Schulgemeinde übergeben und am 2. Januar 1888 eingeweiht. An diesem Tage trat die Abtrennung der neuen Schulgemeinde von der Kirchschule in Kraft. Der neue Schulbezirk Niederlöbnitz-Lindenuau umfaßte 755 Personen.

In den Verhandlungen wurde auch eine endgültige Festsetzung der Grenze

von Niederlöbnitz nach Westen zu, die immer noch unbestimmt war, angeregt. Der Weinbergverein wollte dieselbe so gezogen wissen, daß die Landstraße die Grenze nach Süden und die heutige Kottenleite dieselbe nach Westen bilden sollte. Diese Grenzziehung ist für die Folge nicht eingehalten worden, man führte sie vielmehr von Westen genau den Grundstücks-Grenzen von Wackerbarths Ruhe entsprechend und von dort dem östlich verlaufenden Rande des Bergabhanges folgend bis zur Alleestraße. Man schloß also nur die eigentlichen Weinberggrundstücke von Wackerbarths Ruhe, Fliegenwebel, Neufriedstein in den Bereich von Niederlöbnitz ein. Das Johannisberggrundstück, das damals einer Familie Regel gehörte, die 1882 ebenfalls zum Weinbergverein getreten war, wurde der Gemeinde Naumburg überlassen. Ebenso der Himmelsbusch, die Kreischbuschberge und die Ebendberge, während das Mohrenhausgrundstück bei Niederlöbnitz blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Weinlese.

Weinlese ist das höchste Fest aller Winzer. Von der Güte und Ergiebigkeit des Herbstes hängt die nächste Zukunft der fleißigen Weinbauern ab. Wenn sie alle Schädlinge, die tierischen und die pflanzlichen, glücklich abgeschlagen, mit Schwefelkautschuk und Kupfervitriolbrühe vergiftet haben, dann kann oft genug noch ein schweres Hagelwetter die hangen Hoffnungen auf gute Ernte vernichten.

Prall sind jetzt die einzelnen Beeren der Trauben gefüllt. Ihre Zellen sind aufstrotzende Bläschen geworden, die über und über angefüllt sind mit Stoffen höchster Saugkraft. So wirken sie auch wie Saugpumpen, die mit größter Energie das Wasser aus dem Erdboden und die in den grünen Zellenlaboratorien der Blätter im Sonnenlicht erarbeiteten Bildungstoffe in die Beeren hineinsaugen. Wasserdichter Korkstoff durchwirkt die äußere Haut der Beere, die Schale, die zum Schutze gegen Regen noch eine Wachsschicht, als bläulicher Reif sichtbar, bildet, indem sie ein winziges Wachstättchen neben das andere legt. Wie wunderbar doch das alles eingerichtet ist! Ohne Korkstoff und Wachsschutz würden die Beeren in der oft heißen Luft des „Kochmonats“ August austrocknen, weil sie unter dem Sonnenbrand ihr Wasser verdunsten müßten.

Sind die Beeren ausgewachsen, so hört der Wasser- und Nährmittelzufluß auf. Es beginnt das Reifen, d. h. in den Zellen tritt nun eine Reihe von chemischen Veränderungen ein, bis nach einigen Wochen die Reife zum Abschluß aller Zell-tätigkeit ruht.

Zu drei Vierteln seines Gewichtes besteht der Traubensaft aus Wasser. Das letzte Viertel setzt sich aus gar vielerlei anderen Stoffen zusammen, die die Zellen der Beeren aus den Geweben des

Stengels und der Blätter an sich gerissen und umgearbeitet haben. Anfänglich enthielt der Saft neben Mineralsalzen, unter denen Kristalle von oxalsaurem Kalk und phosphorsaures Kali vorherrschen, nur Pflanzensäuren verschiedener Art. Daher ist die unreife Frucht herb und sauer. Aber in den letzten Tagen des September und im Oktober beginnen unter der Mitwirkung der Sonnenwärme jene chemischen Prozesse, die den größten Teil der Säuren zum Verschwinden bringen. Das in den Blättern verarbeitete Stärkemehl des Sommers ist als Zucker in die Beeren gewandert. Je länger und mit je heißerer Energie die Sonne in den grünen Zellen des Weinlaubes gearbeitet hatte, je wärmer der Herbst, je südlicher das Klima, desto mehr füllen sich die Beeren mit Zucker und desto weniger herrschen die Säuren vor. In einem schlechten Jahrgang beträgt der Zuckergehalt des Traubensaftes nur das Zehnfache der Säure, in einem guten dagegen das dreißigfache. In den reifen Trauben sind süße und säuerliche, erfrischende und wohlgeschmeckende, ernährende, aromatische und heilkräftige Stoffe so glücklich gemischt, wie in keiner anderen Frucht; sie sind ohne Zweifel das edelste Erzeugnis des Pflanzenreiches, eine Erquickung für die Gesunden und ein Heilmittel für die Kranken.

Man muß sich nicht wundern, daß Traubenkuren so hoch im Ansehen stehen in der neuzeitlichen Heil- und Ernährungslern. In dem Traubensaft finden sich Kali, Kalk- und Bittererde, verbunden mit Wein-, Trauben-, Apfel-, Schwefel- und Phosphorsäure, Frucht- und Traubenzucker, Eiweiß, Schleim, Del und noch mehrere andere Stoffe, die den eigentümlichen Geruch und Geschmack der verschiedenen Sorten bedingen. Die Trau-

be enthält alle diese Stoffe in einer für den menschlichen Körper leicht aufnehmbaren Form; daher ihre außerordentliche Wert, ihre große Bedeutung für die Gesundheit des Menschen.

Hat der Weinstock seine Trauben gereift, so ist seine Aufgabe für dieses Jahr erfüllt; er hat sich erschöpft und überläßt sich der Ruhe, um neue Kräfte für das Frühjahr zu sammeln. Während andere Holzgewächse im Frühjahr nur die in den Winterknospen eingeschlossenen Blattanlagen entfalten, erzeugt die Rebe im Laufe des Sommers ununterbrochen neues Laub, so daß jede „Lotte“ an vierzig Blätter hervorbringen kann. Daher dümmt der Winzer durch kunstgerechten Schnitt den übermäßigen Drang zur Laubproduktion zur rechten Zeit soweit ein, als es ihm zur Erzielung einer guten Ernte vorteilhaft zu sein scheint. Im Spätherbst verfärben sich die Blätter, ein Zeichen, daß sie ihre Saugtätigkeit eingestellt haben; nutzbare Stoffe werden in das Holz, den großen Kräftevorratsraum, geleitet, und schließlich stirbt das Laub in goldgelber oder purpurner Pracht ab und fällt zur Erde. Anfang November versinkt der ganze Stock in Winterschlaf, nachdem er in dem untersten Blattwinkel jeder „Geize“ eine Knospe angelegt hat, aus der sich im nächsten Frühjahr wieder eine vielblättrige „Lotte“ entwickelt.

Nicht die Kälte des Winters ist es, die die Vegetation des Rebstockes unterbricht, wie bei anderen Gewächsen, sondern offenbar das Bedürfnis nach Ruhe, denn auch im warmen Klima von Südeuropa, selbst in Madeira, schüttelt der Weinstock nach der Fruchtreife seine Blätter von sich und versinkt in Winterschlaf bei derselben Temperatur, die ihn unter unserem Himmel daraus erwecken würde.

Oktober — Spätherbst in der Natur.

In leuchtenden Farben glüht der Herbst. Eine märchenhafte Pracht entfaltet die sterbende Natur. In roten Flammen brennt das Laub des Kirschbaumes, Purpurfarben klettert das Blättermosaik des wilden Weines über Latten und Lauben. Gelbe Klebe malt die welkbleibige Birke des Waldbrandes in den schwarzgrünen Hintergrund des Nadelwaldes. Wo man hinschaut, hunderte von Farbentönen vom saten Grün bis zum dunklen Schwarz, vom lichten Gelb über feuriges Rot zu mildem Braun! Alle Nuancen sind vertreten, in der Massenwirkung grandios, im einzelnen Blatt oft bunteste Mischung wie auf der Palette des Malers. Ein seltsames Farbenwunderwerk. Wie das die Natur macht? Der nüchterne Gelehrte gibt die trockene Antwort: Es handelt sich hauptsächlich um chemische Vorgänge, die da in den Blättern vor sich gehen und die die Mannigfaltigkeit der Farbentöne bewirken. Die Pflanzen haben das Bestreben, zu retten, was zu retten ist, ehe die Kälte des Winters die zarten Zellen des Laubes zerstören kann. Rasch werden die in den grünen Blättern noch vorhandenen Wertstoffe, die unter dem Einfluß des

Sonnenlichtes erarbeitet worden sind, teils in die geräumigen Vorratskammern der Zweige und Stämme transportiert, teils umgewandelt und als kostbare Konservenkraft in den Reservelagern der Knospen gespeichert. Wenn der Frühling kommt, werden die Kraftvorräte gebraucht! Und all dieser Wandel und Abtransport des Brauchbaren, so daß nur wertlose Schlacken zurückbleiben, bewirkt Veränderungen im Laub, die sich auch in der Verfärbung kund tun. Die Pflanze tut noch ein übriges. Sie ist wie die sorgsame Hausmutter, die bei nahendem Frost alle Wasserkrüge ausleert, damit der Inhalt nicht zu Eis wird und die Galle sprengt. Genau so macht es die Pflanze. Sie nimmt das Wasser aus den Zellen und sie verkorrt fürsorglich auch die Ansatzstellen des Blattes, so daß dieses sich glatt vom Zweige lösen kann und keine Wunde hinterläßt. Das tut die Pflanze aber erst, nachdem möglichst alles wertvolle Material aus den Blattzellen herausgeholt ist. Der menschliche Unternehmer, der einen Fabrikbetrieb still legt, macht es schließlich nicht anders. Alles Verwendbare wird noch rasch zu Geld, d. h. zu Reservewerten,

umgewandelt, der Rest mag Gerümpe und Geröll, Schutt und Geschiebe werden. So werfen auch die Bäume ihr Laub ab; die geringen Aschenwerte, ein bißchen oxalsaure Kalk und derlei, dient noch als Leßtes im Laufe der Zeit der Verbesserung des Humusbodens, aus dem die Pflanze neue Kräfte saugen will.

Alles deutet darauf hin, daß die Natur gar nicht stirbt, sondern sich zu verjüngten Leben im Frühjahr rüstet. Sie trifft nun ihre Vorbereitungen zum Winterschlaf, in dem alle Lebensvorgänge herabgesetzt sind, wo selbst die Atmung langsam und trägt vor sich geht und wo die Wurzeln ihre Saugtätigkeit nahezu ganz eingestellt haben. Wenn die Blätter nicht rechtzeitig abgeworfen würden, dann müßten sie erfrieren oder verwelken, beides zum Schaden des Baumes, dem jedes gewaltsam zerstörte Blatt nachteilig wäre. Um wie viel mehr wird ein Baum geschädigt, dem man nun des bunten Laubes wegen ganz Zweige abreißen oder wegschneiden wollte nur, um einen rasch welkenden Buntstrauch im Hause zu haben.

Preußens Eisenbahnpolitik — Eine „Jubiläums“-Erinnerung.

Vor etwa Jahresfrist konnte man von einem „Lufkrieg“ Preußens gegen Bayern und Sachsen reden, als es sich um die Tarife und den Landungsplatz in der Nähe Leipzigs für den bayrischen und sächsischen Fernflugverkehr handelte. Heute ist's wieder die sächs. Handels- und Messestadt Leipzig, in welcher sich Preußen festsetzen will. Diesmal wird der Stützpunkt in einer Reichsbahn-Direktion gesucht.

Diese Vorgänge rufen die Erinnerung an eine ähnliche Vormachtsstellungs-Bestrebungen Preußens gegenüber Sachsen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens wach, die sich vor 25 Jahren abgespielt hat, von der aber die Öffentlichkeit bisher so gut wie nichts erfahren hat. Sie heute — nach 25 Jahren — aufzufrischen, dürfte sehr lehrreich sein.

Es war gegen Ende des Jahres 1904, zu einer Zeit, wo die größeren deutschen Bundesstaaten noch glückliche Besitzer eigener Eisenbahnen waren. Damals gab es auch noch Privatbahnen, deren Verstaatlichung aber rege betrieben wurde. Auch Sachsen war bestrebt, sein Eisenbahnnetz durch Ankauf geeigneter Privatbahnen zu erweitern und dadurch die Staatseinkünfte zu verbessern. Es hatte damals sein Augenmerk auf die noch im Privatbesitz befindliche Linie Gera-Weimar gerichtet. Die mit der Privatbahngesellschaft gepflogenen Verhandlungen nahmen einen günstigen Verlauf, so daß schon Anfang 1905 der sächsische Staat den Tag der Uebernahme festsetzen konnte, nachdem die Banken bestimmt, welche die Aktien — es kamen solche im Nennwerte von 300 bis 300 Mark infrage — einlösen sollten und die Verträge bis zur Unterschrift fertiggestellt

waren. Zu diesem Zeitpunkte hielt es das sächsische Finanzministerium als Eisenbahn-Oberaufsichtsbehörde für geboten, der preussischen Regierung von dem beabsichtigten Ankauf der Gera-Weimarer Privateisenbahn auf diplomatischem Wege Kenntnis zu geben. Diesen Auftrag erhielt der damalige sächsische Gesandte in Berlin, Graf v. Hohenthal und Bergen, schriftlich zugestellt. Schon vom ersten Verhandlungstage an zeigte der preussische Eisenbahnminister Thielen offen seinen schärfsten Widerstand gegen die Absicht Sachsens. Täglich berichtete der sächsische Gesandte schriftlich über seine Berliner Verhandlungen, und täglich erhielt er auf demselben Wege weitere Instruktionen. Das Endergebnis der Mission war für Sachsen ein klägliches. Die Verhandlungen endeten mit der kategorischen Erklärung des preussischen Eisenbahnministers: „Preußen wird auf keinen Fall zugeben, daß das kleine Sachsen einen so großen Vorstoß in preussisches Gebiet unternimmt. Sollte Sachsen dennoch auf dem Ankauf der Gera-Weimarer Privatbahn bestehen, so würde Preußen den sächsischen Verkehr durch Wegnahme von Eisenbahnanschlüssen lahmlegen.“ Daß diese Worte keine leere Drohung waren, zeigte sich sehr bald. Um seine Macht fühlbar zu machen, stellte Preußen sofort je eine Konkurrenzverbindung unter Umgehung Sachsens zwischen Berlin und Wien über Oberberg und zwischen Berlin und München über Probstzella-Lichtenfels her. Die damals noch eingleisige Strecke Probstzella-Lichtenfels wurde mit Beschleunigung zweigleisig ausgebaut. Was blieb dieser drohenden Gefahr der Lahmlegung des Verkehrs gegen-

über dem sächsischen Staate weiter übrig, als zu verzichten? Die einzige offizielle Mitteilung über die Niederlage Sachsens in diesem Verkehrsstreite war in der Berliner Börsenzeitung zu lesen und lautete: „Um das gute Einvernehmen, welches bisher zwischen Preußen und Sachsen bestanden hat, nicht zu stören, verzichtet Sachsen zugunsten Preußens auf den Ankauf der Gera-Weimarer Privateisenbahn. Als Entschädigung dafür verkauft Preußen an Sachsen die Eisenbahnstrecke Zittau-Niederriß. Wie „großmütig“ dieses Angebot war, erhellt daraus, daß die Strecke Zittau-Niederriß das auf sächsischem Boden gelegene Stück der Verbindungsbahn Zittau-Börlitz war. Es mußte also damals noch eine Uebergabe an der Grenze stattfinden.“

Preußen führte nun den von Sachsen vorbereiteten Ankauf der Privatbahn Gera-Weimar für sich durch, freilich mit schwerem Herzen. Im Laufe der Verhandlungen zwischen dem sächsischen Gesandten und dem preussischen Eisenbahnminister hatte nämlich letzterer offen bekannt, Preußen hätte diese Bahn schon längst gekauft, aber sie wäre ihm noch zu teuer gewesen. Also auch bei dieser Bahn wollte Preußen das Verfahren, wie fr. St. bei der Hessischen Ludwigsbahn anwenden, durch Wegnahme von Anschlüssen die Linie lahmlegen und dann billig erhalten. Die Aktionäre der Gera-Weimarer Privatbahn konnten jedenfalls dem sächsischen Staate damals sehr dankbar sein, daß er sie vor Schaden bewahrt hat, weil Preußen durch die bis zur Uebergabe gediehenen Verkaufsverhandlungen gezwungen war, die Aktien zum vollen Werte einzulösen.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Kößchenbroda, Güterhoffstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 11541.
Schriftleiter: A. Schruß, Kößchenbroda.



Nr. 22. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Oktober 1930

Niederlößnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruß.

(Fortsetzung.)

Die Abgrenzung des neuen Gemeinwesens Niederlößnitz gegen die Naundorfer Flur hatte, wie im Vorhergehenden gezeigt, verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bereitet. Aus der Naundorfer Flur war in der Hauptsache der Komplex von Wackerbarths Ruhe ausgeschieden, insbesondere das Feldgebiet der sogenannten Baustrüden, das der Reichsgraf von Wackerbarth anno 1717/20 von Naundorfer Bauern zur Errichtung seines Herrenhauses erworben hatte. Auch die Berglehne an der Friedrichstraße war an Niederlößnitz gefallen. Die Bereitwilligkeit der Naundorfer Bauern zu dieser Ausflurung entsprang denselben Beweggründen, die die Kößchenbrodaer veranlaßte, keine Ansprüche auf die Niederlößnitzer Weinberggrundstücke, bezw. auf ihre Einflurung in den Gemeindebezirk des Marktflückens zu machen. Man scheute sich, die Armenlasten zu übernehmen, die der Meinung der damaligen Dorfsgerichte nach sehr leicht durch die im Weingebirge wohnenden Winzerfamilien eintreten konnten. Weniger glatt verlief aber die Grenzauseinanderziehung mit Kößchenbroda. Die neue Kommune wollte ihre Grenzen mit der Meißner Landstraße laufend gezogen haben. Das mochte seine Berechtigung für die ehemaligen Weinberggrundstücke haben, die zum Teil wie der Vinkische Berg (heute die Weintraube) und einige anschließende Berge sich bis zur Landstraße hinzogen bezw. gezogen hatten. Bei der von Niederlößnitz projektierten Grenzziehung kamen aber auch Feldflurteile mit in Frage, die, zu Kößchenbroda gehörig, nördlich der Landstraße lagen und gegen deren Verlust sträubte sich Kößchenbroda ganz entschieden. Die Aufsichtsbehörde, das königliche Justizamt, griff verschiedene Male in den langwierigen Streit ein, konnte aber eine definitive Regelung der Grenzen erst 1846, also 10 Jahre nach Errichtung der politischen Gemeinde Niederlößnitz, erreichen. In der Hauptsache drehte es sich dabei um das

Areal zwischen Langestraße und Moritzburger Straße einerseits und Meißner Straße und Grenzstraße, dem alten Viehweg, wie der Wegzug noch damals hieß, andererseits. Da machte Kößchenbroda, dem allgemach der Wert des langsam aufstrebenden Ortes doch zum Bewußtsein gekommen sein mochte, 1846, sozusagen in letzter Stunde, den Niederlößnitzern den Vorschlag, doch von der Bildung eines eigenen Gemeindebezirkes überhaupt abzusehen vielmehr, wie der Bericht der Niederlößnitzer Gemeinderatsitzung vom 15. März 1846 besagt „den Ort mit Kößchenbroda zu einem gemeinsamen Gemeindebezirk umzuschaffen“. Also ein regelrechter Eingemeindungsvorschlag, wie er 87 Jahre später, 1923, endlich perfekt wurde. Aber die Kößchenbrodaer hatten sich mit ihrem wohlmeinenden, jedenfalls nicht ganz uneigennütigen Vorschlag verrechnet. Die Niederlößnitzer lehnten diesen Vorschlag glatt ab! Sie beschloßen, wie das schon angeführte Gemeindeprotokoll wörtlich sagt „dieses Ansinnen zurückzuweisen, da Kößchenbroda laut gepflogenen Unterhandlungen in die Abtretung der Niederlößnitz eingewilligt und man nicht gemeint ist, die bedeutenden Opfer, welche zur Regulierung der Heimat- und Schulgrenze erforderlich gewesen seien, umsonst gebracht zu haben.“

Am 25. Oktober endlich einigte man sich auf oberbehördliches Betreiben auf die endgültige Grenzziehung gegen Kößchenbroda insofern, als vom Lößnitzbach bis zum Langen Weg die Meißner Landstraße die Grenze bilden und diese dann die Ostseite der Langenstraße, weiter den alten Viehweg entlang, der später deshalb die Grenzstraße hieß, laufen sollte. Strittig blieb noch die hauliche Unterhaltung des „Langen Weges“ auf eine Strecke von 91 „Ruten“ und die des Viehweges. Bei ersteren einigte man sich auf eine Teilung der Unterhaltungsstrecke in je 47 Ruten, bei letzteren wurden Kößchenbroda eine anteilige Unterhaltungsquote von 8 Ta-

lern jährlich zugestanden. Die Grenzverhältnisse waren nun endlich konsolidiert, der territoriale Bestand der Gemeinde festgelegt. Was die Gemeindeakten aus den folgenden Jahren berichten, ist meist Verwaltungskleinram, der aber verschiedentlich für uns moderne Menschen, so wunderbar und oft die Verhandlungsmaterien der damaligen Ortsbehörden anmuten, ein gewisses kulturhistorisches Interesse hat. So erwog man 1848 ganz ernsthaft die damals schwerwiegende Frage, ob Niederlößnitz als Parochialgemeinde der Anstellung eines besonderen Totengräbers für den Kößchenbrodaer Friedhof zustimmen solle oder nicht. Man war aber für diese neumodische Einrichtung nicht zu haben; man beschloß vielmehr, es beim althergebrachten Verfahren der Bestattung zu lassen, wonach bei einem Todesfalle die Nachbarn und männlichen Familienmitglieder der Verstorbenen das Grab schaufelten, wenn sie es nicht vorzogen, irgend einen bedürftigen Gemeindegewissen gegen Entgelt damit zu betrauen. — Wenn man sich anfänglich gegen die Anstellung eines Tagwächters ebenso wie eines Nachtwächters gesträubt hatte, so mußte man sich 1840 zur Anstellung des ersteren wohl oder übel bequemen. (Dieser Beschluß wurde jedoch später wieder aufgehoben und bei der Aufsichtsbehörde erreicht, daß die Gemeindeglieder für die Sicherheit des Ortes selbst sorgen durften). Einen Nachtwächter anzustellen weigerte man sich auch weiter mit Erfolg und ließ den Nachtschutzdienst turnusmäßig von den Gemeindeangehörigen versehen. Man blieb damit bei dem Modus, der auch in allen Nachbargemeinden noch bis weit in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein in Gebrauch war.

Zeichen der Polizeigewalt des den Wächterdienst Verrichtenden war der Nachtwächterspieß, der den Dienstpflichtigen jedesmal zugestellt wurde. Der Chronist Schubert schreibt freilich in seiner Chronik 1864, daß „der Nachtwächterspieß

wohl manche Nacht, anstatt zu wandern, hinter der oder jener Haustüre geschlummert habe“ und bezieht diese Vermutung ganz besonders auf Niederlöbnitz. Auch gegen einen Gemeindefeuerschütz wehrten sich die Niederlöbninger dauernd, und zwar mit der Begründung, daß die Gemeinde über kein Löschwasser verfüge. Man verließ sich in dieser Beziehung ganz auf den Nachbarort Kößchenbroda. Noch 1865 besaß Niederlöbnitz keine Spritze.

Sehr zäh war man im Niederlöbninger Gemeinderat mit der Befürwortung von Schankkonzessionen. Das war bei der sogenannten Pappelschänke, dem heutigen Löbninger Hof ersichtlich, war auch weiter 1848 der Fall bei dem Besuch der damaligen Champagnerfabrik, auf ihrem Grundstück Bier, Wein und Brantwein ausschütten zu dürfen. Man schlug dies rundweg ab und verwies auf die „Restauration bei Kößchenbroda“ die Bahnhofsirtschaft „wo selbst auch die einkehrenden Fuhrleute „gespeist und getränkt werden könnten.“ Niederlöbnitz sei schon genügend mit Schankstätten versorgt, resolvierte man auf das Ansuchen.

Werkwürdigerweise nahm die Ortsbehörde 3 Jahre später in ähnlicher Angelegenheit einen ganz gegenteiligen Standpunkt ein. Ein Gottfried Zscheile aus Raundorf hatte 1844 auf seinen Niederlöbninger Besitz eine Schankstätte errichtet, der der Reibeschank der Gemeinde als Realkonzession übertragen worden war. Diese Gaststätte, wegen der wahrscheinlich die Konzession der Champagnerfabrik einstimmig abgelehnt worden war, trug schon damals den Namen „Der Heitere Blick“. 1846 beantragte Zscheile die Erweiterung der Reibeschankkonzession, deren Umfang sehr beschränkt war und für auswärtige Gäste nicht in Frage kam, zu einer vollen Schankerlaubnis. Da vertrat die Gemeinde den Standpunkt, daß eine Wirtschaft mit der Erlaubnis der Ausspannung und der Warmspeisung der Gäste, wie sie seit lange in der Goldenen Weintraube bestand, für einen Ort wie Niederlöbnitz entschieden zu wenig sei, zumal die Weintraube am äußersten Ende des Ortes liege. Man empfand es als einmal als großen Nachteil, daß es in einem Dorfe von über 400 Einwohnern keine Gelegenheit für diese gäbe, ihre Hochzeiten, Kindtaufen usw. abhalten zu können. Auch sei es ein schwerer Mangel, daß das Dorf noch keinen Tanzsaal besitze und die „jüngere Generation ihr Vergnügen in auswärtigen Dörfern (!) suchen müsse.“ Und weil weiter dieses neue Lokal „sehr bequem polizeilich zu revidieren sei“, empfahl man dringend der Oberbehörde die Genehmigung der von Zscheile nachgesuchten Erlaubnis zum Gästesehen, Ausspannen, Abhalten von Tanzvergnügungen. So entstand der heutige „Heitere Blick“.

Das unruhige Jahr 1848 warf auch in die friedliche Löbnitz seine Wellen. Auf landesobrigkeitliche Anregung traf man auch in Niederlöbnitz „Sicherheitsmaßregeln zur Verteidigung gegen etwaige „Anfälle böswilliger Menschen, welche in „gegenwärtiger Zeit die Person und das „Eigentum bedrohen“ (Gemeinderatspro-

tokoll vom 15. 4. 1848). Man beschloß deshalb, daß sich jeder unbescholtene Einwohner so gut er könne bewaffnen solle. Das Dorf wurde in 3 Bezirke eingeteilt, deren jeder einen „Anführer“ wählen und sich über einen Sammelplatz einigen solle, wohin bei von den Wächtern erhobenen Alarm jedermann mit seinen Waffen zu eilen und den Bedrängten zu Hilfe zu kommen habe. Von abends 9 Uhr bis nachts 3 Uhr habe eine Wache von je 2 Mann einen jeden der 3 Bezirke abzugehen und bei Gefahr die Einwohner „durch Geschrei und Heraus klopfen aus „dem Schlaf zu bringen“.

Die Gemeindeakten lassen nicht erkennen, daß das unruhige Jahr 1848 in Niederlöbnitz sich, abgesehen von den angeordneten Vorsichtsmaßnahmen, irgendwie bemerkbar gemacht hätte, es scheint ruhig verlaufen zu sein. Die empfohlene Selbstbewaffnung der Ortsansässigen und der angeordnete Selbstschutz der Gemeinde mögen wohl in der Hauptsache als Beruhigungsmittel für ängstliche Gemüter ihren Zweck erfüllt haben.

Wenn das Ministerium 1848 die Selbstbewaffnung der Gemeindebürger angeordnet hatte, so geschah im folgenden Jahre 1849 das Gegenteil. Unter dem Eindrucke der allgemeinen Gärung ordnete der militärische Oberbefehlshaber in Dresden, von Schirnding, die völlige Entwaffnung der Einwohner an. Genau wie rund 70 Jahre später mußten sämtliche im Privatbesitz befindlichen Waffen bei der Gemeindebehörde abgeliefert werden. Das ging nicht ohne Reklamationen Einzelner ab, die, auf die isolierte Lage ihrer Häuser hinweisend, den Besitz einer Hauswaffe zum Selbstschutz für unbedingt nötig hielten. Der Gemeinderat erkannte wohl die Eristigkeit der vorgebrachten Gründe an, konnte aber Ausnahmen nicht gestatten, da „die meisten Wohnhäuser isoliert „liegen und die Bewohner derselben auf „ihre eigenen Kräfte angewiesen sind.“ Wie in allen anderen Orten, so wurde auch in Niederlöbnitz auf behördliche Anordnung eine Communalgarde gebildet, zu der die Gemeindegemeinschaften herangezogen wurden. Die Bewaffnung derselben bestand aus einer Pike, einer einfachen, etwa 1.75 m langen Stoßwaffe mit Eisenspitze, die jeder Einwohner sich auf eigene Kosten anschaffen mußte. Nur einigen Unbemittelten wurden diese Spiße durch eine freiwillige Sammlung bei den Bessersituierten beschafft. Viel Unheil konnten diese „Waffen“ nicht anrichten. Von dem Aufstande, der in den Maitagen des Jahres 1849 drinnen in der Residenz tobte, hat die Löbnitz nichts gespürt, man blieb im allgemeinen ruhig und friedlich und ließ sich nur mit gelindem Gruseln von den Kämpfen, die die Aufständischen mit dem sächsischen und preussischen Militär in Dresden ausfochten, berichten. Zwar gab es im Kirchspiel etliche Heißsporne, die von der allgemeinen Erregung ergriffen, bewaffnet nach der Stadt zogen um sich den Insurgenten anzuschließen. Unter ihnen mögen auch Niederlöbninger gewesen sein. Aber „dem „kleinen Häuflein, welches unter mancher-

lei Hindernissen bis in die Residenz gelangte, gefiel es dort wegen des infamen „Schießen aus den impertinenten preussischen Spitzkugelgewehren nur kurze „Zeit. Schon am andern Morgen nach „ihrem Ausrücken waren alle bis auf „einen in der lieben Heimat glücklich und „unversehrt wieder angelangt. Manche „von ihnen hatten sogar, um leichteren „Rückmarsch zu haben, ihre Mordgewehre „unterwegs weggeworfen.“ Der eine jedoch, der in Dresden geblieben, wurde mit den Waffen in der Hand ergriffen, vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Später wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus und schließlich ganz begnadigt, unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere. — So berichtet die Chronik, ohne den Namen dieses Löbninger Neunundvierzigers der Nachwelt zu überliefern. Sie besagt nur, daß es „ein feuriger, junger Mann aus dem Gelehrtenstande“ gewesen sei.

Eine kleine Sensation hatte die Löbnitz anlässlich der Revolution noch, als am 4. Mai 1849 mit dem Leipziger Zuge etwa 200 Leipziger Freischärler in Kößchenbroda ankamen, sich nach Gohlis über die Elbe setzen ließen, und auf dem linken Ufer ihren Marsch nach der Residenz antraten.

Etwa ein Jahrzehnt vor diesen Ereignissen hatte Niederlöbnitz einen kleinen Ortskandal zu verzeichnen, als in der Nähe des Paradieses, in den Welzigbergen eine religiöse Sekte, die Stephanisten, bei ihren nächtlichen Andachtsübungen ausgehoben wurde, bei denen das „Liebet euch untereinander“ zu materialistisch aufgefaßt worden sein soll. Ihr „Bischof“, ein Magister Stephan, wanderte daraufhin mit einem Häuflein Getreuer nach Amerika aus.

Von der Niederlöbninger Schule erfährt man 1848 aus dem Gemeinderatsitzungsprotokoll vom 15. April, daß die Schülerzahl derselben 187 betrug, und zwar schickte Niederlöbnitz 96 Kinder und Lindenau 41 in dieselbe. Jedes derselben mußte wöchentlich 12 Pfennige Schulgeld zahlen. Der Lehrergehalt betrug um jene Zeit 190 Taler.

Außerordentlich peinliche Erwägungen stellte der Gemeinderat in jenen Jahren allemal dann an, wenn sich irgend ein Gewerbetreibender im Orte selbständig machen wollte und es ist sehr oft zu finden, daß in den Sitzungsprotokollen die Verweigerung der Erlaubnis dazu ausgesprochen wird. Fast regelmäßig wird dies damit begründet, daß kein Bedürfnis für irgend ein Gewerbe vorhanden ist, daß der Ort keine Existenzmöglichkeit biete, und daß die Konkurrenz des nahen Kößchenbroda eine Prosperität des geplanten Unternehmens aussichtslos mache. So wird mit dieser Begründung 1852 die Niederlassung eines zweiten Schneiders und in demselben Jahre die eines Kaufmanns, des ersten überhaupt in Niederlöbnitz, abgelehnt. 1849 wird dem ersten Bäcker von Niederlöbnitz, einem Ortsangehörigen Namens Weißbach, die Gewerbezession erteilt, der nebenbei den Lebensmittelhandel, Krämerlei sagte man damals

für diesen Handelszweig, und den Reihenschank betreiben sollte. Ein Tischler wird um diese Zeit ebenfalls als überflüssig abgewiesen.

1850 hatte der in Kößchenbroda seit 1822 bestehende „Verein für Heilwesen und Naturkunde“ in Niederlöbnitz im sogenannten Steinernen Haus eine Krankenanstalt errichtet, die auch von der Niederlöbnitzer Gemeinde jährlich mit 5 Tälern aus Armenkassenmitteln subventioniert wurde. Aus dieser Krankenanstalt entwickelte sich seit 1868 das heutige Bethesda.

Alt wie der Ort selbst, sind die Klagen über die Straßenlasten. Oft genug finden sich Verhandlungen des Gemeinderates über Straßenbauten und über die Deckung der Kosten. In den 50er Jahren wird die Paradiesstraße ausgebaut, ferner die untere und die obere Weinbergsgasse. 1871 stellt die Gemeinde den ersten Bebauungsplan auf, den der Dresdener Landmesser Lehmann anfertigte. Danach sollten die „Hauptstraßen“ nicht unter 10 Meter, die anderen nicht unter 7 Meter breit angelegt werden. Als dann im Orte lebhaftere Bautätigkeit einsetzte, erwog der Gemeinderat ernsthaft, die fremden Fuhrwerke, die die Wege vornehmlich ruinierten, zu den Wegebaukosten heranzuziehen. Sie sollten je Fuhre 10—12 Pfennige bezahlen. Es läßt sich aber nicht erkennen, ob diese Abgabe tatsächlich durchgeführt worden ist.

1865 baut die Gemeinde auf eigener Flur ein neues Armenhaus, da das auf fiskalischem Gebiet erbaute alte durch seine Lage allerhand Unzuträglichkeiten mit sich brachte.

1870 machte sich der Neubau des Schulgebäudes nötig. Die Schülerzahl war auf 200 angewachsen, woran Lindenau mit 40 Köpfen beteiligt war. Der Neubau wurde den Baumeistern Gebrüder Ziller laut Gemeindeprotokoll vom 12. September genannten Jahres für 5000 Taler übertragen.

Der Ort war inzwischen stetig gewachsen. Seine Einwohnerzahl, die um die Gründungszeit der politischen Gemeinde etwa 400 war, stieg bis 1856 auf 668 und die Zahl der Häuser auf 112. Ein Vergleich mit Kößchenbroda in diesem Jahre ist insofern recht interessant, als er dieses im Verhältnis zu seinen Wohnhäusern sehr stark bevölkert, fast überbevölkert zeigt, während Niederlöbnitz schon damals als ausgesprochener Villenort zu erkennen ist. Kößchenbroda hatte in demselben Jahre (1856) in 199 Häusern mit 243 Haushaltungen 1089 Einwohner, während in den 112 Häusern von Niederlöbnitz nur 72 Haushaltungen gezählt wurden. Zu Anfang der sechziger Jahre war der Ort auf 126 Gebäude und 762 Einwohner angewachsen.

Niederlöbnitz hat drei deutliche Entwicklungs-„Wellen“ im Laufe der Zeit durchgemacht. Die erste fiel mit seiner Konstituierung als Gemeinde zusammen.

Damals gab die neuerbaute Leipzig—Dresdener Bahn durch die Haltestelle in Kößchenbroda den beiden Orten einen neuen Impuls. Eine zweite fast sprunghafte Entwicklungsphase brachte die Gründerperiode nach dem deutschen-französischen Kriege zu Anfang der siebziger Jahre und die dritte war dem scheidenden 19. Jahrhundert vorbehalten. Zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts regte sich auch in Niederlöbnitz die Grundstücksspekulation. Alte Weinberge wurden aufgelaut und mit nicht geringem Nutzen parzelliert. Die Aufstellung eines Bebauungsplans wurde schon erwähnt, es war dies eine dringende Notwendigkeit. Eine weitere war die Neuabfassung eines Ortsstatutes. Das wurde 1872 befohrt und man nahm sich dazu die Gemeindeordnung von Blasewitz zum Muster. Offizielle Straßennamen wurden eingeführt. Die vorhandenen Wege trugen lange Zeit noch ihre vollstümlichen Bezeichnungen weiter, ehe beispielsweise die Hohe Weinbergsgasse zur Oberen Bergstraße und der alte Viehweg zur Grenzstraße wurde. 1874 bekommen die vorhandenen Straßen blecherne Namensschilder und die neuentstehenden Namen. Generalmajor von Schmieden war es, der die straßenweise Nummerierung der Häuser anstatt der unübersichtlichen Katastrernummerierung im Gemeinderat beantragte.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Tieck in Dresden.

Unser Dresden vor hundert Jahren! Wer kann es sich recht vorstellen in der schnelllebigen Zeit der Maschine? Dies begrenzte, behäbige Dresden, das aber doch die Stätte einer gehobenen Kunst war und den Grund dafür legte, daß noch heute von einer Kunststadt Dresden gesprochen wird.

Da gab es einen berühmten Mann, im düsteren Eckhaus am Altmarkt, Meister Ludwig Tieck, jetzt schon fast vergessen bei unserer Jugend. Und doch ein Mann, der damals das auf hoher Stufe stehende künstlerische Leben beherrschte. Zuerst als Dichter. Aus dem zauberhaften Märchenwald seiner früheren Schöpfungen betrat er auf einmal das glatte Parkett der lebenswahren Gesellschaftsnovelle und wußte sich zwei Jahrzehnte lang auf dem Meisterstuhl dieser Dichtungsart zu behaupten.

Es war die furchtbare Zeit seines Dresdener Aufenthaltes. Diese dreiundzwanzig Jahre jedoch gaben dem Dichter noch zwei Würden, die Positive eines Dramaturgen des damaligen Hoftheaters und die weniger greifbare einer Sehens- und Hörenswürdigkeit der kunstliebenden Residenz. Die erste Würde brachte ihm Freuden und Enttäuschungen gleicherweise. Als leidenschaftlicher Theaterfreund strebte er danach, diese Kunststätte aus der Befangenheit kleinlicher Sonderinteressen zu erheben. Er hatte Ideen, das Theater betreffend, die weit seiner Zeit vorausliefen. Dies zeigte sich hauptsächlich den Schauspielern gegenüber, die seine Wünsche oft kaum

verstanden. Tieck war von der Intendanz, Graf Lüttichau, neben seinen dramaturgischen Arbeiten auch zur Anleitung der Schauspieler verpflichtet worden und verschmähte es nicht, im heiligen Kunsteifer den Darstellern ihre Rollen vorzusprechen, sie auf seine Nuancierung — auch in der Bewegung, aufmerksam zu machen.

Darin war er nun freilich weniger glücklich, denn wenn auch das, was er meinte und wollte, durchaus richtig war, so war doch seine ganze Erscheinung wenig geeignet, das auszudrücken, was er darstellen wollte. Ein ausdrucksvoller Kopf, ein Gesicht, beherrscht von runden, dunklen Träumeraugen, dazu aber eine ungeschickte, von Gicht gekrümmte Gestalt, die dem, was der Geist wollte, durchaus nicht Form verlieh.

So war es einstmals in einer Probe zu Romeo und Julia. Der Schauspieler Pauli, der seinem Feuergeist wenig genehm war, spielte den Merkurio nicht nach seinem Sinne, und Ludwig Tieck rügte ihn. Er solle nicht so geistlos sein! Ein hitziger Italiener, ein rauflustiger Fechtmeister! Leichtigkeit, Leichtigkeit im Spiel! „Biegen Sie die schmale Klinge beim Reden bis sie sich bei ihrem Vortrag rundet, der ja auch nur ein Spiel mit Worten ist. Bei dem Ausruf Romeos: Du sprichst von einem Nichts, Merkurio! mögen Sie dann die Klinge aus der Rundung mit einem Pfiff in die Höhe schnellen lassen. Sehen Sie, so!“ Tieck wollte es ihm selbst zeigen, brachte aber die so gerühmte Leichtigkeit

nicht zu Stande und mühte sich vergebens, bei seinem Reizen sich zu verbeugen und umherzutändeln. Pauli versprach, alles so zu machen, wie Herr Ludwig ihm gezeigt und ahmte dessen grotesk steife Bewegungen zum größten Gaudium seiner Mitspieler läuschend nach.

Darauf unterließ es der verträumte Dichter, den Schauspielern ihre Bewegungen vorzuzeigen und beschrieb nur mit dem ihm geläufigen Wort, was sie tun müßten.

Unter den Schauspielerinnen hatte er seine ausgemachten Lieblinge. Da war es zuerst die talentvolle Julie Rettig, deren Spiel ihn begeisterte und von 1835 an die junge, reizende Caroline Bauer. Diese Künstlerin erzählt in ihren Memoiren manchen schönen Zug des Dichters und Dramaturgen Tieck und dankt es ihm warm, daß er sie angeleitet, gescholten, gelobt und sie vom Lustspiel zur Tragödie geführt habe.

Einzig groß war Ludwig Tieck als Vorleser. Seine Abende, im eigenen Haus veranstaltet, waren die gesuchtesten Kunstabende der Residenz, und was an geistigen Größen dort lebte, oder auf der Durchreise in Dresden abgestiegen war, traf sich in dem Eckhaus am Altmarkt. Dann erschien Meister Ludwig im feierlich schwarzen Frock mit weißer Halsbinde unter seinen Gärtchen und pünktlich mit dem Schlag sieben seiner Pendeluhr begann er die Vorlesung. Die alte Dienerin hatte das berühmte Tischchen mit den zwei Wachskerzen in die Mitte des Zimmers geschoben,

Meister Ludwig nahm im Lehnhstuhl dahinter seinen Platz ein, und atemlose Stille beherrschte die Zuhörer. Freilich nicht alle. Die älteren Freunde des Hauses, die Woche um Woche diesen Vorlesungen beigewohnt und manches schon oft genug gehört hatten, blieben in angstvoller Spannung, ob der Dichtungen einen der Shakespeare'schen Heinriche, den furchtbaren Richard III. oder gar Calderons Richter von Zalamea zum so und sovielten Male lesen würde und atmeten erleichtert auf, wenn er ein Lustspiel oder eines seiner eigenen Werke wählte. Dann aber konnte sich keiner der bezwingenden Darstellungs-kraft dieses Meisters der Rede entziehen. Caroline Bauer sagt, daß sie von Goethes Tragödien auf der Bühne nie so ergriffen gewesen sei, als vor dem Lesepult des alternden Dichters.

Ludwig Tieck lebte mit seiner Gattin und seinen beiden Töchtern, deren eine an seinen literarischen Arbeiten helfend teilnahm und fast der einzige Mensch war, der bei allen Vorzügen des Dichters auch seine Schwächen erkannte. Aber noch eine Frau teilte den Haushalt, die alte Gräfin Henriette von Finkenstein. Diese Dame, ein richtiges Produkt jener ästhetisch-romantischen Zeit, schwärmte für Meister Ludwig und wußte mit ihrem Vermögen sein Leben leicht und angenehm zu gestalten. Die feinsinnige, doch kränkelnde Gattin nahm an dieser Hausgenossin keinen Anstoß, aber ganz Dresden nannte den Dichter den zweiten Grafen von Gleichen.

Kein Wunder, daß Meister Ludwig bei

solcher Beweisführung ein wenig feinem Hochmut die Zügel schießen ließ. Keinen neu aufstrebenden Dichter ließ er gelten, geschweige denn, daß er je ein junges Talent förderte. Er selbst war das Ideal, der unfehlbar Große. Wollte ihn ein Freund auf eigene Mängel hinweisen, so schnitt er jedes Wort mit großartiger Geiste ab. Er ging nicht mit der Zeit und hielt sich über jede Kritik erhaben.

Desto mehr übte er selbst Kritik, oft in satyrischer Weise. Die überhaupt geistreiche Rahel von Barnhagen, die sich selbst als der „Menschenmagnet“ bezeichnet hatte, dem jedes „Pünktchen Mensch“ zusliegen müsse, — die mit ihren flackernden Augen, ihrer prickelnden Rede und dem wirren Lockenkopf, aus dem der Kamm immer herabzustürzen drohte, die Salons beherrschte, nannte er eine aus dem Paradies entlaufene Nefin. Und Bettina von Arnim einen Blaustrumpf. Dieses schon recht erwachsene „Kind“ hatte sich einstmals, bei Tieck zu Gast, burlesk auf dessen Sofalehne geschwungen und in ihrem Frankfurter Dialekt schwärmerisch von ihrem Idol Goethe geredet. Sie müsse von ihm ein Kind haben, das würde ein Halb-gott werden! Ebenso zuwider war dem Meister Ludwig das gezielte Wesen Clements Brentanos, der allen Frauenzimmern seufzend von seinen Liebeschmerzen erzählte und so die überweichen Herzen zu rühren wußte. Er wurde von Tieck nur die „Poetische Zwiebel“ genannt.

Noch manche Größe jener verschollenen, übersentimentalen Zeit gingen in Tiecks

Hause aus und ein. Eduard von Bülow, der Vater des nachmaligen Klaviervirtuoson Hans von Bülow, der unglückliche Dichter Heinrich von Kleist, Emil Devrient, die hochnästige, überspannte Gräfin Ida Hahn und andere. Auch jeder Fremde hatte Zutritt zu den Lesesabenden des Meisters Ludwig und es gehörte zu dem guten Ton, dort gewesen zu sein, ja, die Fremdenführer empfahlen den Zugereisten, einen Abend bei Tieck zu verleben.

Da gab es mancherlei sonderbare Begebenheiten. Als einst der russische General Patkul nach Betrachtung der übrigen Sehenswürdigkeiten Dresdens am Abend zu Ludwig Tieck ging, weil man ja dort gewesen sein mußte, schlief der brave Krieger während der Vorlesungen ein und schnarchte ganz pietätlos. Ludwig Tieck unterbrach den Vortrag und erklärte, es sei wohl ein ursus polaris in die Gesellschaft geraten, und forderte die Gäste auf, unisono das eine Wort „Barbar!“ zu rufen. Der General erwachte denn auch von dem Lärm, merkte seine Unart, verbeugte sich entschuldigend und sagte:

„Seien Sie mir nicht böse, Meister. Wir haben doch zusammen die Schlacht bei Leipzig gewonnen, es scheint, daß ich davon noch etwas müde bin!“

Ludwig Tieck war ein Bahnbrecher und seine Dresdner Zeit war, trotz aller Schwächen des Meisters eine überaus fruchtbare und bildet ein nicht zu übersehendes Blatt in der Kulturgeschichte jener Tage.

Regina Berthold.

Eine Bahrprobe in Leipzig im Jahre 1557.

Bei Schönau, einem Dorfe vor den Mauern Leipzigs, waren zur Messe reisende Nürnberger Kaufleute von Raubrittern überfallen worden. Ein Kaufmann war erschlagen worden. Den Raubritter und seine Helfershelfer hatte man im Rathhausturme in Gewahrsam genommen. Sie sollten zum Beweise ihrer Schuld oder Nichtschuld „dem Bahrrecht unterworfen“ werden. Der Diener des erschlagenen Kaufmannes, Hans Kornthauer, berichtet darüber:

„Am Sonntag, den 9. May, schickte der Burgermeister Jeronymus Lotter zu uns: man sollte die Leiche unter das Rathaus tragen, und wir Sechse sollten als Zeugen auch hinkommen. Da es nun Mittag war, giengen wir unter das Rathaus und die Träger folgten uns mit der Leiche nach. Da sah man ziele tausend Menschen, Fremde, die auf den Markt gezogen waren, und Einheimische, die alle begehrten, den frommen Sigmund Dertel noch einmal zu sehen; dieser lag auf einer wollenen Decken in einer Truh, mit einer schwarzen sammetenen Decken mit schönen goldenen Engeln oben bedeckt. Als wir nun unter das Rathaus kamen, setzten sie

ihn nieder; da sprach der Schaffer zu uns, wir sollten um die Par herumstehen, man würde den Uebelthäter bringen. . . Wie man nun den Knecht, so mich in die Seiten gestossen und den Junckherrn errannt hatte, brachte, so gieng dem Stegmund Dertel das Blut unten in der Rinnen des Mundes ein wenig heraus. Da der Knecht nun zu uns kam, war auch ein Edelmann, einer von Staps, hebt der Schaffer an und sagte zu ihm: höre Gejell, was hat dir der ehrliche fromme Mann allhie liegend sein Lebtag gethan, daß du ihn so schändlich um sein Leben gebracht hast. Darauf hub der Knecht gar erschrocken an und sagte: ich habbs nicht gethan, ich hab tun müssen. Das war eine schöne Ausrede, und der Schaffer sagte: so leg ihm 2 Finger auf sein Angesicht, und du wirst sehen, ob du es nicht getan hast. Da er sie nun hinlegete, kam dem Junckherrn sein Blut zum Mund. Darauf sagte der Schaffer zu den Schergen: führt ihn weg und bringt einen andern. Da brachte man einen jungen, aufgeschossenen Edelmann, einen von Droschwitz, und der Schaffer hub mit gleichen oben angeführten Worten zu ihm an und der verantwortete sich, er wäre bei der Tat nicht gewesen. Wir hatten ihn auch nicht gesehen, gleichwohl mußte auch er seine 2 Finger auflegen, da wollte die Leiche gar nicht bluten, und man führte ihn wieder fort. Darauf brachte man den Wilhelm

von Droschwitz und der Schaffer hub abermal an und sagte: Höre du von Droschwitz, was hat dir der fromme ehrliche Mann, der sein Lebtag kein Kind beleidigt hat, gethan, daß du ihn also schändlich um sein Leben gebracht hast. Hebt nun dieser an sich zu verfluchen und zu schwören, daß er es bei seiner Seelen Seeligkeit nicht gethan hätte. Spricht der Schaffer zu ihm: leget ihm 2 Finger aufs Angesicht, so werdet Ihr sehen, was Ihr geschworen habt. Er konnte aber mit Reden umgehen und wollte mit uns disputieren, da rief Herr Jeronymus Kauscher: legt die Finger hin! Und wie er sie nun hinlegte, so spritzte dem Stegmund Dertel das Blut aus dem Munde in den Bari, und der Edelmann so erschrak, daß er tödtlicher Farbe war, denn die Leiche. Darnach brachte man einen Knecht, der mußte auch auflegen, aber er wollte nicht bluten. Dann wollte man 3 Knaben bringen, aber wir sagten, es seien keine dabei gewesen. Als dies zu Ende war, nahmen wir Sigmund Dertel, trugen ihn ins Fürstenkollegium mit großem schönen Kirchgang, desgleichen ich mein Tag bis auf diese Stunde noch nicht gesehen habe. Wie wir ihn aber in das kühle Erdreich in einer Truhnen legten, da sangen die Studenten gar schön und lieblich, und zulezt hub man eine gar schöne Predigt von ihm zu sagen an.“

*) Veröffentlicht in „Beier und Dobrichsch, Tausend Jahre deutscher Vergangenheit in Quellen heimatllicher Geschichte“, Bd. I, S. 76 ff.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschbroda, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 21541.
Schriftleiter: A. Schruth, Köhlschbroda.



Nr. 23. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

November 1930

Niederlöbnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruth

(Fortsetzung.)

Die Verhandlungsprotokolle des Gemeinderates wimmeln in den siebziger Jahren förmlich von Besuchen um Erlaubnis zur Anlage neuer Straßen. Die Grundstücksspekulation hatte sich, wie schon erwähnt, in geradezu wilder Weise auf das Niederlöbnitzer Areal gestürzt und suchte nun die einzelnen Parzellen durch Anlage neuer Straßen, die meist als „Privatwege“ gebaut werden sollten, der Bebauung zu erschließen. Zeitweise haben sich die Gemeindevertreter in fast jeder Sitzung mit solchen Besuchen zu befassen, die sehr oft abgelehnt wurden, weil, wenn den Wünschen immer nachgegeben worden wäre, ein Gewirr von Straßen entstanden sein würde, unter denen die Größe der einzelnen Bauplätze gar zu sehr gelitten, und ihr Hinterland eingebüßt hätten. Wir danken diese weise Beschränkung heute den damaligen Gemeindevertretern, die damit verhinderten, daß Niederlöbnitz seinen Charakter als Villenort zum Teil verlor.

In den Verhandlungen der Gemeindeverordneten der 70er Jahre spielt eine „Hauptstraße“ von Niederlöbnitz eine große Rolle, und man hat anscheinend die Absicht gehabt, sie zum Mittelpunkt der des ganzen Ortes zu stempeln. Das gleiche Bestreben hat auch bei dem an ihrem Ende gelegenen ursprünglich kreisrundprojektierten Platz vorgewaltet. Die Entwicklung der aufstrebenden Gemeinde hat aber diese Absichten nicht unterstützt. Ja, diese „Hauptstraße“ ist bis heute noch nicht einmal in ihrer ganzen Ausdehnung straßenmäßig ausgebaut. Die Empfindung, daß sie durchaus nicht den Charakter einer „Hauptstraße“ trage, mag auch 1885 den Gemeinnützigen Verein zu dem Antrage veranlaßt haben, sie in „Königsstraße“ umzubenennen, eine Anregung, der der Gemeinderat auch in seiner Sitzung vom 19. Februar genannten Jahres statt gab. Gleichzeitig wurde der „an ihrer Einmündung in die Langestraße gelegene Platz“ Königsplatz genannt. In den Jahren von 1875—80 änderten überhaupt viele

Straßen ihre teilweise provisorischen Namen. So wurde aus der Dittrichstraße auf Antrag der Anwohner die Wilhelmstraße, Thienemanns-Allee wurde zur Alleestraße, die Meißner Landstraße, soweit sie an Niederlöbnitzer Gebiet grenzte, zur Dresdener Straße. 1875 wird die Zillerstraße bis an die heutige Meißner Straße durchgeführt. 1876 erfolgt der endliche Ausbau der Grenzstraße. Zwei verschwundenen Straßen- und Wegnamen begegnet man noch in den Akten jener Jahre. Das uralte Chemnitzgäßchen wird noch erwähnt und auch noch ein „Schlütergäßchen“, eine Verbindung der Vorstraße und der Meißner Straße, die zwischen der Zillerstraße und der Einmündung der Vorstraße in die Meißner Straße lag. Das Schlütergäßchen war Privatweg und wurde schließlich eingezogen. Die Fortsetzung der Moritzburger Straße, die in ihrer ganzen Ausdehnung einschließlich der Bahnhofstraße in den 60er Jahren noch im Volksmund die Viehtriebe hieß, war nicht der heute von der Weinbergstraße nach Oberort-Vindenuß laufende Teil derselben, sondern die Weinbergstraße selbst. Dort hinaus hatten die alten Köhlschbrodaer Bauern ihr Vieh in die Buschhütung und nach den Vindenußer Büschen getrieben. Bis 1879 trug die heutige Weinbergstraße noch den Namen „Die Viehtriebe“, wird als solche in den Akten angeführt. Erst 1879 avancierte sie zur Forststraße, die nach der Vereinigung der Westlöbnitzer im Jahre 1923 zur Weinbergstraße wurde. — Ein weiterer uralter Wegname verschwand gleichzeitig, ein Name, dessen sich heute auch viele alte Niederlöbnitzer nicht mehr erinnern: Der „Steinigeweg“, dem man den farblosen Namen „Karlstraße“ beilegte. Die Gegend zwischen der Borngasse und der Meißner Straße hatte 1876 noch nicht die Verbindungen der Albert- und Carolastrasse. Nur ein schmaler Durchgang existierte in dem sich, wie einmal eine Bemerkung eines Protokolls besagt, im Winter zum Miß-

vergnügen der Behörde die Kinder mit Schlittensfahrten verlustigten. 1878 taufte man das „Gäßchen hinter der Weintraube“ das auch allmählich durch die Anlieger bauplanmäßig ausgebaut wurde „Weintraubenstraße“. In der Gemeindeverordnetenversammlung vom 12. April 1883 erhielt die Weintraubenstraße den heutigen Namen Schuchstraße.

In den heutigen Straßennamen haben sich vielfach noch Reminiszenzen an die einstigen Erbauer von Straßen oder von Besitzern von Grundstücken, die von solchen durchschnitten wurden, erhalten. Merkwürdigerweise sind aber selten die Familiennamen ihrer Schöpfer zur Bezeichnung der Straßen benutzt worden, sondern vielfach die Vornamen. Dadurch wird man, wenn man den eigentlichen Ursprung der Straßennamen nicht kennt, oft zu ganz falschen Schlüssen verleitet. Wie „romantisch“ hört sich zum Beispiel die Bezeichnung „Augustusstraße“ an. Der Name der Straße klingt präventiv, wie etwa der ihrer Dresdener Namensschwester oder der der Augustusbrücke, und man ist versucht, ihn mit August dem Starken oder seinen Sohn, den 8. August, in Verbindung zu bringen. Und dabei hat derselbe einen ganz trivialen Ursprung, denn in einem Gemeinderatsprotokoll von 1874 wird dem Erbauer der damals angelegten Straße erlaubt, sie nach seinem Vornamen „Auguststraße“ zu benennen. Der Mann hieß Friedrich August Rothe. Warum er sie nicht nach seinem Familiennamen getauft, wann und warum die schlichte Auguststraße den klangvollen Namen Augustusstraße erhalten, ist heute nicht mehr zu erkennen. Ähnlich ist's mit der 1888/89 angelegten Friedrich-August-Straße, die scheinbar zu Ehren des letzten sächsischen Königs ihren Namen trägt. Warum man ihr nicht den Namen „Rammstraße“ nach ihrem Erbauer Friedrich August Ramm, dessen Nachkommen heute noch in Niederlöbnitz leben, gegeben hat, ist nicht recht einzusehen. Die Rennerbergstraße dage-

gen trägt den Namen der ehemaligen Besitzer des alten Weinberges den sie durchschneidet, den der Familie Renner, wie die Lamsbachstraße den Familiennamen der Besitzer des Terrains, auf dem sie angelegt ist. 1875 findet man in den Akten ein interessantes Streiflicht auf die Ordnung und Sauberkeit, die damals in den Niederlöbniher Straßen herrschte. Da verbietet man von Amtswegen den „alten Gebrauch, Feldsteine aus den Weinbergen, Topf- und Glascherben, Quecken usw. aus den Gärten auf die Straßen zu werfen“.

— Eine weitere Reminiscenz liegt der Eingeweihte mit verständnisvollem Lächeln im Protokoll vom 25. April 1878, in dem ein Langes und Breites über den „ungeziemenden Ton eines Briefes“ gesprochen wird, den ein Dr. Pröhl an den damaligen Gemeindevorstand Pex richtete. — Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne!

Eine hübsche Illustration der damaligen ziemlich patriarchalischen Verhältnisse in der Gemeinde gibt eine Protokollnotiz aus dem Jahre 1877, die eine Beschwerde eines „Willenbesizers“ erwähnt, den der „Gemeindediener unhöflich gegrüßt“ habe. Der Gemeinderat nahm diese wichtige Angelegenheit sehr ernst. Man beschloß dem Sünder einen Rüssel zu erteilen und ihn „zu größerer Höflichkeit zu ermahnen“. — 1877 errichtete man eine Gemeindeparkasse nach dem schon vorher ein privater Sparverein bestanden hatte. Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch, daß das Reinvermögen der Gemeinde in jenem Jahre genau 11 181,90 Mark betragen hat. Den Aktiven in der Höhe von 33 081 Mark standen 21 900 Mark Passiven gegenüber.

Ein recht bezeichnendes Streiflicht auf die Niederlöbniher Zustände damaliger Zeit liefert auch das Protokoll vom 7. Januar 1874. Damals regte General von Schmieden an, „wenigstens einige Laternen an den Haupt- oder Kreuzwegen“ anzubringen. Der Gemeinderat lehnte aber dies Verlangen rundweg als „unausführbar“ ab. Der Protokollant Edmund Barthel fand das schon damals so merkwürdig, daß er hinter das „unausführbar“ ein großes Ausrufungszeichen in Klammern setzte.

Bis in die Mitte des Jahres 1874 wurden die gemeindeamtlichen und sonstigen Bekanntmachungen auf dem Wege des Umlaufes veröffentlicht. Eine Mappe mit den amtlichen Schriftstücken ging von Haus, langsam und bedächtig und blieb, wie weiland der Niederlöbniher Nachtwächterspieß auch gelegentlich einmal in einem Haushalt überhaupt liegen. Dagegen wendete sich eine Eingabe von 50 Einwohnern, die, modern eingestellt, die Veröffentlichung der amtlichen Belange durch eine der beiden Ortszeitungen verlangten. Damals wurde das August Ziegnersche Wochenblatt, das seit 10 Jahren bestand und das seit einigen Jahren in den Butterschen „Elbtalnachrichten“ eine Konkurrenz hatte, zum Amtsblatt für Niederlöbni ernannt.

Die ersten Spuren einer Uniformierung des Vollzugspersonals zeigen sich 1875, als man dem Gemeindediener eine

Uniformmütze, die auf einem Blechschild die Dienstbezeichnung trug, anschaffte. 1875 erteilt der Gemeinderat dem damaligen Besitzer von Baderbarths Ruhe, dem Freiherrn von Tümping, die Genehmigung zum Umbau des Herenhauses, das bis dahin noch in ursprünglichem Zustande seiner Erbauung erhalten war. Aus dem alten Barockbau wurde ein Landhaus im Stile italienischer Renaissance wie es bis 1921 bestand.

Es wurde schon erwähnt, daß sich das alte Niederlöbni in bezug auf Feuerlösch-einrichtungen stets sehr ablehnend verhalten hatte. Man hielt einen eigenen Feuerschutz nicht für nötig, verließ sich vollständig auf die freundschaftliche Hilfe von Kößchenbroda, Naundorf und Zischewitz und lehnte in den sechziger Jahre die Anschaffung einer Spritze mit der merkwürdigen Begründung ab, „daß ja doch kein Wasser zum Löschen da sei“ (Schubert, Chronik). Allerdings bedachte man dabei nicht, daß die Nachbarspritzen bei einem Niederlöbniher Brandfalle ohne Wasser auch nichts hätten ausrichten können. Schubert nennt diese sonderbare Stellungnahme eine leere Ausflucht und verweist auf die vielen im Orte befindlichen Brunnen. In den achtziger Jahren war dieser Standpunkt der Gemeindevverwaltung aber nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Häuseranzahl hatte sich wesentlich vermehrt, die Bewohner und ihr Eigentum mußten unbedingt durch eigene Einrichtungen gegen Feuerschaden geschützt werden. Das sah auch der Gemeindevorstand Pex und sein Kollegium ein und so beschloß man am 18. April 1882 die Anschaffung einer eigenen Feuerspritze. Nach verschiedenen Beschäftigungen solcher in den betreffenden Fabriken entschloß man sich zu dem Ankauf einer Spritze bei der Döbelner Spritzenfabrik von Julius Müller, die mit allem Zubehör 1296 Mark kostete. Damit war aber auch die Errichtung einer Feuerwehrrichtung notwendig, deren Aufstellung nach Lieferung der Spritze am 5. Febr. beschloßen wurde. Sie sollte zunächst 16 Feuerwehrlente und 2 Spritzenmeister, also doppelte Besatzung der Spritze umfassen. Es wurde eine öffentliche Aufforderung zur freiwilligen Meldung zum Feuerschutzdienst erlassen, die aber zunächst ergebnislos blieb. Nur der Spritzenmeister war vorhanden. Die Sache zog sich über ein Jahr hin und erst Anfang des Jahres 1884 liest man im Gemeindeprotokoll, daß sich 11 Mann gemeldet hatten. Der Spritzenmeister Zschau wurde beauftragt, aus diesen 11 Mann die zu einer Spritzenbesatzung nötigen 8 Mann herauszusuchen. Die Gründung der Freiwilligen Feuerwehrrichtung Niederlöbni war vollzogen. Die ersten Vorbeeren erntete die junge Feuerwehrrichtung im selben Jahre bei einem Brande in Kößchenbroda. Sie erhielt da die 1. Prämie von 25 Mark. Neben diesen Feuerschutzmaßnahmen hatte die Feuersicherheit der Gemeinde auch dadurch eine wesentliche Steigerung erfahren, daß die Baumeister Ziller die erste private Hochdruckwasserleitung für die östliche Löbni errichteten, und daß auch eine zweite, die Giesmannsche, projektiert und am 1. Mai 1884 gemeindefreig genehmigt

worden war. Beide sollten dem Feuerschutz durch Aufstellung von Hydranten dienstbar gemacht werden. Die Giesmannsche Wasserleitung wollte sich die Quellen des heutigen Waldparkes zunutze machen, deren Wasser durch einen quer durch den Berg zwischen Friedensburg und heutigem Wasserferum getriebenen Stollen nach dem Orte geleitet werden sollte. Der „Giesmanns Tunnel“ besteht noch heute. Angelegt war derselbe schon zu Ende des 7. Jahrzehntes und wurde damals vom Publikum als Sehenswürdigkeit der Löbni besucht und angestaunt. Ihren Zweck hat die Wasserleitung ungenügend erfüllt.

Das Jahr 1884 brachte dem Orte neben Errichtung einer Freiwilligen Feuerwehrrichtung noch einen anderen großen Fortschritt. Die Straßenbeleuchtung wurde eingeführt. Eiserne Randelaber mit Hydrokarbonöllampen wurden aufgestellt, deren Wartung und Anzünden wegen der großen Ausdehnung des Ortes die Annahme dreier Laternenwärter erforderte. Die Sache ging ziemlich schnell vor sich. Im August 1884 war sich der Gemeinderat über die Einführung der Straßenbeleuchtung schlüssig geworden, und am 6. Dezember desselben Jahres wurde die neue Einrichtung zum ersten Male in Betrieb gesetzt. Der Redakteur Lisie der Kößchenbrodaer Zeitung schrieb damals pathetisch: „Der heutige Sonnabend wird in den Annalen von Niederlöbni mit flammender Schrift eingetragen werden, denn heute ist der große Tag an welchem die Straßen des Ortes zum ersten Male im Glanze der neugeschaffenen Beleuchtung erstrahlen werden. Alt und Jung rüftet sich, dieses welthistorische Ereignis würdig zu feiern. Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß in dieser Lichtfrage die beiden Schwestergemeinden Kößchenbroda und Niederlöbni einträchtig miteinander gingen, eine Tatsache, die umso eher hervorgehoben zu werden verdient, je seltener dieser Fall eintritt.“ Diese letzte Bemerkung des damaligen Schriftleiters unserer Ortszeitung ist so recht bezeichnend für die Art des freundschaftlichen Einvernehmens das von jeher, und wie diese Abhandlung erwähnt, schon seit Jahrhunderten bestand und im innersten Herzen mancher alten Niederlöbniher heute noch im Geheimen weiterglimmt.

(Fortsetzung folgt.)



Glaubt der Baum —

Glaubt der Baum im Monat Mai
wenn die Blätter ihn umprangen,
daß das Kleid ihm umgehungen
nur für eine Spanne sei?

Ewig meint er es zu tragen,
so wie Deine Liebe ich —
Wenn der Herbst vorüber strich,
steht er nackt in Wintertagen.

Riccarda Such.



Aus einer kleinen Stadt.

Von Fiete Fischer.

Freiberg (Sachsen), im Sommer.

„Es waren“, so erzählt die Chronik, „die Gassen in der Stadt meistens ein wenig gebogen angelegt, der Ungeßtüm der Winde desto besser zu wehren.“ Und noch immer haufen in den Gassen die biederen Krämer und Ladnerinnen und verkaufen zu mäßigen Preisen: Seife, Salz, Karamellen, Streichhölzer und Bindfaden. Auf den Märkten rauschen die kühlen Bronnen von rebenumwachsenen, abgebrochen Säulen herab. Plötzlich, wie aus Versenkung und Versunkenheit auftauchend, Reste der Befestigungsmauer, die im Mittelalter um das Städtchen herum lief. Tauben gurten auf spitzen Dächern. Lächelnde, vergessene Träume erwachen zum Leben. Einmal, in einem linden, blauweißgrünen Sommer, mag die Stimme irgendeines absolutistischen Nachhabers der kleinen stillen Stadt, die mit ihrem Häuserhäuflein um verfallene gotische Kapellen, um uralte Märkte und verwitterte Denkmäler, unbeweglich wie eine Herde Schafe, um den Hirten gesammelt, ruht, das Gebot zugerufen haben: ein Ueberbleibsel halb bürgerlicher, halb noch romantischer Zeit, ein Kleinod zu bleiben. Und wenn man über hinzugekommenen Land hinwegsteht — die aufdringlichen Lichtmasten, die Autos, ein paar größere Kaufhäuser für anspruchsvolle Leute, all das hat etwas Unmotiviertes in dieser Stadt, wo man früh aufsteht und am Abend nicht allzu lang im engen Lichtbezirk der zinnernen Lampen zu sitzen liebt —: so steigt das Andenken geruhiger Zeit lebendig auf. „Anno 1171“, so berichtet die Chronik an anderer Stelle, „haben die Sachsen das Dorff Christiansdorff an der jetzigen Münzbach im Bau gebessert und also zugerichtet, daß es einer neuen Stadt gleichet“. Das war damals, als an den Regentagen die besseren Bürgerfrauen in besonderen, mit kleinen Stelzen versehenen Straßenschuhen ungefährdet den Straßenschmutz durchquerten. Damals, als jeder ansässige Mann „Gewalt und Frieden hatte, soweit als seine Trause fiel“. Wie oft sprang lodernde Flamme in jenen Tagen blitzschnell von Erker zu Erker, von Laube zu Laube, im dürren Fachwerk prasselnd. Oder das große Sterben wütete innerhalb der licht- und luftsperrenden Mauern. Damals, als der Trauermarsch aus dem altertümlichen Bergmannsgruß Vielen zum Leide oft genug durch die Gassen summt:

„Leb wohl, leb wohl, du Bergmannskind!
Du hast vollbracht den Lauf.
Treu warest du und brav gesinnt,
Drum rufen wir: Glückauf!“

Zum letzten Male fährst du an
Und fährst nicht mehr herauf,
Drum grüßt dich auf der dunklen Bahn
Ein inniges: Glückauf!

Doch schloß sich auch dein Auge hier,
Dort tut sich wieder auf.
Wir alle, alle folgen dir
Und grüßen dich: Glückauf!“

... Warum gibt es keine Geschichten mehr, die „an einem warmen Julitage des Jahres 18...“ anfangen? Hier, wo alles lauschig, heimlich, behaglich, wo alles großväterlich ist und leiser Schritt — hier könnten sie spielen und Wirklichkeit werden. „An einem warmen Julitage...“

Müde angelangt nach zermürbender Bahnfahrt, nimmt man einen Wagen durch die Stadt und macht bald die überraschende und erfreuliche Entdeckung, daß der Anblick des altertümlichen und verwinkelten Gemäuers erfrischt, wie Schlaf. Man notiert sich ein paar Dinge in das Reisebuch, für später; da ist ein verwitterter Friedhof, ein Teich, auf dem man gondeln kann, ein Schwedenkmal (Torstenson belagerte die alte Stadt im Dreißigjährigen Kriege), und eine Bibliothek. Alles ist voll von Abenteuer, Historie, Vergangenem. Vor allem: der Dom mit dem nach Süden gelegenen, als „Goldene Pforte“ weithin berühmten Portal; uralte mächtige romanische Rundbögen auf schönem Säulenwerk mit vielerlei steinernem Zierrat, phantastischen Tiergestalten mit Menschenköpfen und acht lebensvollen Figuren (dem Propheten Dantel und der Königin von Saba, Salomo und Jesaias, dem Hohenpriester Aaron und der gekrönten Braut aus dem Hohen Liede Salomonis; dem König David und dem Propheten Nahum, mit einer Schriftrolle in der Hand).

In dieser Stadt, die ein Bergmannslied ist, ein Gedicht, lebendig geworden, studierte der junge Körner, und der alte Berggeschworene Braun, bei dem er Quartier genommen, hatte seine helle Freude an dem gutmütigen, witzbegierigen Studenten.

Im Dezember 1797 kam hierher Novalis, der an Sehnsucht sterben wollte, und öffnete das Heiligtum seines Herzens der Stadt, darin, wie Friedrich Schlegel glaubte, noch „alles aus ihm werden konnte — oder auch nichts“. Er wird uns zu jener Zeit als ein noch sehr junger Mensch von guter Bildung und sehr feinem Geist geschildert, mit schwarzen Augen und herzlichem Ausdruck. An der Bergakademie studierte er die Naturwissenschaften und träumte seinen wundervollen Traum von Begreifen der Natur als symbolischer Einheit. Vergebens versuchte die sinnlich schöne Julie Charpenier ihn aus seiner Todessehnsucht zu erlösen; sanft entglitt er ihren Armen, und seine Seele schwebte dem erschnittenen Himmel zu.

Am Oberen Markte leuchtet das gelbgetünchte, von wildem Wein umrankte Rathaus. Die Welt ist blau. Die Bürger, seltsam steiflein und altväterisch (. . . altväterisch . . . ist dies Wort nicht wie Duft

von blauem Frack mit Goldknöpfen, den eine gottesfürchtige Haushälterin der vierziger Jahre sorglich vor Mottenfraß einstampferte?), die Bürger, wie gesagt, schleichen dicht an den altersschiefen Häusern entlang, die um den Dom geklebt scheinen. Die engen Gassen bäumen sich ihnen entgegen. Freundlich blinkt die Sonne auf den Platz hernieder, und ruhevoll ragt ein Denkmal inmitten. Wasser sprudelt klar aus blinzeln den Löwen. Den Platz beschatten verächtlich hochgiebelige Patrizierhäuser mit kleinen spiegelnden Fenstern. Wir setzen uns auf den Brunnenrand, zu Füßen Ottos des Reichen. Unter ihm galt es noch für unverantwortlich, „geld und reichthum durch Krieg erobern zu wollen, aber in der erden solches suchen, ist recht und redlich; bergwerk zu bauen ist der redlichsten nahrungen eine“. Ihm gegenüber glöht das Haupt des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen nieder auf den Stein, da man es vom Rumpfe trennte.

Die Vorstadt ist schon ganz ländlich: da sind Bauern im Feld, man hütet das Vieh, Grillen zirpen, ein Schwarm von Gänsen kreischt auf, Heiterkeit ist in einer Schenke, eine alte Linde ragt, liedumjungen. Fehen aus schönster Erinnerung verweben sich dem Landschaftsbilde: Beethovens Sechste, die Pastoral-Symphonie. Das ist sie: „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande. Szene am Bach. Lustiges Zusammensein der Landleute.“ Nur, daß dieser Landschaft ganz das imposante Allegro con brio: Gewitter, Sturm . . . fehlt. Das Theatralische, Heldische liegt ihr nicht.

„Bewahre Menschen, Vieh und Kraut,
Die Bäum und Frucht der Felder,
Und was zur Bohnung ist erbaut,
Dazu auch Gras und Wälder.
Hilf uns, daß nicht mit einem Mal
Von oben her ein Feuerstrahl
Uns jämmerlich verderbe.“

So singen des Sonntags die alten frommen Bauern, im nahen Kirchlein, das umstanden ist von einer natürlichen Mauer hoher Pappeln, die sich wie ein Bannkreis um die Stätte der Andacht und Einkehr ziehen.

Freiberg im Sächsischen! Im Bilderbuch der Umwelt, das wir, je älter je mehr, lieb gewinnen, mit deinen Biergärtchen, deinen alten dunklen Türmen, deinen Vergißmeinnichtwiesen in der Vorstadt, mit deinen brennend roten Geranien hinter winzigen Fenstern, mit den sanften Dämmerungen —: als wir hinausgingen von dir in der flammenden Abendröte, glücklich, den lieben, langen Tag so schön laltenlos . . . vertan zu haben, sahen wir die Äpfel süß und die Pastorenbirnen saftig werden. Und dachten, als wir später im Fenster des ansahrenden Zuges standen, einen Augenblick lang und fast bedauernd: wach Glück — Stille, heimliche, begüti-

gende Wärme, Idylle und leises Warten! Aber nur einen Augenblick lang. Solang, als genügt, um, nach Tagen der Entspannung und Abregung, den täglichen Weg

zum Amt erträglicher zu machen. Mehr bedarf's nicht. Ja nicht. Denn in neuen Zeiten, unter größeren Dimensionen, an die man mit einiger Mühe Anschluß ge-

funden, ist es gefährlich, alten, ausgedienten Glücken nachzuträumen. Man kommt so leicht unter den Schlitten . . . (Staatszeitung).

Der Prager Fenstersturz.

Von Ricarda Such.

An einem warmen Maimorgen versammelten sich die Stände bei Wilhelm von Lobkowitz, um sich nach gemeinschaftlich eingenommenem Frühtrunk auf das Schloß zu begeben und die Vertreter der Krone zur Rede zu stellen. Jetzt wollten sie sich vor Kompromissen hüten, sagte Kolonna von Fels unter dem Trinken, einmal müsse gründlich aufgeräumt werden mit den Habsburgern, sonst würden sie nie zur Ruhe kommen. Ja, sagte Kinsky, einmal müsse man Mut zum Handeln finden, ein einmaliger starker Bluterguß sei nicht so gefährlich, wie das stete Tröpfeln aus einer offenen Wunde.

Das sei nicht gesagt, meinte Wilhelm von Lobkowitz, kopfschüttelnd, bei einem starken Bluterguß fahre oft die Seele zugleich heraus. Unvorbereitet loszuschlagen, sei sinnlos, man müsse gerüstet sein, wenn es auf einen Krieg auslaufen sollte.

Das sei gewiß, sagte Thurn, daß der Zeitpunkt bei der Wahl Ferdinands geeigneter gewesen wäre. Es sei doch ein anderes, wenn man sich im Rechte wisse. Jetzt hätte man gewissermaßen zugegeben, daß Böhmen ein habsburgisches Erbland sei.

Was? rief Kinsky, wodurch sie das zugegeben hätten? Sie hätten Ferdinand aus Recht und Freiheit, nicht pflichtschuldig gewählt. Uebrigens würde geschriebenes Recht doch nicht geachtet, die Faust gäbe den Ausschlag. Verträge wären nichts anderes als der Schapetz böhmischer Fürsten, töricht, wer sich dadurch blenden ließe. Und ob sie etwa damals kriegsgerüstet gewesen wären? Wer es ehrlich meine, verschanze sich nicht hinter Ausflüchten.

Auf diese Worte fielen heftige Entgegnungen, mehrere sprangen von den Sätzen, und es wurde laut durcheinander geschrien. Nachdem sich der Lärm gelegt und die Streitenden sich beruhigt hatten, sagte

Thurn, sie wären ja darin einig, daß sie mit dem Hause Oesterreich nicht weiter wirtschaften wollten. Sie wären voll Zug und Trug, dabei lendenlahm, faul und blöde, ließen übermüdete Diener schalten. Alle stimmten zu: Matthias wisse wohl kaum etwas von dem scharfen Schreiben, das in seinem Namen an sie abgelassen wäre, Martinik und Slavata hätten es verfaßt, es wäre wohl niemals aus Prag herausgekommen. Den Prahlhansen müsse einmal gründlich das Maul gestopft werden. Einzelne Stimmen wurden laut, man müsse sie defenestrieren, sie hätten es voll auf verdient, Langmut mache sie nur dreister.

Erhitzt und wilder Laune stiegen die Herren zu Pferde und ritten den Weg zum Schloß hinan; Goldregen, Rothorn und Schneeball quollen in dicken Gebüsch über die Mauern der Gärten, und die Luft war von süßen Gerüchen durchkreuzt, als würfen sich spielende Frühlingsgötter mit Haufen von Fliederduft.

Die Vertreter der Krone, die bereits im Schlosse versammelt waren, nahmen die ungestüme Frage der Stände, sie wollten wissen, wer den kaiserlichen Drohbrief verfaßt habe, mit anscheinend hochmütiger Gelassenheit und ein wenig hämischer Höflichkeit entgegen; aber sie konnten ihre Unsicherheit und Angstlichkeit nicht ganz verbergen, die durch das umgehende Gerücht von der Wut und dem gefährlichen Vorhaben der Evangelischen über sie gekommen war. In den feindlichen Blicken, die unter den Fragen und Antworten auf sie gerichtet waren, bemerkten Martinik und Slavata plötzlich eine böse Lust, die ihnen Entsetzen einflöhte. Martinik wurde bleich, stotterte etwas von der Gerechtigkeit des Kaisers und daß er nicht vom Majestätsbrief abweichen würde und wich dabei zurück, um durch ein anstoßendes Gemach zu entfliehen; aber schon wurde er

umringt, von mehreren Fäusten gepackt und an das offenstehende breite Fenster geschleppt, vor welchem der goldene Mat sich ausbreitete. Unter Sträuben und Zapfen hörte er lautes Brüllen: Fahre zur Hölle, Teufelsbraten, worauf ihm, bevor er noch an der steilen Mauer hinunterfaute, die Sinne vergingen. Inzwischen hatten schon verschiedene Fäuste den erschrocken zur Flucht sich wendenden Slavata ergriffen und schleuderten den kläglich um Gnade Flehenden dem ersten nach; die beiden Schelme gehörten zusammen, hieß es unter höhnischem Gelächter. Den Schreiber der beiden, namens Fabritius, der dem geschwinden Vorgang schlotternd zugehört hatte, warfen sie nachträglich hinterher, damit er, wie sie ihm lachend zuriefen, sich des fatalen Brieffschreibens nicht mehr unterstehen könne.

Der Ausgang dieser raschen Tat war überraschend, indem die 3 aus einer Höhe von 40 Ellen herabgestürzten Männer, durch einen Misthaufen weich aufgefangen, keine Verletzung erlitten, sondern sich vor der Wut ihrer Feinde, die ihnen noch einige Schüsse nachknallten, in das nahegelegene Haus des Popol von Lobkowitz flüchten konnten. Während die Geretteten sich des Beistandes der wunderthätigen Mutter Gottes rühmten, erließen die Direktoren eine umständliche Rechtfertigung: sie hätten verräterische Leute, die sie zu Rebellen gegen des Kaisers Majestät hätten machen wollen, nach alter Weise durch die Defenestration justifiziert und hofften, der Kaiser, dessen treue Untertanen sie wären und auch bleiben wollten, werde künftig ihre Anliegen gnädig erhören und die Ungerechtigkeiten abstellen, wodurch der liebe Friede wieder hergestellt werden könne.

Aus dem Roman
„Der große Krieg in Deutschland“.
(Insel Verlag zu Leipzig.)

Vom Alter der Bäume.

Die natürliche Lebensdauer unserer Waldbäume läßt sich nicht sicher bestimmen, denn in unseren sorgfältig überwachten Forsten stirbt selten ein Baum des natürlichen Todes; er verfällt dem Beil des Holzhauers, bevor er noch das erste Jahrhundert hinter sich hat. Leider. Denn wo sich irgend ein Schaden zeigt, wird der Baum „gezeichnet“, für den Tod gezeichnet. Die armen Höhlenbrüter unter den Vögeln leiden dadurch immer mehr an Wohnungsnot, praktisch: Nistgelegenheiten, und werden so immer seltener. Jedenfalls gibt es heute in Europa nur wenige Bäume, die viel über ein halbes Jahrtausend alt sind. Zu den längstlebigen

Bäumen gehört in Deutschland die Linde, die nach alter Sitte in jedem Dorfe gepflanzt wurde. So erzählt man sich von historischen Linden, die 600 bis 700 Jahre alt sein sollen. Aber solche Angaben sind selten zuverlässig, da historisch berühmte Bäume, wenn sie abgestorben sind, nachgepflanzt werden. Hohlgewordene alte Bäume lassen sich schlecht schätzen. Dicke und noch erhaltene Jahresringe ergeben meist zu hohe Zahlen, da im Alter der jährliche Zuwachs viel geringer ist als in der Jugend. Ab und zu findet man noch vereinzelt alte Eichen, unter deren Wipfeln vielleicht die Kriegsvölker Napoleons, Friedrichs des Großen, Gustav Adolfs,

Herzog Albas vorüberzogen. Eine andere Frage ist die, wie alt ein Baum werden kann. Da scheint die Eibe (*Taxus baccata*) den Methusalempreis zu bekommen. Man schätzt ihr erreichbares Alter auf 8000 Jahre. Zu Cäsars Zeiten war dieser Baum noch sehr häufig in Germanien, heute ist er als Waldbaum im Aussterben begriffen. Das Alter der Eiben, auch auf der Höhe bei Oberschlottwitz in Sachsen, wird meist überschätzt. Alljährlich ziehen Tausende dorthin, um die „ehrwürdigen Eiben“ zu bewundern. Hoffentlich halten sie die Veteranen unter den Bäumen auch in Ehren und reißen ihnen nicht kostbare Zweige ab, die zu nichts nütze sind,



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezahler des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroba, Giltterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 11541.
Schriftleiter: H. Schruith, Köhlschendroba.



Nr. 24. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

November 1930

Nocturno.

Ich starb — im Traum —, der letzte Atemzug entfloß.
Und doch — ich sah dich weinend über mir,
Sah deine Trauer, konnte dich nicht trösten,
and über deinen Schmerz schritt hin die Welt.
Wie alle Tage ging die Sonne auf,
wie jeden Morgen kam des Tages Kampf
und Arbeit, Mühe, Lust und Sorge neu. —
Ich war vergessen, ich war ausgelöscht

wo einst — ein Mittelpunkt des Seins — ich stand. —
Nur du noch dachtest meiner und dein Sparm
bant dem Vergessen den Altar,
auf dem die Flamme deiner Liebe glühte. —
Da jauchzte meine Seele auf zu Gott
und dankbar sank ich hin vor seinem Thron
in dem Bewußtsein, daß ich nicht umsonst
gesorgt, geliebt und auch gelitten habe.

—th.

Von alten Grabstein-Inschriften in Sachsen.

Eine Totensonntags-Plauderei von Ad. Biesche (F. A. Esche)-Dresden.

An dreiem Tage fließen viele Tränen,
Tränen der Wehmut und Verzweiflung.
Sie erleichtern unsre Herzen, deshalb sind
sie nicht vergeblich vergossen. Um die To-
ten sollten wir zwar nicht so weinen, denn
sie haben Frieden und Ruhe. Uns selbst,
die wir zurückgeblieben sind in Not und
Mutlosigkeit, müßte unsre Trauer eigent-
lich gelten. Aber es liegt auch ein starker
lebensbejahender Gedanke im Totenfest.
Die Natur zeigt uns ihr Sterbekleid nach
vergangenen blühenden Sommertagen.
So predigt sie in eindringlicher Weise den
ewigen Kreislauf von Werden und Ver-
gehen und pflanzt auf unsre Gräber zu-
gleich die Hoffnung. „Es hofft der Mensch,
solang' er lebt.“

Und was erhofft er nicht alles, was er-
träumt er nicht alles! Grabstein-Inschrif-
ten, namentlich solche aus alten Zeiten,
erzählen manchmal davon, sie berichten in
oft drastischer Weise von Erdenleid, weni-
ger von Freud! Manchmal find's ganze
Lebensgeschichten, die man aus solchen In-
schriften lesen kann.

Auf dem Friedhof der uralten Sorben-
stadt Lommahsch befindet sich ein urnen-
gekrönter Grabstein. Ein ehrsameres Bür-
gerehepaar liegt darunter; auf 1688 lautet
die Jahreszahl. Seltsam ist der Bild-
schmuck des Steins! Fünf gleichgroße
Kindelein stehen da und halten sich an den
Händen, wandelnden Glöckchen gleich in
den langen Gewändern der Zeit. Von
der Erde her biegt sich ein traubenschwerer

Weinstock über das Bild; in schlechtem La-
tein darunter die Worte aus dem 128.
Psalm: „Dein Weis wird sein wie ein
fruchtbarer Weinstock drinnen im Hause.“
Das untre Feld des Grabmals aber ist
mit einem langen Poem beschriftet, aus
dessen Schlusse man des Bildes Deutung
erfieht:

„Was unser Lommahsch noch zu keiner
Zeit geseh'n,
Das ist in ihrer Eh' durch Gottes Hand
[geseh'n].
Fünf Kinder auf einmal begrübten diese
[Welt],
Die Jesus bald darauf nahm in des Him-
[mels Zeit.“

In Lössau hat vor Jahren eine ziem-
lich humoristisch begabte Mutter, — es mag
unfreiwilliger Humor sein, aber eben des-
halb desto köstlicher — ihrem verstorbenen
Liebling einen Grabstein mit folgender
„Widmung“ setzen lassen:

„Mein Kind ist gestorben,
Es ging immer barbs! (barfs!)
Da hats gefroren
Und daran starbs.“

Ein Totengräber namens Wiedrich hat
sich auf seinen Grabstein auf dem Fried-
hof zu Oederan folgende Inschrift schrei-
ben lassen:

„Ich, Totengräber dieser Stadt,
Ruh' hier bei so vielen tausend Leichen.
Ich fütterte den Tod oft satt,

Und dachte, mich einst durchzuschleichen.
Allein, der Tod, der kam und sprach:
Was hier auf Erden lebt und lag
Soll meine sein!
Wer andern eine Grube gräbt
Fällt selbst hinein!“

In dem alten Kirchlein des Dorfes
Nobitz bei Altenburg befindet sich ein
Grabstein, welcher dem Andenken eines
Orts Pfarrers gilt, und ziemlich unbekannt,
wohl verdient, als eine ganz originelle
Kuriosität ihrer Art der Vergessenheit ent-
zogen zu werden. Die Inschrift lautet
nämlich wie folgt:

„Allhier ist vergraben ein versieg-
ter Born, der weiland ehrwürdige,
großachtbare und hochgelahrte Herr
Magister Caspar Weisenborn, Pastor
der hiesigen Kirchen zu Nobitz und
Wilschütz, welcher zwar von dem
Brunnquell alles Guten entsprungen,
aber durch das Gift der Erbsünde be-
fleckt, hervorgequollen in die Aue die-
ser Welt anno Christi, den 21. Octo-
bris 1653. Der Fels, darvon er ge-
hauen ist, war Michel Weisenborn, ein
Härtner in Molau, der Brunnen
Grust, daraus er gegraben, war Frau
Maria, eine geborene Erderin, jedoch
ist er in einem dreien, offenen Born
wider die Sünde durch das Wasser
bald in Wort gereinigt, mit dem
Brunn der Weisheit bei dem Brunn-
lein Israel in Raumburg, Leipzig

und Jena erfüllt, durch Gottes Hand in diesen Garten Christi, guleitet anno 1688 und mit Jungfer Rosina Stern anno 1689 vereinigt, in 9 Strömlein vertheilt worden und ist, nachdem er 93 Jahre allhier gequollen hatte, im 68. Jahre seines Alters, den 8. Juni 1721, in aller Stille verträuflet.“

Weiter als in dieser Grabinschrift kann ein Gleichnis wohl nicht getrieben werden.

Rätselhaft dagegen war ein Leichenstein mit eigenartiger Inschrift in der Sakristei der Dresdner Annenkirche. Dieser Stein ward dem „am 26. Juli anno 1870 im jugendlichen Alter von 17 Jahren selig entschlafenen Schneidergesellen Johannes Ehrenfried, jüngsten Sohn des Pfarrers zu Groß-Abblau Christian Adam Frenzel“ gesetzt und trägt folgenden Vers:

„Mein Sohn und Bruder ist in dieses
[Grab gesenket,
Den mit mir hat zugleich die Muttermilch
[getränkt.
Als Sohn und Bruder starb, starb ich, der
[Vater nicht,
Drum hab' ich ihm alsbald dies Grabmal
[aufgerichtet.“

Ansres Wissens ist die Auflösung dieses Rätsels noch nicht gelungen. Vielleicht gelingt einem unsrer Leser.

Derber war man einmal mit der Abfassung einer Grabsteinschrift in Pöschwitz. Vor vielen Jahren war ein dort wohnhafter Fleischermeister von einem Ochsen so heftig gestossen worden, daß er den Tag darauf daran starb. Seine Familie besorgte ihm einen Leichenstein und ließ folgende Grabchrift darauf setzen, welche vor

etwa 100 Jahren noch zu lesen gewesen sein soll:

„Durch eines Ochsen Stoß,
Kam ich in Himmels Schoß.
Mußt ich auch hier erblassen,
Und Weib und Kind verlassen,
So kam ich doch zur Ruh',
Durch dich, du Rindvieh, du.“

Noch lustiger fast und recht deutlich mutet eine Grabchrift an, die einst bei Anlegung des fürstlichen Gartens auf der früheren Langengasse (heute Zingendorfstraße) in Dresden, wo sich einst ein Friedhof befand, auf einem Grabstein gefunden wurde. Sie lautete:

„Hier liegt unsre Magd Hanne,
Sie wuch sehr selten die Bratpfanne,
Sie war sehr unflätig,
Gott sey ihrer armen Seele anädig!“

Allerlei vom Totengräber.

Eine Betrachtung von Ernst Krull.

Der schwäbische Dichter Justinus Kerner, der Verfasser schöner, volkstümlich gewordener Balladen, lebte bis zu seinem im Jahre 1862 erfolgten Tode in dem stillen Städtchen Weinsberg, in welchem er die Würde eines Oberamtsarztes bekleidete. Trotz seiner von Jahr zu Jahr zunehmenden Blindheit führte der dichtende Arzt in der durch „Die Weiber von Weinsberg“ berühmt gewordenen Stadt ein seltsames Doppelleben. Tagsüber ging Kerner seiner nicht übermäßig aufreibenden ärztlichen Tätigkeit nach oder schrieb an seiner „Chronik von Weinsberg“, nachts aber schaukelte er gemeinsam mit dem alten Totengräber auf dem einsam und romantisch gelegenen Friedhofe des Ortes Gräber aus. War es die ahnungsvolle Ruhe des im nächtlichen Schweigen daliegenden Gottesackers, war es das geheimnisvolle Flüstern und Wispern vom Winde bewegter Friedhofspappeln, Birken und Kiefern mit ihren unheimlich im Winde raschelnden Blättern, war es der geisterhafte Widerschein blauer Mondesstrahlen auf verwittertem Gräbergestein, war es das „Kiwitt“ des Käuschens oder der gurgelnde Schrei des Uhus aus dem nahen Walde oder so manche andere unheimliche Stimme der düsteren Nacht, welche den Dichter der „Seherin von Prevorst“, trotz seiner von Blindheit geschlagenen Augen nächtlicherweile auf den einsamen Friedhof lockten, um dort als Gehilfe eines uralten philosophierenden Totengräbers seinen Mitmenschen jenes vier-eckige Kämmerlein im lehmigen Erdboden zu schaukeln, in welches die sterbliche Hülle derer, die da abgeschrieben waren, hinabgesenkt werden sollte!

Mag sein. Denn schon der römische Dichter Virgil wandelte nächtlicherweile zwischen den Bäumen alter Urnenhaine umher, legte sein Ohr lauschend an deren Ton- und Steingefäße, welche die Aschenrester verbrannter Leiber enthielten, und lauschte den geheimnisvollen Stimmen, welche ihm aus jenen Urnen entgegen-

tönten und deren poetischen Widerklang er in seinem Innern in klassisch geformten Versen festzuhalten und einer gebildeten Nachwelt zu überliefern verstanden hat.

In einfacheren und volkstümlicher gehaltenen Formen sang Hans Sachs das Lob des Totengräbers der Stadt Nürnberg in seinen poetischen Schuhmacher-verseen, gleich wie Hans Holbein, der uns seinen berühmten Totentanz hinterlassen hat, den Totengräber zum Volke, als einen lieben, notwendigen Freund hinstellte, der berufen war, das bißchen peinlichen Erdenrest zu sammeln und wieder der Erde anzuvertrauen. Das Mittelalter schildert bekanntlich den Tod als grauen-erregenden Gesellen, als den Sensenmann, als ein klapperndes Knochengelüst mit Stundenglas und Hippe. So zeichnet ihn uns auch Holbein in seinen Totentanzbildern, und nur Hans Sachs hat versucht dem scheppernden Gerippe des Todes einige verjöhnliche Züge abzugewinnen, indem er eben den Totengräber als den Menschen hinstellt, dessen hilfreiche Hand den Auftrag hat, das, was an uns sterblich ist, wieder der Erde zurückzugeben.

Freilich sind nicht alle Totengräber nächtliche Philosophen und freundliche Biedermänner gewesen, es gab unter ihnen auch Schelme und Grabhändler, die es auf das Erbrechen von Särgen und Bestehlen von Leichen abgesehen hatten. Christophe Cordonnier, der Totengräber des Père-la-Chaise-Friedhofes von Paris, welcher in den berühmten Halsband-Prozess der unglücklichen Königin Marie Antoniette von Frankreich verwickelt war, wurde als Leichenschänder und Sargdieb öffentlich gehängt. Sein Kollege Daubler vom Montmartre-Friedhof, aus dessen Familie der heutige Scharfrichter Frankreichs stammt, wurde von Napoleon I. zu einer Galeerenstrafe verurteilt, da er gleichfalls die Leichen gefallener Offiziere, die in ihren Familienbegräbnissen auf dem

Montmartre-Friedhofe beigelegt worden waren, beraubt hatte.

Kaiser Wenzel, der launenhafte Tyrann auf dem Grabschinn, hatte in seinem Gesolge bekanntlich nur den „Gevatter Fenster“, des Nachts jedoch erschien bei ihm in einem Turmgemach des Grabschinn ein maskierter Mann, mit dem der Böhmenkönig nächtlicherweile philosophische Zwiegespräche führte, bei welchen die beiden unheimliche Mengen berauscherender Getränke zu sich nahmen. Dieser Mann war der Totengräber Stochan des heute noch berühmten Prager Judenfriedhofs, ein gar seltsamer Kauz, der auf den unheimlichen König Wenzel einen geradezu dämonischen Einfluß ausübte. Ein späterer Bewohner des Grabschinn, der Astrologen-Kaiser Rudolf II. von Habsburg, in dessen Umgebung die Sterndeuter die größte Rolle spielten, vermählte sich zur linken Hand mit der Tochter des Totengräbers Ursburg in Prag, weil deren Vater ihm ein glänzendes Horoskop dreimal hintereinander zu stellen vermocht hatte. Die Familie des Mädchens wurde später baronisiert und lebt heute noch in Steiermark.

Eine ähnliche Stelle erlangte der einzige Sohn des Pariser Totengräbers Richet vom Friedhof Montparnasse in Paris, welcher bei der Kaiserin Eugenie von Frankreich, die sehr abergläubisch war, unangemeldet ein- und ausgehen konnte, weil er angeblich an diese ein kostbares Amulett durch Zufall verkauft hatte, welchem die Kaiserin die glückliche Geburt ihres einzigen Sohnes „Lulu“ zu verdanken hatte.

Jener Richet durfte sogar seinen kranken und lebensüberdrüssig gewordenen Kaiser in die deutsche Gefangenschaft nach Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel begleiten und erbat sich eines Tages von Napoleon III. die Gunst, wieder nach Paris zurückkehren und das Amt des Totengräbers auf dem Montparnasse-Friedhof übernehmen zu dürfen. Er erhielt auch dieses Amt dank der Fürsprache Victor Hugos, der

inem Totengräber das Manuskript seiner weltberühmt gewordenen Dichtung, „Des Misérables“ persönlich gewidmet hat.

„Der alte Schorler“, der Totengräber des klassischen Weimar, in seiner literarischen Blütezeit, kehrte jahrelang fast jede Woche im Hause Goethes ein, um mit dem Dichter des „Faust“ philosophische Gespräche zu führen und ein Glas Punsch zu trinken. In einem Briefe Goethes an Ackermann, in welchem dieser über eine Textänderung zu seinen Demuren-Szenen

im zweiten Teile des Faust Erörterungen anstellt, wird davon gesprochen, daß Goethe mit Schorler, der für damalige Verhältnisse ein ziemlich „gelehrtes Haus“ gewesen sein muß, sich eingehend unterhalten hat. Ob er freilich so gelehrt war wie Heinrich Gint, der Totengräber von Friedrichsruh, mit dem Bismarck im Sachsenwalde in den letzten Jahren seines Lebens zusammen mehr als einmal spazieren ging, ist anzuzweifeln, denn Gint konnte auf seinen Waldspaziergängen dem Altreichskanzler ganze Stellen aus Homer

und Virgil aus dem Kopfe hersagen, worüber sich unser eiserner Kanzler oft herzlich gefreut haben soll. Merkwürdig — die Sehnsucht nach der letzten Ruhestätte und dem, welcher sie bereiten muß, dem Totengräber, ist von einem gewissen Lebensalter an bei hoch und niedrig, wie bei arm und reich gleich groß, denn es ist eben doch etwas Wahres an dem, was in der Bedeutung der Bibelworte liegt, die so mancher müde Lebenspilger auf den Stein setzen läßt, der sein letztes Kämmerlein verschließt . . . Nur im Grabe ist Ruh' . . .

Heimatschutz und Liliensteinbahn.

Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz hat zu der erneut aufgeworfenen Frage wegen einer Seilschwebebahn von Königstein nach dem Lilienstein folgende Stellungnahme eingenommen und diese auch der zuständigen Verwaltungsbehörde übermittelt:

Die Bedürfnisfrage ist glatt zu verneinen: Der Gipfel des Liliensteins erhebt sich nur etwa 300 m über dem Elbniegel und ist auf 4 bequem hergerichteten Zugängen zu erreichen, so daß er jedem halbwegs rüstigen Menschen ohne weiteres zugänglich ist. Wem selbst diese Steigung zuviel ist, der kann landschaftlich hervorragende und durch berühmte Aussicht ausgezeichnete Gipfelpunkte in der Bastei, im Königstein, Schneeberg, Papstein, Brandw. erreichen, zu denen er entweder ganz mit Wagen gelangen kann oder nur eine kräftige Steigung zu überwinden hat.

Hierauf kommt es aber der Hauptmasse der Ausflügler, die als Besucher des Liliensteines in Frage kommen, nicht einmal an, denn die Mehrzahl von ihnen wird aus den Bewohnern des Bevölkerungsraumes von Groß-Dresden gestellt, gegenüber denen die Zahl der aus weiter Ferne kommenden Gelegenheitsbesucher überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Die von Groß-Dresden aus kommenden Besucher haben aber gar nicht den Wunsch, vor allem möglichst bequem auf den Lilienstein zu gelangen, denn für sie ist weniger wesentlich das Ziel selbst als der Weg zum Ziel. Wochenmüde, wie sie vom Fließband ihrer Berufsarbeit kommen, geht ihr Streben vor allem dahin, möglichst rasch die Großstadt mit ihren drückenden Formen und Bildern, mit ihrer Hast und Unruhe zu vergessen. Deshalb wird von diesen Leuten schon die Bahnfahrt bis zum Gebirge als eine mühselige, wenn schon unvermeidliche Zugabe empfunden und ihr innerstes Bestreben ist, dem möglichst bald zu entfliehen, um sich der ewig jungen, unverfälschten Natur in der Arme zu werfen. Diese Menschen wollen nicht in möglichst kurzer Zeit auf einen Gipfel gelangen, sondern sie suchen oben auf den Bergen und Wäldern körperliche Erholung und Erfrischung und innere Erfrischung. Für sie alle, die, wie gesagt, die Hauptmasse der Besucher darstellen, steht also für den Bau einer Schwebebahn auf den Lilienstein nicht das geringste Bedürfnis.

Was nun die Rentabilitätsfrage anbelangt, so sollte die Seilbahn auf den Fichtelberg, deren Einträglichkeit auch seinerzeit als über jeden Zweifel erhaben hingestellt wurde und die sich schon längst nicht mehr trägt, als warnendes Beispiel dienen. Dasselbe Schicksal würde, wie heute schon mit Bestimmtheit gesagt werden kann, über kurz oder lang auch die Schwebebahn auf den Lilienstein erfahren.

Man führt ins Feld, daß durch den Bau der Schwebebahn die Besucherzahl des Berges wesentlich steigen wird. Die Möglichkeiten, aus weiterer Ferne Besucher, die in erster Linie als Fahrgäste für die Bahn in Frage kommen, heranzuziehen, sind nach den ganzen örtlichen Verhältnissen sehr beschränkt, denn das Gebirgsgebiet ist, von wenigen Punkten, wie Bastei und Schandau abgesehen, für die Heranziehung eines Publikums, das nach der Höhe der Ausgaben nicht zu fragen pflegt, überhaupt nicht geeignet. Dazu ist alles viel zu bescheiden. Zum anderen ist zu fragen, was denn die Landschaft oder das Land als Ganzes von einem besonders starken Besuch des Liliensteins hat, der doch letzten Endes auf Kosten anderer Berge und Berggasthäuser, die schon jetzt über wirtschaftliche Nöte klagen, erfolgen müßte? Oder glaubt denn wirklich jemand, daß lediglich durch das Bestehen dieser Schwebebahn Leute aus größter Entfernung, wohl gar aus dem Auslande, zum Besuche des Gebirges veranlaßt werden? Der Vergleich mit Bergbahnen im Hochgebirge, namentlich in der Schweiz, ändert an diesen Bestrebungen nichts, denn dort handelt es sich um ganz andere geographische Verhältnisse und um ein ganz anderes Publikum. Während hier am Lilienstein das Ziel der Bergbahn von jedem gesunden Menschen erreicht werden kann, sind die entsprechenden Ziele in den Alpen ohne Bergbahn der großen Menge der Besucher überhaupt verschlossen und nur dem alpin geschulten Bergsteiger zugänglich. Auch handelt es sich dort um ein Publikum, welches sich zum größten Teil aus den Kreisen des internationalen Reichtums zusammensetzt.

Der Kreis der Besucher, die als Fahrgäste für die Liliensteinbahn in Betracht kommen, ist ziemlich eng und läßt sich nicht künstlich ins Ungemessene steigern. Auch ist die Menge, die von der Bahn aus technischen Gründen täglich befördert werden

kann, sehr beschränkt. Die Bahn verkehrt nur mit je einem Berg- und einem Talwagen, jeder faßt 25 Personen. Bei einer Höchstgeschwindigkeit von 4 m in der Sekunde und einer Streckenlänge von rund 1000 m können in der Stunde kaum mehr als 7—8 Fahrten ausgeführt, also selbst bei jedes Mal voller Besetzung in der Stunde nur 200 Personen auf den Gipfel gebracht werden. Das könnte an besonders guten Tagen bis zu etwa 2000 Personen ergeben, wobei freilich berücksichtigt werden muß, daß selbst an Hauptausflugs-tagen immer gewisse stille Zeiten am Tage auftreten, und daß die Bahn nach den heute geltenden Bestimmungen Fahrzeuge auf der Elbe nicht überschweben darf. Das wird aber gerade an den Hauptreisetagen, die naturgemäß einen besonders starken Dampferverkehr aufweisen, die Ausnutzung des Betriebes beschränken. Andererseits gibt es solche Hauptreisetage, die eine so starke Inanspruchnahme der Bahn als möglich erscheinen lassen, im Jahr nicht allzu viele. Es kommen dafür eigentlich nur die Pfingsttage und schönen Sonntage in der Zeit von Mitte Juni bis Anfang September in Frage. Regentage und die ganze winterliche Jahreshälfte scheiden überhaupt aus. Dazu kommt, daß nach Lage der Verhältnisse nur mit einem ruckweisen Zustrom von Touristen gerechnet werden kann, der sich auf die Ankunft der Eisenbahnzüge beschränkt. Bei Ankunft eines Zuges würde ein starker Ansturm von Hunderten von Personen an der Seilbahn erfolgen; die Seilbahn kann aber nur einen kleinen Bruchteil der Wartenden auf einmal befördern, die übrigen müßten unter Umständen sehr lange Zeit warten, bis die Reihe der Beförderung an sie kommt. Dazu wird der größte Teil der Wartenden keine Neigung haben und dann lieber zu Fuß den Lilienstein oder einen anderen Berg in der Nähe besteigen.

Die schwersten Bedenken gegen den Bau der geplanten Seilschwebebahn aber liegen auf dem Gebiet des Heimatschutzes. Die Bahn soll ihren unteren Stützpunkt am Elbufer oberhalb des Bahnhofes Königstein, ihren oberen Angelpunkt auf der Hochfläche des Liliensteins finden und auf der Schneide des gegen das Elbtal vorgelagerten Fuhanges des Liliensteins bei Ebenheit durch einen etwa 8 m hohen eisernen Gerüstbau gestützt werden. Dauernd und schon von weiter Entfernung werden

die starken zwei Haltetaue, außerdem bei jeder Stellung des Wagens vier Zugseile sichtbar sein und das Landschaftsbild in störender Weise in zwei Teile zerschneiden, abgesehen von der Beeinträchtigung des Gebirgsbildes durch die auf- und abpendelnden, etwa 4 m langen Wagen und durch die dem Betriebe dienenden Bauwerke. Insbesondere wird dieser Eindruck störend wirken für die Besucher des Elbtals, darunter die zahlreichen Fahrgäste der Elbdampfer. Und dies inmitten einer Landschaft, die an sich nichts ist als ein einziges großes Naturdenkmal im Glanzpunkte des Elbkansons zwischen den beiden schönsten Tafelbergen des ganzen Gebirges. Dieses Bergland aber muß eine Zufluchtstätte bleiben für die von der Not und Unrast unserer Tage bedrückte Menschheit, daß sie dort die innere Erfrischung und Entspannung finden kann, deren sie zur Erhaltung ihrer Lebenskraft unbedingt bedarf. Die Natur aber wird ihr verleidet, wenn ihr Eigenwesen und ihre selbstsichere Persönlichkeit genommen wird und sie allenthalben den Sklavenstempel menschlicher Gewinnsucht zur Schau tragen muß. Der Großstädter sucht, übersättigt von den Formen der Zweckbauten, aus dem Uebermaß geometrischer Linien, die alle wie mit Zirkel und Lineal gezogen sind, den Weg zu dem bewegten Formenreichtum der Natur zurück, wo an

Stelle des strengen Winkelmaßes des Menschenwerkes das heitere Spiel der freien Linie tritt. Dieser Wechsel gibt ihm die Auflockerung und Aufheiterung des Gemüts, nach der er sich sehnt; aus diesem Grunde wirken alle Störungen und Veranstellungen der selbstherrlich gewachsenen Landschaft doppelt häßlich und schmerzlich auf ihn. Und vollends Eisenkonstruktionen in der frischen Welt von Wald und Berg und Feld wirken, um einen drastischen Vergleich zu gebrauchen, wie Totengerippe inmitten blühenden Lebens.

In diesen Empfindungen liegt auch die ablehnende Stellung der Großzahl der Touristen-Vereinigungen, die in der Deutschen Bergwacht, Abteilung Sachsen, zusammengeschlossen sind, sämtlicher Gebirgsvereine und des Touristenvereins „Die Naturfreunde“ gegenüber der geplanten Seilsehwebbahn begründet. Diese Kreise haben sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß sie jedes derartige Unternehmen in unseren Bergen aufs schärfste bekämpfen müssen und für ihren Teil durch ihren Besuch jedenfalls nicht unterstützen werden. Und schließlich sind doch gerade das diejenigen Kreise, auf deren ästhetische Bedürfnisse bei Beurteilung des ganzen Fragenkreises die vornehmste Rücksicht zu nehmen ist, viel mehr als auf die Sensationslust landsfremder Reisender. Wir müssen bei alledem bedenken, daß wir doch

letzten Endes die Treuhänder der Naturschönheiten sind, die uns ein freundliches Geschick in die Hände gelegt hat und wegen deren Erhaltung und Förderung wir den Geschlechtern, die nach uns kommen werden, Rechenschaft schuldig sind. Solche Güter zu zerstören, kann auch nicht unter dem Gesichtspunkte einer bedrängten Wirtschaftslage und der Beschäftigung Arbeitsloser aus Königstein, die übrigens sehr stark überschätzt wird, gerechtfertigt werden. Als es sich darum handelte, auf das Matterhorn eine Bahn zu bauen, empörte sich der Wille des Schweizer Volkes dagegen, und der Bau unterblieb. Für unsere heimischen Berge bedeutet der Lilienstein daselbe wie jener Schweizer Berg; wollen wir weniger Verständnis für unsere Heimat haben als der Schweizer?

Alles in allem sprechen gegen die Ausführung der geplanten Seilsehwebbahn die schwersten wirtschaftlichen Bedenken und die dringendsten Rücksichten auf den Schutz der Heimat. Der Lilienstein würde durch den Bau der Bahn seines Charakters als stolze und freieste Berggestalt unseres Gebirges beraubt werden. Kommt die Bahn zustande, dann haben wir den Lilienstein, wie er seit Urzeiten steht und wie er heute vor unseren Augen und in unserer Vorstellung in den Himmel wächst, nicht mehr.

75 Jahre Dresdner Gemälde-Galerie im Zwinger.

Dieses Jahr jährte es sich zum 75. Male, daß die heutige staatliche Gemälde-Galerie aus ihrem ehemaligen Dresdner Heim im früheren Stallgebäude Ecke Neumarkt und Augustusstraße, dem späteren Johanneum und heutigen historischen Museum, in ihr jetziges Heim in den Zwinger überführt wurde. Die ehemalige kgl. sächsische Gemäldegalerie ist bekanntlich eine Schöpfung der beiden kunstsinigen und prunkliebenden sächsischen Kurfürsten und polnischen Könige Friedrich August II. mit dem Beinamen „der Starke“, und dessen Sohn Friedrich August III. Schon im 16. Jahrhundert hatte Kurfürst August I., der „Vater August's“, über seiner Wohnung im Dresdner Schloß eine „Kunstkammer“ angelegt, die um 1560 „Bildnerei“ hieß und die mit den verschiedenen auf den kurfürstlichen Schlössern befindlichen Gemälden den Grundstock zu der später so berühmt gewordenen Bildergalerie abgegeben hat. Diese Galerie schufen dann im Verlaufe des 18. Jahrhunderts durch fortgesetztes methodisches Sammeln August der Starke und dessen Sohn August III., der mit Unterstützung des Grafen Brühl, seinem Galeriedirektor Le Plate und dem damaligen Inspektor Steinhäuser besonders in Italien, auf den Messen in Frankfurt und Leipzig und auch in Böhmen eine große Menge wertvoller Gemälde nicht nur von zeitgenössischen Meistern, sondern auch von solchen des 16. und 17. Jahrhunderts aufkaufte. Aus diesen Sammlungen entstand nach und nach die heutige Staatliche Gemälde-Galerie, deren ursprüngli-

chen Räume im kurfürstlichen Marstallgebäude am Jüdenhof nicht mehr ausreichte, so daß man an dessen Umbau gehen mußte, der sich von 1744—46 hingezogen hat. Es wurde ein oberer Teil dem Stallgebäude aufgesetzt und somit der Bau des späteren Johanneums geschaffen, in dem heute noch das Historische Museum ist. Dort wurden die Schätze der Galerie besonders durch den damaligen Hofmaler Johann Gottfried Riedel einer Neuaufstellung unterzogen. Im Jahre 1847 begann man dann mit dem Neubau der jetzigen Gemäldegalerie, der im Stile der Hochrenaissance von Meister Gottfried Semper entworfen, der ehemal. kgl. Gemäldegalerie ihr heutiges stattliches Heim gab, in das man dann vom Mai 1855 an die Galerie aus dem früheren Stallgebäude übergeführt hat. Die Zwinger-Galerie wurde am 25. September 1855 feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Unter der Leitung bedeutender Direktoren, wie einem Schnorr v. Carolsfeld, Julius Hübner und vor allem Geheimrat Prof. Karl Woermann hat dann die Dresdner Gemäldegalerie das Werk der Vermehrung und Sichtung ihrer Kunstschätze, wie auch deren Festlegung durch ein wissenschaftliches Verzeichnis im Verlaufe der letzten 75 Jahre durchzuführen können. Seit 1880 wurde noch eine Galerie moderner Meister angelegt, die durch staatliche Zuwendungen, sowie durch die Mittel der „Lindenau“ und „Brühl-Heuer“-Stiftungen nach und nach ansehnlich vermehrt wurde und die sich heute im ehemaligen v. Kap-

herr'schen Palais an der Parkstraße als besondere Gemäldeammlung befindet. Der schon während des Krieges begonnene Erweiterungsbau der Staatlichen Gemäldegalerie konnte infolge der Inflation und der jetzigen finanziellen Verhältnisse weder fortgesetzt noch später wieder aufgenommen werden. E. S.

Resignation.

Holge dunklem Lebensbrange,
Nähre Himmelslicht in dir,
Nachte, wie's zu End gelange,
Aber hoffe nichts dafür.

Ob ein Greis mit hundert Jahren
Weise in die Grube fährt,
Ob ein Jüngling unerfahren, —
Was war all das Treiben wert?

Bald weiß keiner mehr zu sagen,
Wer du warst und wie dein Bild,
Das sie weck hinausgetragen
In ein blühendes Gefild!

Jeder Bebruch ist verschollen,
Jede Klage ist verweht,
Wo mit seinem wechselvollen
Los ein neu Geschlecht erstet.

Anderer Jugend goldne Tage
Andern Alters steile Bahn
Neue Freude, neue Klage,
Alles hebt von neuem an.

Martin Greif.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroba, Güterhofstraße 5 O Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: N. Schruith, Köhlschendroba.



Nr. 25. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Dezember 1930

Niederlöbnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruith.

(Fortsetzung.)

Die in den achtziger Jahren begonnene rasche Weiterentwicklung der Gemeinde setzte sich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in verstärktem Maße fort. Die nahe Großstadt dehnte und reckte sich immer mehr wie nach Osten, so auch nach Westen. Die Dörfer Pieschen und Trachenberg, Zwischenglieder der Großstadt und der Böhmitz, gingen 1897 im Verband der Residenz auf. Die Eingemeindung der übrigen Nordwestvororte Nebigau, Miltien, Trachau, Kaditz bereitete sich vor. Alle diese Expansionsbestrebungen wirkten sich auch im weiteren Umkreis Dresdens, auch in der Böhmitz aus. Die wesentlich besser gewordenen Verkehrsverhältnisse mit Dresden trugen ihr Teil dazu bei. Niederlöbnitz wurde, wie auch sein Schwesterort Oberlöbnitz mehr und mehr ihren Lebensabend hier in landschaftlich schöner und ruhiger Gegend verbringen wollten, oder, noch im Erwerbssleben stehend, sich täglich nach der Arbeit in die ländliche Abgeschiedenheit zurückziehen konnten. So charakterisieren die Jahre zwischen 1890 und 1900 rege Bautätigkeit in Niederlöbnitz. Das Straßennetz entwickelte sich immer mehr und mehr. Die alten Weingärten und Felder verschwanden nach und nach in immer größerem Maße und machten Villen und ihren Gärten Platz.

Zu den schon im Anfang der achtziger Jahre vorhandenen Straßen sind die Carolastraße, die teilweise auf Köhlschendrobaer Gebiet verläuft, desgleichen die Albertstraße, Weststraße und die Schweizerstraße getreten und 1890 vorhanden. Auch die Süd-, Höhe- und Blumenstraße sind um die Wende der achtziger zu den neunziger Jahren entstanden und erhalten in der Gemeindeverordnetenversammlung vom 3. September 1891 ihre heutigen Namen. Die Kaiserstraße wird vom Grundstücksbesitzer Teske, der mit diesem Teile von Niederlöbnitz große Pläne vorgehabt hat, projektiert. Leider ist die Kaiserstraße noch

bis heute teilweise Projekt geblieben, ist mit samt dem Kaiserplatz als Torso auf unsere Tage gekommen. Welche Pläne besagter Teske mit seinem Areal gehabt, und welche Entwicklung er für diesen Teil des Ortes erwartet hat, geht auch aus der Errichtung des Kaiser-Wilhelm-Denkmal hervor, das auf seine Kosten geschaffen und der Gemeinde von ihm geschenkt wurde. Anscheinend wollte er die Gegend der Kaiserstraße und des Kaiserplatzes zum Mittelpunkt des Ortes machen. Die Gemeindevertretung hingegen wollte das Zentrum des Ortes vom Königsplatz bestont wissen und unterstützte die Pläne Teskes nicht. Ja, als dieser 1892 das Denkmal Kaiser Wilhelm I. der Gemeinde schenkte, lehnte der gesamte Gemeinderat die Veranstaltung einer offiziellen Feier bei der Uebergabe des Denkmals in seiner Sitzung vom 25. August 1892 einstimmig ab. Die Benennung der von Teske ausgebauten Straße mit dem Namen Kaiserstraße wurde einige Tage später genehmigt. Im 9. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden die Mathildestraße, die 1893 ein gewisser Müller ausbaute, ferner die von Heinrich Böffel gebaute Heinrichstraße. Die Bismarckstraße erhielt nach ihrem Ausbau 1895 ihren Namen anlässlich des 80. Geburtstages des Altreichskanzlers. Im Jahre vorher wurde die Humboldtstraße geschaffen.

Die immer umfangreicher werdenden Geschäfte der Gemeindeverwaltung führten in jener Zeit der starken Entwicklung zwei schwerwiegende, für den Ort den Abschluß einer Periode bedeutende Beschlüsse herbei. Der eine war, daß der Gemeinderat am 4. August 1890 die Verunsämigung des amtierenden Gemeindevorstandes, des Gemeindefassierers und des Polizeidieners beschloß. Ein zweiter Beschluß der Gemeindeverordneten war, für die Gemeindeverwaltung, die

bisher in Mieträumen hauste, ein eigenes Heim zu schaffen, ein Rathaus zu erbauen. Am 28. Januar 1892 wird zum ersten Male in einer Sitzung des Gemeinderates der Plan zur Errichtung eines Rathauses erwähnt. Schon 2 Jahre vorher hatte man das Areal des Königsplatzes durch Erwerb von Land vom Grundbesitzer Stadtrat Liebe vergrößert, von dem nun auch der Bauplatz für das Rathaus für 8300 Mark gekauft wurde. Baumeister Neumann wurde die Anfertigung der Zeichnungen übertragen. Die Angelegenheit zog sich aber weit länger hin als zuerst angenommen. Zunächst verschob man den Bau aus heute nicht mehr erkennbaren Gründen am 15. Dezember 1892 auf ein Jahr, als man dann am 9. Dezember 1893 nochmals im Kollegium über den Rathausbau abstimmt, fand das Bauvorhaben nur die Mehrheit von 1 Stimme. Sieben Verordnete traten für den Bau ein, sechs waren dagegen. Am 8. März 1894 schrieb man den Bau aus, mit dem Erfolg, daß die Baufirmen Neumann-Niederlöbnitz, Mühlberg-Dresden, Röders-Radebeul, Große-Köhlschendroba und Eisold-Serkowits ihre Bewerbungen einreichten. In der Sitzung vom 10. Mai 1894 übertrug man den Bau Baumeister Neumann, nachdem man in gleicher Sitzung zur Beschaffung des Baukapitals eine Anleihe von 70 000 Mark aufzunehmen beschlossen hatte. Anfang 1895 war das neue Rathaus soweit bezugsfertig, daß man am 4. April die erste Sitzung der Gemeindeverordneten im Saale desselben abhalten konnte. Das neue Gemeindeverwaltungsgebäude wurde ohne jeden Festakt, entsprechend einem Beschluß vom 21. März in Gebrauch genommen. Das offizielle Niederlöbnitz vor 30—40 Jahren scheint absolut festfeindlich gewesen zu sein. Mit der Fertigstellung des Rathauses änderte auch das nahegelegene Restaurant „Feldschlößchen“ seinen Namen und nannte sich fortan „Ratskeller Niederlöbnitz“.

Der Gemeindevorstand Peh, der seit 20 Jahren die Geschäfte führte, ist nicht mit in das neue Rathaus eingezogen. Kurz nachdem der Plan, ein Rathaus zu errichten, aufgetaucht war, im Juli desselben Jahres, kündigte Peh dem Gemeinderate seinen Rücktritt an, der auch in der Sitzung vom 18. Juli angenommen wurde. Für die freigewordene Stelle des Gemeindevorstandes meldeten sich 9 Bewerber, aus denen 3, nämlich der ortsansässige Jurist Dr. Reichmann, der ebenfalls in Niederlöbnitz wohnhafte Schriftsteller und Gemeindevorordnete Moritz Vilitz und der Dresdener Ratsvollzieher Herz, zur engeren Wahl ausgesucht wurden. In der Sitzung vom 25. August 1892 wählte man den Letztgenannten zum Gemeindevorstand und verpflichtete ihn in der Sitzung vom 22. November desselben Jahres. Die Amtszeit Pehs wurde durch eine wichtige kulturelle Errungenschaft der Gemeinde besonders betont, durch die Errichtung des Wasserwerks Niederlöbnitz in der Friedrichstraße, das später für die ganze westliche Vöbnitz von größter Bedeutung werden sollte. Am 30. Mai 1890 wurde das erste verhältnismäßig kleine kommunale Wasserwerk von der Gemeinde feierlich übernommen. Als erster „oberster Leiter“ des neuen Werkes wurde ein Hauptmann Otto Steinkopf angestellt, und für denselben ein Anfangsgehalt von 1000 Mark jährlich ausgeworfen (Sitz.-Prot. 25. 5. 1890). Die erste Maschinenanlage, die mit Dampf betrieben wurde, lieferte die Maschinenfabrik „Kette“ in Uebigau. Lange genügte jedoch das Werk der Wasserversorgung der Gemeinden Niederlöbnitz und Köbichenbroda, das sich mit angeschlossenen hatte, nicht, umso mehr als etwa 5 Jahre später auch das Dorf Naundorf durch das Werk sein Wasser bezog. Am 10. Mai 1894 entschloß sich der Gemeinderat, gleichzeitig mit der Anleihe für den Rathausbau eine weitere in der Höhe von 90 000 Mark für die Erweiterung des Wasserwerkes aufzunehmen.

Es ist weiter vorstehend in vorliegender Arbeit schon des großen Momentes gedacht worden, der Niederlöbnitz die öffentliche Straßenbeleuchtung brachte, als 1884 die ersten Hydrokarbonöl-Strassenlampen brannten. Lange konnte die bei ihrer Einführung so überschwänglich gefeierte Erleuchtung der Straßen dem sich immer mehr entwickelnden Orte nicht genügen. Schon wenige Jahre später, um 1890 herum, trug sich die Gemeinde mit einem für damalige Zeit hochmodernen Plane. Man wollte die elektrische Straßenbeleuchtung einführen. Das geht aus dem ablehnenden Standpunkt hervor, den die Gemeindevorordneten einnahmen, als Köbichenbroda an seine Nachbargemeinde wegen der eventuellen Beteiligung an der Errichtung einer Gasanstalt herantrat. Von einer solchen Beteiligung wollte man in Niederlöbnitz durchaus nichts wissen und man begründete den negativen Bescheid an Köbichenbroda damit, daß der Gemeinde „günstige Offerten für die Einführung elektrischer Beleuchtung vorlägen.“ Trotzdem erteilte man die Genehmigung

zum Einlegen von Gasrohren in die Ortsstraßen, um Privatleuten die Abnahme von Koch- und Leuchtgas zu ermöglichen. Drei Jahre später, nach dem ablehnenden Beschluß vom 28. Juni 1891, am 15. November 1894, erteilte man dem Kummerwerk in Niedersiedlitz, dem Vorgänger des heutigen Sachsenwerkes, die Konzession zur Errichtung eines Elektrizitätswerkes mit dem Vorbehalt, daß der Gemeinde innerhalb 30 Jahren die Übernahme desselben zugestanden werden müsse. Die Entwicklung, die die Verhältnisse des Kummerwerkes in den nächsten Jahren nahm, sollte der Gemeinde das Werk im Vöbnitzgrund jedoch schon viel früher zuführen. Das Werk, das 1895 errichtet und am 1. Januar 1896 in Betrieb genommen wurde, versorgte zunächst nur durch eigene Maschinenanlagen von insgesamt 500 PS. und 340 KW-Leistung der elektrischen Maschinen die Gemeinden Niederlöbnitz, Radebeul, Oberlöbnitz, das damals noch selbständige Serkowitz und einen kleinen Teil von Köbichenbroda mit Strom. Niederlöbnitz selbst wollte seine Straßen anstatt mit Glühlampen durch 40 Vogenlampen beleuchten. Schließlich blieb es bei der Beleuchtung durch 25 bezw. 32kerzige Glühlampen.

Ein bezeichnendes Bild des ewigen Kleinkrieges zwischen Köbichenbroda und Niederlöbnitz gibt das Sitzungsprotokoll vom 3. 10. 1895. Es handelt sich da um die Aufstellung von Leitungsstäben für die elektrische Stromzuführung in der Grenzstraße, wobei Köbichenbrodaer Gebiet in Frage kam. Köbichenbroda scheint damit nicht einverstanden gewesen zu sein, denn der Gemeinderat beschließt, dem von Köbichenbroda mitzuteilen, daß man sich laut Grenzstraßenregulativ zur Aufstellung der fraglichen Stäben berechtigt ansehe. Man werde eventuell aber die Fa. Kummer veranlassen „auf Abgabe von Strom an Private auf den Strecken zu verzichten, wo auf Straßen hängen und drüber Köbichenbroda angrenzt“.

Wenige Jahre nach der Inbetriebnahme des Elektrizitätswerkes geriet die Kummer & Co.-A.-G. in Zahlungsschwierigkeiten. Das Elektrizitätswerk Niederlöbnitz wurde mit anderen Vermögenswerten der Gesellschaft zum Verkauf gestellt und kam im Sommer 1902 nach langwierigen Verhandlungen in den Besitz des von Gemeindevorständen Herz-Niederlöbnitz und Werner-Radebeul ins Leben gerufenen Gemeindeverbandes, zu dem die Orte Niederlöbnitz, Oberlöbnitz, Radebeul und Serkowitz sich zusammengeschlossen hatten. In der geheimen Sitzung des Gemeinderates vom 12. Dezember 1901 machte der Gemeindevorstand Herz dem Kollegium die Mitteilung, daß das Werk am gleichen Tage den „Obligationären“ zugeschlagen worden sei. In der gleichen Sitzung wurde die Aufnahme einer Anleihe von 350 000 Mark genehmigt. Am 18. April 1902 wurde der Erwerb grundbuchamtlich vermerkt. Noch im Jahre der definitiven Übernahme des Elektrizitätswerkes, am 18. November 1902, wählte man Herrn Ingenieur Camozzi zum

Leiter des neuen Gemeindeverbandsunternehmens.

Um die Jahrhundertwende ging für Niederlöbnitz, wie für alle übrigen Vöbnitzorte, noch ein langgehegter Wunsch in Erfüllung: Die elektrische Straßenbahn wurde 1899 gebaut. Das war ein Ereignis, das für die weitere Entwicklung des gesamten Vöbnitzgebietes von allergrößter Bedeutung wurde. Erleichterte es doch den Verkehr mit der Stadt ganz wesentlich und gab den Anreiz zu weiterem Zuzug. Die ersten Anregungen zum Bau einer Straßenbahn gab schon 1894 der Gemeinnützige Verein mit dem Ersuchen an den Gemeinderat, eine von ihm beabsichtigte diesbezügliche Eingabe an den Landtag zu unterstützen.

In die ersten Jahre des beginnenden 20. Jahrhunderts fielen auch die ersten Ankerungen, die auf die Errichtung einer höheren Schule in der Vöbnitz hinfielen. Am 31. Juli 1902 wird das erste Mal diese Frage offiziell ventilert. In der Sitzung am genannten Datum wird dem Gemeinderat Kenntnis von einer Zuschrift von Oberlöbnitz gegeben, daß man die Bildung eines Ausschusses beabsichtige, der den Plan, eine höhere Schule ins Leben zu rufen, näher treten solle. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Wunsch im Gemeinderate laut, eine von den Geschwistern Parisch gemachte Stiftung von 100 000 Mark anstatt zur Errichtung eines Waisenhauses, wie es die Stifter beabsichtigten, zur Begründung einer höheren Schule zu verwenden.

Eine einschneidende Veränderung im Aussehen des westlichen Ortsbildes brachten die Jahre 1902 und 1903. Die Baufirma Schilling & Gräbner, Dresden, hatten das Altfriedsteingelände erworben und erschlossen den alten Besitz der modernen Bebauung. Das Herrenhaus wurde seines westlichen Flügels beraubt, die Alleestraße, Lamsbachstraße, Brühlstraße usw. ausgebaut, die am 3. April 1903 von der Gemeinde Niederlöbnitz übernommen wurden. Ein Jahr später, am 31. März 1904, war große Straßentaufe im Gemeinderat. Acht Straßen erhielten an jenem Tage ihre bezw. neue Namen. Von den neuerbauten Straßen des Alt-Friedsteingeländes wurden die „Lindenaustraße“, „Brühlstraße“, die „Alleestraße“ in ihrem oberen neuen Teile und die „Lamsbachstraße“, die bis dahin nur als Planstraßen existierten, benannt. Gleichzeitig erhielt der Friedensburgweg den Namen „Burgstraße“ auf Anregung des Gemeindevorstandes Naumann, nachdem die von anderer Seite gewünschte Bezeichnung „Bartburgstraße“ abgelehnt worden war. Die nach ihrem Erbauer provisorisch mit Kühne-Straße bezeichnete neue Straße wurde mit dem Namen „Terrassenstraße“ belegt. Aber auch zwei alte Straßen mußten ihren Namen, und zwar gegen den Willen ihrer Anwohner, ändern: Die Mittlere und die Obere Bergstraße. Veranlassung dazu gab ein Beschluß der vereinigten Bauausschüsse der Vöbnitzortschaften, die über die Abänderung gleichlautender Straßenbezeichnungen verhandelt hatten.

Demzufolge sollten für die beiden Bergstraßen neue Bezeichnungen geschaffen werden. Bei der Oberen Bergstraße ging die Sache glatt. Man einigte sich schnell auf den Namen *Hohenzollernstraße*. Mehr Umstände machte die Umbenennung der Mittleren Bergstraße. Es waren dafür die Namen *Markgrafenstraße*, *Sachsenstraße* und *Mittelstraße* vorgeschlagen worden. Merkwürdigerweise kam man dabei nicht auf den Namen *Wettinstraße*, der, da die Obere Bergstraße *Hohenzollernstraße* genannt wurde, ziemlich nahe gelegen hätte. Man einigte sich schließlich auf die Bezeichnung *Sachsenstraße*. Aber auch dieser Straßenname war kein endgültiger. Es ist aus den Akten nicht zu erkennen, warum man den einstimmig beschlossenen Namen wieder aufhob und die Straße schließlich als *„Winzlerstraße“* bezeichnete. Am 1. Januar 1905 wurden die neuen Namen offiziell eingeführt. In der *Hohenzollernstraße* ging dabei auch der letzte Rest der alten Viehtriebe auf, jener Teil, der von der *Weinbergstraße* nach dem *Veimgrunde* bezw. dem *Waldpark* führt. Der uralte Viehtriebe-Name, der vulgär zum *„Wiehg“* geworden war, verschwindet seit jener Zeit vollständig aus den Akten, in denen er bis dahin ab und zu immer noch einmal auftauchte.

1903 wurde wieder einmal der Gedanke einer

Vereinigung von Niederlöbnitz mit Köhschenbroda

akut. Eigentlich ist er ja nie, weder vorher wie nachher, vollständig zur Ruhe gekommen. Die vielfachen gemeinsamen Interessen trieben auf einen Zusammenschluß hin und die Vereinigungsfrage hat stets ihre eifrigen Verfechter, wie auch ihre ebenso eifrigen Gegner gefunden. So war es auch 1903, als von *Köhschenbroda* am

19. November wegen einer vorhandenen Neigung für einen Zusammenschluß mit dem *Kirchorte* sondiert wurde. In der darüber entscheidenden Sitzung der Gemeindeverordneten ergab sich eine Gleichheit von je 6 Stimmen für und gegen den Anschluß. Der Vorsitzende des Kollegiums, der Gemeindeälteste *Ranft*, gab jedoch sein Votum gegen eine Vereinigung ab und dieselbe war damit wieder einmal von *Niederlöbnitz* abgelehnt worden. Ganz ab acta sibi est sie aber doch nicht gelegt worden zu sein, denn die späteren Sitzungsprotokolle lassen erkennen, daß noch ein ganze Reihe Verhandlungen darüber mit *Köhschenbroda* gepflogen worden sind. Im nächsten Jahre tauchte ein neuer Vereinigungsgedanke auf. Diesmal war es die Gemeinde *Serkowitz*, die eine

Vereinigung sämtlicher Köhntzgemeinden

anregte. Am 4. Februar 1904 wurde beschlossen, dem Gemeinderate von *Serkowitz* mitzuteilen, daß *Niederlöbnitz* geneigt sei, in diesbezügliche Verhandlungen einzutreten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß man trotzdem die Verhandlungen mit *Köhschenbroda* über einen Zusammenschluß nicht unterbrechen werde. Trotz der verschiedenen, auf eine Vereinigung abzielenden Gedanken war man aber eifrig bemüht, für *Niederlöbnitz* aus den Zeitumständen herauszuschlagen, was herauszuschlagen war. Als beispielsweise die Abtrennung der Köhntzortschaften vom Amtsgerichtsbezirk *Dresden* im Justizministerium erwogen wurde, versuchte man das zu erbauende Amtsgericht nach *Niederlöbnitz* zu bringen. Am 18. Februar 1902 beschloß man eine Eingabe in diesem Sinne an die Regierung und wurde sich auch schlüssig, den nötigen Bauplatz kostenlos zur Verfügung zu stellen.

Am 1. Dezember 1903 verstarb nach

längerer Krankheit der verdienstvolle Gemeindevorstand *Herz* im Krankenhaus *Friedrichstadt*. Der Posten desselben wurde ausgeschrieben und am 3. 3. 1904 stellte aus den eingegangenen Bewerbungen der Gemeinderat die Herren *Bürgermeister Berghändler*, *Stadtschreiber Hans aus Döbeln* und *Bürgermeister Hackebeil, Gottleuba* zur engeren Wahl, woraus zunächst der letztere mit Stimmenmehrheit als Gemeindevorstand gewählt wurde. Derselbe machte eine sofortige Wahl auf 12 Jahre zur Bedingung der Annahme, die auch gewährt wurde. Trotzdem trat der Gewählte von der Berufung zurück, wovon dem Gemeinderate am 31. März Mitteilung gemacht wurde. Am 14. April wurde dann Herr *Stadtschreiber*

Hans einstimmig zum Gemeindevorstand gewählt

und am 21. Mai verpflichtet. Der Zufall hat es gewollt, daß eine der ersten Amtshandlungen des neuen Gemeindevorstandes, der 20 Jahre später berufen war, die Vereinigung von *Köhschenbroda* und *Niederlöbnitz* endlich durchzuführen und der erste *Bürgermeister* der neuen Stadtgemeinde zu werden, die Unterzeichnung jenes Protokolles vom 28. Mai 1904 war, in dem die Vereinigung mit *Köhschenbroda* wieder einmal „endgültig“ abgelehnt wurde! Das Protokoll der geheimen Sitzung jenes Tages besagt u. a. wörtlich: Im Uebrigen erscheint eine Vereinigung mit *Köhschenbroda* zur Zeit nicht durchführbar, weil der Entwurf zum neuen Gemeindesteuergesetz noch nicht erledigt ist und die nach den geschaffenen Unterlagen ersichtlichen, von *Köhschenbroda* gebotenen Vorteile durch die Nachteile überwogen werden. Die Amtszeit von Herrn *Bürgermeister Hans* hat demnach im Wortsinne von Anfang bis Ende unter dem Vereinigungsgedanken gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Advents- und Weihnachtsbräuche.

Von Oberlehrer G. Schellhorn, Köhschenbroda-Bischewitz.

Wenn die Kirchenglocken den 1. Advent und mit ihm die fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit eingeläutet haben, taucht so manche Sitte und mancher schöne Brauch wieder in der Erinnerung auf und wird auch hier und da noch gepflegt. Recht so! Zu mal in unserer Zeit, in der unter der Sorge um die Nahrung und Notdurft dieses Leibes und Lebens der innere Mensch zu erstarren droht. Nach alter Gewohnheit schneiden wir am 30. November, dem *Andreastag*, während des *Abendläutens* die „*Andreasbäumchen*“ von dem *Kirchbaume*, ohne dabei ein Wörtchen zu sprechen, sonst grünen und blühen sie ja nicht zum *lieben Weihnachtsfeste*. Denselben Zweck erreichten aber auch Reisler von anderen zeitig blühenden Bäumen und Sträuchern, z. B. von *Pflaumen*, *Pfirsichen* oder *Beerenobst*. Und demnächst kommt der *Knecht Ruprecht* in die Häuser. Wer von den Kindern in der Schule fleißig und folgsam

war und hübsch beten kann, bekommt von ihm *Äpfel* und *Nüsse*, aber für die faulen und bösen *Kader* hat er nur eine große *Rute*. *Knecht Ruprecht* fadelt gar nicht lange. O weh! Während der *Adventszeit* ziehen auch hier und da die größeren *Schulkinder*, oder *junge Mädchen* und *Burschen* unter allerhand *Berkeidung* in den *Abendstunden* von Haus zu Haus und singen *geistliche Lieder*. Gewöhnlich spielen sie dabei gleichzeitig die *Rolle des Knecht Ruprecht*. Auch die *Adventsbaumchen* und *Adventskränze* sind bei uns bekannt. Nicht selten werden solche jetzt in den *Schulen* aufgehängt. Ei, wie leuchten da die *Kinderaugen* alle miteinander, und wie so gern wird gejunget: *Tochter Zion, freue dich . . .* wenn das 1. Licht aufgesteckt und angezündet wird. Am 2. 3. und 4. Advent kommt jedesmal noch eines dazu. *Aufs neue erklingen* dann die *altbekannten*, aber wenig schönen *Weihnachtslieder*, und eine *Weissagung* auf *Christi Geburt*

wird auch vorgelesen und besprochen. Glücklich das Haus, in dem zur *Weihnachtszeit* nicht nur die *Kinder*, sondern auch *Vater* und *Mutter* mitfangen und dazu das *Harmonium*, *Klavier*, die *Geige*, *Mandoline* oder auch nur die *Mund- und Ziehharmonika* (der sogen. *Zerrwanst*) gespielt wird. Endlich kommt der große Tag, an dem der *Weihnachtsbaum* im *Glanze seiner Lichter* strahlt, der *heilige Christ* besichert und *Christmette* oder *Christvesper* gehalten wird.

Was wissen wir denn über die *Herkunft* und *Bedeutung* solcher *Advents- und Weihnachtsbräuche*? Sie sind ein *Gemisch* von *uralten volkstümlichen* und *kirchlichen Bestandteilen*, die mit der *Einführung* des *Christentums* gekommen sind. Unsere *heidnischen Vorfahren* lebten in dem *Wahne*, daß in der *Christnacht*, unsichtbar für *Sterbliche*, die ganze *Natur* grüne und blühe. Man schnitt deshalb *einige Wochen*

zuvor von zeitig blühenden Sträuchern und Bäumen Zweige ab und steckte sie in ein Glas mit Wasser, damit sie am Christfest das Zimmer schmückten. (Unsere *Andreasbäumchen!*) — Wenn die gesamte Ernte eingebracht und die Flur leer war, begann bei unsern Vorfahren die Zeit des Schlachtens und der Schmauserei. Nach alten Glauben nahmen auch die Seelen der Verstorbenen daran teil. Sie zeigten sich wohl auch in verummter Gestalt. Nach Einführung des Christentums traten an ihre Stelle die Heiligen der Kirche, besonders St. Nikolaus und St. Andreas und erst nach der Reformation Knecht Ruprecht.

Nichts Bestimmtes wissen wir über den Ursprung der *Adventskränze*. Wahrscheinlich sind sie aus einem alten jüdischen Brauch hervorgegangen. Am Feste der Tempelweihe pflegt man heute noch in streng jüdischen Familien den sogenannten Tempelleuchter aufzustellen. Das Fest dauert 8 Tage, und an jedem derselben wird ein neues Licht auf den Leuchter gesteckt und angezündet, so daß am letzten Tage sämtliche Lichter brennen.

Den Glanzpunkt des Weihnachtsfestes bildet die Bescherung der Gaben unter dem mit vergoldeten Äpfeln und Nüssen, mit Zuckersachen, Watte und Flimmerzeug angeputzten *Christbaum*. Man geht wohl nicht fehl, wenn man ihn auf die *Andreasbäumchen* zurückführt. Weil dieselben wegen zu spätem Schneidens und nicht sorgfältiger Behandlung oftmals zum Christfest nicht grünten oder blühten, hat man die immergrüne Fichte oder Tanne aus dem deutschen Wald in das deutsche Haus geholt. In unserm Sachsenlande begegnen wir dem Christbaum erst Mitte des 18. Jahrhunderts, und zwar in der Zittauer Gegend. Von hier aus verbreitete er sich bald über alle Länder germanischer Zunge, und zwar mit einer Schnelligkeit, die in der Geschichte volkstümlicher Sitten wohl einzig da steht. Sein Lichterglanz erinnert an das himmlische Licht, das die Hirten auf Bethlehems Fluren umgab. Die goldenen Äpfel bedeuten, daß uns Christus die goldene Frucht des ewigen Lebens gebracht hat. Die Nuss war unsern Vorfahren der Kern, aus dem die verstorbenen Pflanzenwelt neu aufgrünte, also das Symbol der Auferstehung. Auch das so

beliebte *Lametta* oder *Engelshaar* hat seine Bedeutung. Nach altgermanischem Glauben hielt der Göttervater Wodan mit seiner Gemahlin und den Walküren zur Zeit der Sonnenwende einen Umzug durch die Gärten, Felder und Wälder. Dabei blieb manches zarte gold- und silberglänzende Götterhaar an den Bäumen hängen. An Stelle der heidnischen Gottheiten trat später in christlicher Zeit das Christkind mit seiner Engelschar. Die Watte auf den Zweigen unseres Weihnachtsbaumes soll ohne Zweifel an den Schnee erinnern, der oftmals zum Christfest auf den Bäumen und Sträuchern liegt. Zuletzt sei noch erwähnt, daß auch unsere *Christkollen* ihre Bedeutung haben. Sie erinnern durch ihre Form an ein Wickelkind und sollen so auf das Christkind hinweisen.

Möchten die vorstehenden kurzen Erläuterungen zu einigen Advents- und Weihnachtsbräuchen dazu beitragen, das Weihnachtsfest bewußter und sinniger zu feiern! Möchte auch allen Lesern des Generalanzeigers ein fröhliches, seliges und gnadenbringendes Weihnachtsfest heischert sein!

Vom lockeren Zeisig und anderen Vögeln.

Unter den Tieren, mit denen in der Sprache die Menschen verglichen werden, spielen auch die Vögel eine nicht unbedeutende Rolle. Da begegnet uns zunächst der lockere Zeisig, auch einfach lockerer Vogel genannt, der als Spatzvogel sich auch wohl einer gewissen Beliebtheit erfreut; ferner die einfältige Gimpel, der sich leicht ins Netz locken läßt; dann der Pechvogel, der gern auf den Leim geht; wie hierbei an den Vogelsteller zu denken ist, so auch bei dem Ausdruck auf etwas erpicht sein, eigentlich vom Vogel, der nicht loskommen kann. Wir sprechen ferner von einem sonderbaren Kauz, wobei wir an die sonderbaren Gebärden dieses Vogels, seine Verbeugungen u. dgl. denken. Eine wenig erfreuliche Erscheinung ist der Schmutz- oder

Dreckfink. Eine Steigerung des Dreckfinken ist der Schweinigel; mit diesem Namen benennt die Wissenschaft bekanntlich den gemeinen Igel, der wegen seines unangenehmen Geruches im Rufe eines unreinlichen Tieres steht. — Von einem, der körperlich oder geistig übermüdet ist oder gar nicht mehr mittun will, sagen wir, daß er — wie ein vom Fluge ermatteter Vogel — die Flügel hängen läßt; und wenn er schließlich ganz ab ist, heißt es: er kann nicht mehr Piep sagen. Im Gegensatz dazu nennen wir einen allzu lebhaften und unruhigen Menschen einen Wippelsturz, niederdeutsch Wippitert oder Wippität, d. h. Wackstelze, einen geschwätzigen aber Papagei. Und wiederum ist einer, der viel Leid erfährt, ein Unglücksvogel, und einer,

der gern alles schwer ansieht und überall Unrat wittert, ein Unglücksrabe; man denke an die Gabe der Vorherverkündigung, die gewisse Vögel im alten Volksglauben haben. Solche Unheilverkünder sind ja sonst auch als Unken verächtlich, weil die Unke überall ihren unheilkündenden Ruf hören läßt; sie unken einem etwas vor, wie man sich ausdrückt. Einen Langbeinigen, der wie der Storch im Salat einherstreitet, nennen wir Storch oder Storchbein; einen, der seine Kinder wie angeblich der Rabe seine Zungen behandelt, Rabenvater; Spatenkopf ist einer, der keine „Grüße“ im Kopf hat und über alles gedankenlos hinweggleitet; Kiebitz einer, der beim Kartenspiel den oft unbequemen Zuschauer abgibt.

„Geschichtliche Wanderfahrten“

würde wohl mancher Freund der Heimatgeschichte gern unternehmen, wenn er einen sachgebildeten Führer dazu hätte. Es ist nicht jedem möglich, eingehende und zeitraubende Studien von einer Wanderung anzustellen; die das Landschaftliche in erster Linie betonenden Wanderbücher können keine ausreichenden geschichtlichen Darstellungen und Erklärungen von Stätten der heimischen Vergangenheit bieten. Um nun die allenthalben wiedererwachende Freude an der Geschichte unseres Sachsenlandes zu fördern und dem Wunsche nach zuverlässigen Ratgebern entgegenzukommen, eröffnet die Verlagsbuchhandlung C. Heinrich in Dresden unter Leitung von Oberstaatsarchivar Dr. Artur Brabant eine Reihe geschichtlicher Wanderfahrten. Sie sollen dem Geschichtsfreund sorgsam von Fachleuten bearbeiteten

Stoff in volkstümlicher Form bieten zur Erkenntnis der Landesgeschichte; sie sollen von der Entwicklung Sachsens in Krieg und Frieden, in Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft erzählen und über die Schauplätze großer Ereignisse, wie zu den Schönheiten kunstgeweihter Orte führen. Für die Wandertage der Schulen möchten sie eine Quelle von Anregung sein. Jedes Bändchen beschreibt eine ganz- oder halbtägige Wanderung in handlicher Form, die bequemes Mitnehmen gestattet. Der billige Preis von 60 Pfg. für jedes Heft erleichtert die Anschaffung der schmucken Bändchen. Bisher sind erschienen:

Nr. 1 Brabant. Der Große Garten und seine Umgebung als Kampfsplatz.
Nr. 2 Scheiblich. Von alten Wegen rings um Dresden.

Nr. 3 Scheer. Dresden-Johannstadt, die Welt vor dem Ziegelschlag.
Nr. 4 Mörzsch. Vom Burgward Briesnitz bis z. Burgberg Niederwartha.
Nr. 5 Mörzsch. Eine Elbwanderung.
Nr. 6 Großmann. Die Albrechtsschlösser bei Dresden.

In Kürze werden weitere Bändchen folgen, darunter:

Klosterfahrten ins Meißner Land.
Zwischen Freiberg und Meissen.
Der Dresdner Zwinger und seine Erneuerung.
Die Friedrichstadt.
Alt-sächsische Jagdschlösser und Jagdschichtliches.

Die Heften sind in jeder Buchhandlung wie beim Verlaa direkt erhältlich.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint wöchentlich für die Bezahler des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Kößchenbroda, Güterhofstraße 6 ☉ Fernsprecher Sammel-Nr. 71541.
Schriftleiter: A. Schruth, Kößchenbroda.



Nr. 26. 7. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

Dezember 1930

Niederlöbnitz.

Eine Ortsgeschichte von Adolf Schruth.

(Schluß.)

Die Amtszeit des letzten Gemeindevorstandes von Niederlöbnitz war in ihrer ersten Hälfte der ruhigen gedeihlichen Entwicklung des Ortes gewidmet. Das Gebäude, das seine Vorgänger Pex und Herz errichtet, konnte ausgebaut werden. Im wesentlichen aber war die Entwicklung abgeschlossen, Niederlöbnitz hatte den Charakter eines ausgesprochenen Villenortes, der ihm von allem Anfang an aufgeprägt war, beibehalten und im Laufe der Zeit weiter entfaltet. Mit Vorbedacht hatte man jedweden industriellen Einschlag ausgeschaltet und auch das Geschäftsleben war in der Hauptsache bei Kößchenbroda verblieben. Die wirtschaftlichen Verknüpfungen mit der Muttergemeinde, wenn man diese hier nicht ganz zutreffende Bezeichnung auf Kößchenbroda anwenden will, waren herüber und hinüber eher noch stärker, die gemeinsamen Interessen vielseitiger geworden.

1906 gab sich der Ort eine neue Gemeindeverfassung, nach der sich der Verwaltungskörper in den Gemeindevorstand und 3 Gemeindeältesten einerseits und einem Gremium von 11 Gemeindeverordneten gliederte.

Mancherlei Wünsche, die erst in der aller jüngsten Zeit ihre Erfüllung gefunden, tauchten in jener Zeit der ruhigen Fortentwicklung auf. So hatte man in der Löbnitz schon lange empfunden, daß die Führung der elektrischen Straßenbahn nur bis Kößchenbroda nicht den Bedürfnissen der Löbnitzortschaften entsprach. Aus dieser Einsicht heraus entstand auch 1907 die Anregung zu einer Petition an den Landtag, die die Fortführung der Linie bis Coswig wünschte. Man begegnete dabei den Wünschen von Meißen, die noch weiter gingen und die Ausdehnung der Löbnitzbahn bis Meißen anregten. Zwei Monate nach der ersten Löbnitzer Anregung, am 21. November 1907, beschloß der Gemeinderat das Meißner Gesuch zu unterstützen. Die Erfüllung dieser Wünsche sollte im weiten Felde bleiben, ist zum

Teil noch jetzt der Zukunft vorbehalten. Man scheint im großen Ganzen an der Löbnitzbahn damals schon daselbe auszuüben gehabt zu haben, was auch die Nachkriegszeit zu fortwährenden Äußerungen der Unzufriedenheit veranlaßte. Wenn auch das Wort „Löbnitzschaukel“ damals noch nicht geprägt war, so läßt eine Petition des Gemeinderates vom 2. Juli 1908, die einen Umbau der Löbnitzbahn anstrebt, darauf schließen, daß die Fahrt auf derselben schon damals ebenso wenig ein reines Vergnügen war, wie ein Jahrzehnt später. 1907 wurde im Niederlöbnitzer Gemeinderat noch ein anderes großzügiges Projekt angeknüpft. Der Gemeindeälteste Hirschberg stellte eine Anregung zur Diskussion, die auf die Errichtung eines gemeinsamen Schlachthofes für sämtliche Gemeinden der Löbnitz hinauslief. Dieser weitanschauende Plan des Gemeindeältesten, der die Löbnitz in einem wesentlichen Punkte von Dresden unabhängig gemacht hätte, wurde aber von Niederlöbnitz als verfrüht abgelehnt. Aus jenen Tagen des ersten Jahrzehntes, aus dem Jahre 1908 stammt auch der Name der Friedrich-August-Höhe in den alten Kerbenbergen, jenes Aussichtspunktes, den die Gemeinde geschaffen und der anläßlich eines Besuches des damaligen Königs seine Bezeichnung erhielt.

Am Schluß des ersten Jahrzehntes des laufenden Jahrhunderts wurde von Niederlöbnitz aus ein Gedanke verwirklicht, der, schon lange in der Luft gelegen, endlich durch das tatkräftige Eintreten gemeinnützig wirkender und denkender Männer in die Tat umgesetzt wurde.

Der Waldpark

wurde geschaffen. Schon 1907 trat der verstorbene General Sachse, der eifrigste Verfechter des Waldparkgedankens und mit ihm Oberstleutnant von Hartmann und Herr Franz Ohwald mit einem öffentlichen Ausruf an die Bewohner von Niederlöbnitz warm für die Errichtung einer

öffentlichen Parkanlage ein. Die Gemeinde Niederlöbnitz selbst hatte allerdings in ihrem eigenen beschränkten Flurbereich nichts, was die Verwirklichung des Gedankens ermöglichte. Aber an ihrer Nordgrenze auf Kößchenbrodaer Flur lagen Waldbestände, die von der Natur wie zur Errichtung eines öffentlichen Parkes vorbestimmt erschienen. Und so stellt auch jener Ausruf vom Juni 1907 fest, daß die projektierte Parkanlage „nur in der Zone zwischen Höhenweg und Leimgrund gedacht werden“ könne. Die Errichtung des Waldparkes wurde wesentlich erleichtert, daß der Kammerherr von Minkwitz in einer hochherzigen, großzügigen Stiftung seinen in jenem Waldgebiete gelegenen Besitz dem entstehenden Waldpark zur Verfügung stellte und eine Verwirklichung des Gedankens damit erst ermöglichte. Nach der Stiftungsurkunde vom 28. Januar 1910 überließ Herr von Minkwitz mit dem Vorbehalt des Eigentums auf Lebenszeit, der Waldparkstiftung ein Areal von 32 000 Quadratmetern unentgeltlich zur Benutzung mit der Bestimmung, daß daselbe nach seinem Tode Eigentum der Waldparkstiftung werden solle. Jene Landüberweisung umfaßte in der Hauptsache das zwischen dem heutigen Kiesgrubenweg und den nach dem Konzertplatz führenden Weg gelegene Wiesen- und Buschwiesenparzelle südlich des letztgenannten Weges. Neben dieser Arealstiftung wurden auch wesentliche Geldmittel zur Verfügung gestellt, so daß die Stiftungsurkunde vom 25. August 1910, die am 13. Dezember desselben Jahres vom Ministerium bestätigt wurde, ein bares Stiftungskapital von rund 12 000 Mark und die genannten Liegenschaften im Werte von 7200 Mark vermelden konnte. Die Verwaltung der Stiftung wurde einem Kuratorium übertragen, dem der jeweilige Gemeindevorstand von Niederlöbnitz in erster Linie anzugehören hatte. Neben diesem Kuratorium wurde eine Parkkommission

eingesetzt, der außer dem Stiftungsvorstand auch 3 Mitglieder des Gemeinderates von Köhschenbroda angehörten, „solange die Gemeinde Köhschenbroda die ihr gehörigen Grundstücke für den Waldpark zur Verfügung stellt“. Dabei handelte es sich um die rund 25 300 qm. große Parzelle zwischen der Moritzburger Straße und dem heutigen Leimgrundwege, über die die alte Viehtriebe geführt hatte. Auch die Gemeinde Niederlöbnitz stellte 38 870 qm. Eigentums-Gelände, auch in Köhschenbrodaer Flur gelegen, der Waldparkstiftung zur Verfügung. Zukäufe von Parzellen aus Privatbesitz und pachtweise Ueberlassung von Waldgelände vergrößerten den Flächeninhalt immer mehr und mehr und der Waldpark umfaßt zur Zeit ein Gelände von 175 739 Quadratmetern. 1928 bezeichnet der Jahresbericht den Waldpark als im wesentlichen ausgebaut und die Stiftungsbestrebungen in der Hauptsache nunmehr auf die Erhaltung des Geschaffenen gerichtet.

Burde oben die Entwicklung des Ortes in den ersten zehn Jahren der Amtstätigkeit des letzten Gemeindevorstandes als eine stetig fortschreitende bezeichnet, so unterbrach der Ausbruch des Weltkrieges diesen Fortschritt hier wie überall, 1915 wurde noch der Wasserturm hinter der Friedrich-August-Höhe unter Verwendung der Arbeitskraft von Kriegsgefangenen errichtet, der die Wasserversorgung der oberen Ortsteile der Verbandsgemeinden sicherstellte. Je länger der Krieg dauerte, desto zahlreicher traten die aus den Kriegsläufen und der Blockade erwachsenden Pflichten an die Gemeinde heran. Am Ende des Weltkriegens beklagte die Gemeinde 92 Tote, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen geblieben waren.

Die folgenden Jahre nach dem Kriege sollten auch für Niederlöbnitz, wie für alle anderen Lößnitzgemeinden einschneidende Veränderungen mit sich bringen. Waren, wie schon früher in der vorliegenden Arbeit erwähnt, die Vereinigungsbestrebungen in den beiden naturnotwendig zusammengehörigen Gemeinden Niederlöbnitz und Köhschenbroda eigentlich nie vollständig zur Ruhe gekommen, so drängten die vollständig veränderten Verhältnisse nach dem Kriege unaufhaltsam daraufhin. Die ganze staatliche Neuordnung hatte einen wesentlichen Punkt, den wesentlichsten aller derjenigen, an denen der Zusammenschluß 1903/04 gescheitert war, beseitigt,

den steuerlichen Unterschied der beiden Gemeinden, der durch die Einführung der Reichseinkommensteuer hinfällig geworden war. Die Steuerhoheit der einzelnen Gemeinwesen war in Fortfall gekommen. Man glaubte auch den starken Ortspartikularismus, der in Niederlöbnitz ganz besonders ausgeprägt war, verschwunden und die Interessengegensätze beseitigt. Köhschenbroda hatte schon 1920 seine Vereinigung mit Lindenau vollzogen.

Die kurz nach dem Kriege wieder aufgenommenen Zusammenschlußbestrebungen zielten aber nicht nur auf Vereinigung von Köhschenbroda und Niederlöbnitz ab, man fasste in intensiver Weise die Vereinigung sämtlicher Lößnitzgemeinden von Radebeul bis Zitzschewitz und Raundorf ins Auge. Am 4. November legte der für die Vereinigung gebildete Gesamtausschuß den Bewohnern der Lößnitz eine bis ins kleinste ausgearbeitete Denkschrift vor, nach der der Zusammenschluß am 1. April 1922 in Kraft treten und das neue Gemeinwesen den Namen

Elblößnitz

tragen sollte. Herr Gemeindevorstand Hans hatte den Vorsitz in diesem Gesamtausschuß. Aber dieser großzügige Plan scheiterte, wie so viele Vereinigungspläne vor ihm ebenfalls gescheitert waren. Er zerfiel hauptsächlich an dem Umstande, daß, wie später einmal von einer damals führenden Person festgestellt wurde, an „dem Mangel wirtschaftlicher Beziehungen zwischen den Ost- und Westlößnitzorten“ und an der „großen räumlichen Ausdehnung bei beschränkten Verkehrsmitteln und der davon zu befürchtenden Umständlichkeit und Verteuerung der Verwaltung“. (General-Anzeiger v. 28. 5. 1923).

Mehr Sympathie, als für eine Zusammenfassung sämtlicher Lößnitzgemeinden fand zwei Jahre darauf das Projekt des Zusammenschlusses der vier Westorte zu einem Gemeinwesen. Nicht, daß man überall in den vier Orten den Plan mit überschwänglicher Freude begrüßt hätte, es fanden sich im Gegenteil in allen vier Gemeinden reichlich Gegner des Planes und Verfechter der bisherigen Selbständigkeit. In Niederlöbnitz lag die öffentliche Meinung so, daß man einen Anschluß an Köhschenbroda wohl oder übel als notwendig anerkannte, daß man sich aber mit dem Einbeziehen von Raundorf und Zitzschewitz

in das neue Gemeinwesen nicht recht befreunden wollte, eine Stimmung, die andererseits in den beiden Westorten eine entsprechende Resonanz fand. Trotz alledem war die Vereinigungs-idee nicht mehr aufzuhalten und am 31. Mai 1923 beschloßen die Gemeinderäte von Köhschenbroda, Niederlöbnitz und Raundorf einstimmig den Zusammenschluß. In Zitzschewitz fand die entscheidende Abstimmung am 7. Juni statt, und ergab die Annahme des Vereinigungsantrages mit 10 gegen 4 Stimmen bei einer Stimmenthaltung. Auch für dieses Gemeinwesen wurde der Name Elblößnitz in Aussicht genommen. Am 1. Oktober trat dann die neue Gemeinde unter dem Namen Köhschenbroda, Elblößnitz war vom Ministerium nicht genehmigt worden, ins Leben.

Nach 87jährigem Bestehen als selbständige Gemeinde ging Niederlöbnitz in dem neuen Gemeinwesen auf. Mit 320 Bewohnern hatte sich die Gemeinde 1832 als Weinbergverein gebildet, mit rund 5200 Ortsangehörigen trat sie 1923 in den Verband von Großköhschenbroda ein.

Der Kreislauf einer Ortsgeschichte war beendet, eine Geschichte, wie sie so kurz und übersichtlich wohl kaum ein anderer Ort aufzuweisen haben dürfte. Während man bei allen anderen Orten der Lößnitz, das gleichartige Oberlöbnitz und das kleine ehemalige Dörfchen Fürstenhain vielleicht ausgenommen, kaum von einem „Anfang“ reden kann, wenn die Entstehung derselben sich in die fernste Zeit der Vorgeschichte unseres Landstriches verliert, so hat Niederlöbnitz als selbständiger Ort noch nicht einmal das Alter eines Jahrhunderts erreicht. Während dieser für eine Ortsgeschichte kurzen Zeit lenkten folgende Männer die Geschichte von Niederlöbnitz:

Als Repräsentanten des Weinbergvereins:

Gottfried Lange	1832
Heinrich Sidmann	1832—35
Heinrich August Hilliger	1835—39

als Gemeindevorstände:

Heinrich August Hilliger	1839—45
Heinrich Schenk	1845—67
Wilhelm Häbold	1867—69
Friedrich Peh	1869—92
Max Herz	1892—1903
Oswald Hans	1904—23

als 1. Bürgermeister von Köhschenbroda:

Oswald Hans	1923—28
-------------	---------

Beim Weihnachtsmann im Erzgebirge.

Kurt Rierich, Köhschenbroda.

Novembernebel zogen auf den Rücken der Berge hin und verwandelten die Scheiben des Autos in Milchglas. Auch der Morgenwind, der von der Wasserfläche der Maltertalperre nach Dippoldiswalde herauflief, vermochte keine Aussicht zu schaffen, und noch um die alten Ruinentürme von Frauenstein hing der Nebel fließende Gewänder. Erst in Bienenmühle tauchten die dunklen Wände der ersten Waldberge auf und in dem hochgelegenen Sayda machte der Kammwind

blante Gassen. Von gewaltiger Bergkuppe grüßen die Türme von Puschstein, und bald steigt die Straße aus dem Föhntal hinauf nach Seiffen.

Es ist der Geburtsort all der Herrlichkeiten, die ein Kinderherz bei jedem Christfest mit unendlichem Jubel erfüllen. Die Schäfchen und Kühe, Kamele, Pferdchen, Ziegen, Hühner, Tauben, Gänse, hier gehen sie aus vielen, vielen fleißigen Händen hervor, ebenso wie die Männlein und Weiblein, die Häuser und Häuslein,

Bäume, Kirchen, Bänne und Fuhrwerke, es ist eine Welt im kleinen. Die Welt des Kinderspiels, die den „Großen“ oft so fremd ist, sie ist eine Welt heiliger Träume, die du nicht stören darfst. Wir gehen zunächst in die Fachschule der Spielzeugschnitzer. Welche Fülle von Kinderglück bergen doch die vielen Ausstellungschränke hinter ihren großen Glasscheiben! So viel Lichterengel, Rucknacker aller Größe, so viel Räuchermännlein und Tiere aller Art waren da, daß mein Mädel allen

Ernstes meinte, hier sei die große Himmelswerkstatt, in der die Engel für die guten Kinder schaffen und das große Vorratshaus, aus dem Knecht Ruprecht dann die Wagen und Pferdchen, die Puppenmöbel für Küche und Stube und die schönen Krippen holt, in denen Maria mit dem Jesuskinde unter dem hohen spitzen Dach des Erzgebirgshauses sitzen, um das die süßen Englein nach den Klängen „Stille Nacht, heilige Nacht“ einen Ringelreihen schlingen.

Welche Kunstfertigkeit liegt doch in all den Schöpfungen der Bewohner dieser armen Gegend! Ihr eigenes Leben bot ihnen trotz äußerer Armut oder eben gerade darum, eine Fülle von Modellen. Da ist der Waldarbeiter Bellmann und seine Frau wie sie Auguste Müller aus ihrer reichen Phantasie nach dem Leben schnitzte, oder ein Gänseleiel von derselben Künstlerin. Allen ihren Figuren fügte sie auf der Unterseite des Standbrettes auf einem weißen Zettel in ureigener Rechtschreibung und Ausdrucksweise eine Erklärung der Darstellung und der Leute aus dem Orte hinzu. Selbst der Herr Jesus steht unter einem Palmenbaum im erzgebirgischen Wettermantel und spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, und die Buben und Mädchen, die den lieben Heiland umdrängen, tragen die Gewandung der Kinder von Seiffen. So malen sich in den kindlich frommen Herzen dieser alten Holzschneidkünstler auch die Personen der heiligen Geschichte stets auf dem Grunde ihrer Heimat. Die zweiundachtzigjährige Künstlerin, die sich „Schnitzerin und Malerin in Seiffen“ nannte, ist unterdessen zur Ruhe gegangen. Aus Volk und Heimat heraus wuchs ihr Schaffen, eine Volkskünstlerin im wahren Sinne des Wortes. Schätze hat sie sich auch keine sammeln können, und der Heimatschutz übernahm ihr Begräbnis, um ihr die Armenbestattung zu ersparen.

Aus dem Volke heraus wuchs auch die Darstellung des ganzen Erzgebirgsortes im letzten Saale. Tief im Winterschnee liegt das Städtlein. Es ist Seiffen selbst mit seiner runden Kirche, die eine Spielzeugform der Dresdner Frauenkirche von George Bähr ist. Vom Turme erklingt der Weihnachtschoral, und genau dargestellt sind die Straßen und Wege wie sie zum Kirchlein führen und die Häuser wie sie an den Wegen stehen. Hell erleuchtet sind die Fenster des Gotteshauses, und in den Figuren, die „auf laufendem Band“ hineinspazieren, um die frohe Botschaft zu hören, wird man manchen Einwohner von Seiffen genau erkennen. Die Darstellung der Dinge als Holzspielwaren hat Schritt gehalten mit dem modernen Leben: wir

sehen neben dem alten Wagen mit 4 Pferden die Eisenbahn, neben der alten gelben Postkutsche das Auto, neben dem Segelschiff das Flugzeug. Und welche unendliche Liebe liegt in der Ausführung! Wie konnten doch nur die hart gearbeiteten Hände solch feine Dinge schaffen! Dinge, die schon durch ihre Winzigkeit entzücken: da ist eine Puppenstube in einer — Streichholzschachtel, die sonst 3 Pfennige kostet, oder ein Kaufmannsladen, ein Pferdestall in derselben winzigen Kleinheit in einer eben solchen Behausung.

Wir wandern durch den Ort und wollen einkehren hier und da bei den fleißigen Händen, die die Erfüllung der Kinderträume möglich werden lassen. Da kommen wir zu Schnerts, freundlich heißt man uns willkommen, als kenne man uns längst als gute Bekannte. Sie malen gerade Männel, alle, die ganze Familie. Der Vater macht die Roharbeit in Holz und Form. Die eigentliche Künstlerin ist die Mutter. Nach ihren Angaben wird gemalt: blaue Jacken, goldene Knöpfe, rote Mützen, also Eisenbahn. Auch die Gesichter, so klein sie sind, haben Ausdruck, ja, die Nase ist besonders angeleimt und läßt alle möglichen Charakterstudien zu. Auch die Schwiegertochter hilft mit und ihr „Gung“; denn viele Hände sind nötig, muß doch jedes kleine Männlein 24mal durch die Finger gehen, ehe es fertig ist. Und der Verdienst? 4 Mark das ganze Schock, mehr zahlt der Verleger nicht. Gerhart Hauptmann hat ja in seinem „Rater Lampe“ das ganze Verlegerunwesen gekennzeichnet, aber es geht auch nicht ohne Verleger; denn die Leute sind ja gar nicht in der Lage, auch die einfachste Form kaufmännischen Verkehrs, wie Pieferschein, Rechnung und Quittung zu erfüllen. Wohin wir auch kommen, in allen Stuben ist es furchtbar warm, damit die Ware bald trocken wird, und wir sind froh, als uns wieder die kühle Herbstluft umweht. Vermlich sieht es überall aus: an dem Fenster steht der Tisch, der mit halbfertiger Arbeit bedeckt ist. An der Wand steht das Bett und neben dem Ofen die Kommode, in der und auf der das nötigste Geschirr zu finden ist. Der Raum ist Wohn-, Schlaf-, Koch- und Arbeitsstätte zu gleicher Zeit.

In einem der kleinsten der schindelgedeckten Häuschen trafen wir zwei ganz alte Leute. Die Armut schaute von jeder Wand hernieder. Der Mann gelähmt, die Frau kaum noch arbeitsfähig, er 75, sie 73 Jahre, und wie hatte sie das Leben mitgenommen! Sie machten nur grüne Bäume für die Herden der Bauernhöfe, die andere schnitzten. Nur Pfennige noch konnten sie verdienen, und in einer Kranken-

kasse oder Versicherung waren sie auch nicht. In diesem Raume war immer grauer Novembertag. Mit Wehmut im Herzen gingen wir weiter. Es ist gleich, ob wir in Seiffen, Oberseiffenbach, Heidelberg oder Deutsch-Einsiedel einkehren. Die Formen sind verschieden, aber die Arbeit ist gleich. In einem freundlichen Holzhaufe machte man besonders gute Ware: Zwergmännlein, die Lichter tragen, Engel mit Kerzen in den weißen Händen und kleine Wagen aller Art. Da ist der Heuwagen, der Wagen des Rolkutschers, des Bauern, der aufs Feld fährt, der Gemüsemann, der Schlitten zum Spazierenfahren und der Kastenschlitten für Lastfahren. Nicht die Wagenrunge fehlt und nicht das Dratsch für die Pferde, so fein ist alles gemacht. Und für ein ganzes Fuhrwerk wollten die Leute nur 20 Pfennige haben! O ihr bescheidenen Menschen! Ja, Schätze könnt ihr euch nicht sammeln!

Das konnte auch der Soldatenennert nicht, der alle möglichen Regimenter aufmarschieren ließ, alles ganz uniformiert. Von Sachsen aber ließ er nur die Dresdener Gardereiter gelten, sie waren aber auch besonders stattlich im blanken Helm und blauen Rock und weißen Hosen. Besonders ins Ausland ist von seinen Arbeiten viel geschafft worden. Und der Türkenottlieb, der so wundervolle Räucherhämmel machte! Eine rote oder blaue Jade hatten seine Figuren, den Kopf krönte ein dicker Turban von weißer, grüner oder gelber Farbe, die lange Pfeife führt zum Munde, dem die feinen Rauchwölkchen entquollen. Das waren die Figurenschnitzer aus dem Volke. Sie sind alle dahingegangen, dorthin, wo ihre müden Hände für immer ruhen. Und die jungen Leute? Nur wenige treiben das väterliche Handwerk weiter. Ein einziger ist noch in Seiffen, der die Ringe dreht, aus deren Querschnitt man die vielen Tiergestalten abspalten kann. Die meisten Leute suchen heute in den Fabriken lohnenderen Verdienst.

Wir wandern wieder dem Tale zu und durchschreiten die wenigen Häuser von Steinhübel, die sich wie Schutz suchend an die Höhe des Schwartenberges anlehnen. Der Novemberwind saust in den Bugelbeerbäumen und reißt die letzten roten Beeren herunter. Ueber Dittersbach gewinnen wir das waldige Tal des Mortelgrundes, und als wir abends in Sayda wieder im Auto sitzen, lehnt sich das blonde Köpfchen meines Kindes im Schläfe an mich, und im Traume lächelt das unschuldige Gesichtlein und sagt mir voll Glück, daß es wieder in Knecht Ruprechts Werkstatt weilt.

Ein Dokument aus schwerer Zeit.

1813! Der ganze europäische Kontinent brannte wie hundert Jahre später noch einmal in schrecklicher Weise. Napoleon I. hatte in jahrelangen Kriegen Deutschland in die Knie gezwungen. Verachtete ein Jahr vorher auch den russischen Kolos zu zertrümmern. Bezahlte den

Versuch mit dem Verluste seines Riesenherreres, das in Moskau, an der Beresina, in den winterlichen Einöden Rußlands vernichtet wurde. In jagender Eile verließ er seine geschlagenen Truppen auf der Flucht nach Frankreich, um dort ein neues Heer aus dem Boden zu stampfen. Wie-

der überfluteten französische Regimenter 1813 die sächsische Elbegegend, um sich den Heeren der Russen, Oesterreicher und Preußen entgegen zu werfen. Die Schlacht bei Dresden entbrannte am 26. und 27. August. Zwar gelang es Napoleon sich hier der Vernichtung durch die verbün-

deten Truppen zu entziehen, aber das Verhängnis schritt unaufhaltsam weiter. Bei Leipzig stellte er sich seinen Feinden, es kam zur mörderischen Schlacht des 18. und 19. Oktober. Sachsen stand noch auf Seiten des Usurpators, gehörte zum Rheinbund. Die Verbündeten behandelten es als Feindesland. Aber auch die mit Sachsen verbundenen Truppen Napoleons hausten wie Feinde auf dem flachen Lande.

Von den Bedrückungen, die das Landvolk unserer Gegend in jener Zeit zu erleiden hatte, geben Aufzeichnungen Kunde, die der Besitzer der Windmühle zu Brodwitz in der Zeit vom 4. September bis zum 9. November 1813 über seine Erlebnisse machte und die uns von Herrn Oberlehrer Frenzel, Dresden-N. freundlich zur Verfügung gestellt wurden. Der wackere Windmüller von Brodwitz

schreibt in seinem etwas ungelassenen Deutsch: Den 4ten September 1813 haben mir 8 Franzosen überfallen, das ich einen großen Schreck und Todesfurcht hatte. Meinen Vorräten haben sie den ganzen Kopf blutrünstig geschlagen und mir mein Scherbeil nebst einer Kanne Budder (!) und halb Brod und dergleichen Kleinigkeiten (genommen). Die Michaelisnacht, den 29. September, haben mich wieder 20 Mann Kosaken überfallen, welche sich hier unter meiner Bodmühle ein Büdlet (Pisfet) machten und ich ihn Hen u. dergl. vieles geben bis früh 2 Uhr. Alsdann gingen sie vor und wollten Schlochum (?) machen. Den Sonnabend, den 23ten October die nacht überföhlen mir wieder 4 Mann Kriegerliche (Oesterreicher) nebst ein Spießhüben. Dieses war eine beschwerliche Nacht sie nahmen mir viel Kleinigkeiten

und das Schwerd setzten sie mir oft auf die Brust, die Nacht ging wieder in Klummer und Sorge hin. Den 9. November die Nacht um 10 Uhr bin ich wieder von 2 Mann Kaiserlicher Infanterie überfallen worden. Leiter Gottes, dieses war die allerschlechteste Nacht unter allen, da setzten es Blutvergüßen und nahmen mir noch 2 Scheffel Mehl mite, welches sie wieder in Kofewig verkauft haben und ich zwey Blessuren in rechten Bein (erhielt). Meinen Vorräten dathen sie ein Fünfer halb abhauen und etliche Bauern noch halb tod. Ich machte mir den Rücken frei und ritterte (retirierde) ins Taubenhaus. Mein Vorsch machte zum Wellloch naus. Nun brannten sie die Mühle an, alsdann ging es fort. Soweit der alte Brodwißer Windmüller von seinen Erlebnissen anno 1813.

Butterbereitung in alter und neuer Zeit.

Die Butter, eines der bekanntesten und hochwertigsten Volksnahrungsmittel, hat eine sehr lange und oft recht interessante Entwicklungsgeschichte aufzuweisen. Butterbrot, Buttergebäck, Butterpeisen usw. sind erst Begriffe, die 150 bis 200 Jahre alt sind, während man in früheren Jahrhunderten die Butter viel mehr als Heilsalbe, Kosmetikum, Salböl usw. schätzte.

Die Herstellung der Butter aus Rahm zerfällt in zwei Phasen: 1. Die Aufrahmung, d. h. die Sammlung des in der Milch in Form von feinen Tröpfchen verteilten Fetts, 2. die Verbutterung des Rahms.

Als der Mensch erkannt hatte, daß das Fett sich bei ruhigem Stehen an der Oberfläche der Milch ansammelt, hatte er neben seinen sonstigen primitiven Werkzeugen auch bald besondere Aufrahmtöpfe.

Schwierig war es unzweifelhaft, die Rahmschicht von den Töpfen zu entfernen. Die älteste schriftliche Urkunde hierüber hat uns der Bischof Venantius von Poitiers hinterlassen, der um 600 schreibt, wie der Rahm durch Abheben mit der Hand von der Milch entfernt wurde. Im Laufe der Jahrhunderte vervollkommnete sich das Aufrahmgefäß und zum Abschöpfen

des Rahms nahm man besondere Löffel oder Kellen. Den Rahm goß man in Rahmtöpfe oder Rahmhäfen und quirlte mit Holzlöffeln oder besonderen Quirlen solange, bis sich die Butter gebildet hatte. Diese primitive Form der Buttermahlung hat viele Stadien der Veränderung und Verbesserung durchgemacht, bis man zum Stoßbuttersaß kam. Nur in Indien hat sich der Butterquirl teilweise bis heute in verschiedenen Gegenden erhalten. Aber durch Schlagen und Schütteln sauer gewordener Milch konnte man Butterfett gewinnen. So nähte man z. B. bei den Kirgisen zu diesem Zwecke Tierfelle zu einem Sack zusammen, schlug und knetete so lange, bis sich das Butterfett abgeschieden hatte. Diese Art der Buttermahlung wurde auch lange von den Arabern bevorzugt; man nannte diesen Butterschlauch „Girbe“.

J. S. Buckingham berichtet über seine Reise in Mesopotamien 1828, wie er u. a. gesehen habe, daß man in der Gegend von Aleppo die ungekochte Milch in ein Ziegenfell gegossen habe. „Dann hängt man die Haut mit Seilen an einen Pflock an eine Mauer des Hauses“. Hierauf wird die Haut hin und her geschüttelt, bis die Milch ausgebuttert hat. — Man kann überzeugt

sein, daß die so gewonnene „Butter“ von unseren heutigen Begriffen darüber weit entfernt war.

Mit Freude und Genugtuung kann man feststellen, daß die Butterherstellung heute bedeutend appetitlicher und hygienischer vor sich geht. Unsere Molkereien haben sich die Errungenschaften der Technik in großem Umfang zunutze gemacht. Viele Tausende von Litern Milch werden täglich sorgfältig ausgesucht, mit Hilfe der Zentrifugalkraft entrahmt — moderne Zentrifugen entrahmen bis zu 15 000 Liter Milch pro Stunde — der Rahm wird von unerwünschten Keimen befreit und dann in sinnreichen Maschinen verbuttert, gewaschen und gealzen. Keine Menschenhand berührt das kostbare Gut unnötigerweise. Neuerdings wird die Butter sogar noch durch Maschinen sorgfältig abgewogen und zu ¼ Pfund- oder 1 Pfund-Paketen verpackt. Also auch hier die denkbar hygienischste Art der Behandlung, welche den erhöhten Qualitätsansprüchen in weitgehendster Weise Rechnung trägt. Diese Sorgfalt ist aber auch nötig, weil Naturbutter das hochwertigste, edelste und am leichtesten verdauliche Fett für die menschliche Ernährung ist.

Die vierte Jahrhundertfeier des Kakao.

Nun sind es genau vier Jahrhunderte, seitdem der Kakao nach Europa eingeführt wurde. Kolumbus fand das Getränk bei den Eingeborenen Westindiens. Als Cortez nach Mexiko kam, waren Kakaobohnen — die gesetzliche Münze. Der König Montezuma war geradezu verrückt nach Kakao und trank persönlich nicht weniger als 50 Tassen täglich. Wieviel so eine Tasse fassen konnte, ist nicht überliefert, aber daß der König ein mächtiger Trinker war, weiß man ganz genau.

Im Jahre 1524 führten die Spanier den Kakao in ihr Land ein. Aber noch im Jahre 1657 war er eine Neuheit in London. Ein französischer Kaufmann aus Bishop-gate brachte ihn nach Großbritannien, und bei ihm entdeckte ihn die Kö-

nigin Anna, die daraus die große Mode machte. Im 18. Jahrhundert wurde der Klub „Cocoa-Thea“ gegründet, und hier gesellte sich bald zur süßen Gewohnheit des Kakaochlürfens die süße Gewohnheit — des Hazard-Spiels. Es ist für uns unglaublich, aber die Leute verloren, wie der berühmte Walpole berichtet, — beim Kakao! — oft 180 000 Pfund Sterling auf einen Saß.

Glückauf-Kalender 1931.

herausgegeben v. Pfarrer Friedrich Herm. Löcher, Glückauf-Verlag Schwarzenberg Sa., Preis M. 2.25.

Der Kalender ist der liebe alte Bekannte von ehemals. Er legt nach wie vor Wert darauf, uns einen Blick in die weite er-

gebirgische Heimat an der Hand eines schönen Bildes tun zu lassen. Anheimeln soll es, das Herz warm halten in dem Hinweis, daß ist deine Heimatlandschaft, ihre Menschen, ihre schönen verträumten Winkel. Das gibt es auch noch neben all deinen Sorgen, die dich bedrängen. Durch viele Stürme hat es sich hindurch gerettet, ist von so vielen Heimatverbundenen Menschen geschaffen und geheget worden, hat vielleicht Geschlechter schon erwärmt mit dem Gefühl, die Brücke zu bilden zwischen dem Einst und Jetzt. So wollen wir es wert halten, daß es auch Brücke werde zwischen dem Jetzt und dem Kommenden. So ist der Glückauf-Kalender auch diesmal wieder ein rechter Führer und Freund. Er würde dir fehlen, wenn er dich nicht auch im neuen Jahr auf deiner Arbeitsstätte begrüßte.

Dr. Fröbe.

111/9/280 JG

18. Juli 1971

1. April 1978

06. März 1987

22. Juli 1980

23. Juli 1980

30. Juli 1985

29. Sep. 1988

01. Nov. 1988

7. April 1991

Hinweise

En.

Signatur	2. 4° 2296	Stok	BC
----------	------------	------	----

RS

7
1930

Bub

AK

Titelaufn.

AKB

FK - Sachsen Jm

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleiher-
vermerk

III/9/280 Jd-G 80/61

2. 4° 2296

